

Umrisse
aus
meinem Skizzenbuche.

Erster Theil.

Onde si muovono a diversi porti
Per lo gran mar dell'essere, e ciascuna
Con istinto a lei dato che la porti.

DANTE.

Hannover, 1827.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhaltung.

Euch,
Ihr Götter meines stillen Herdes,
die ihr mein Häuschen schirmt, und die darin wohnen,
und ihre Liebe und Treue nährt und lohnt - und

Dir,
meine hochverehrte, theure Mutter,
die Du mit jenen im Bunde, von ihnen gerufen, vom
Morgen her in unser Häuschen zogst, hier vielfach die
Liebe und Treue zu üben und zu erndten, deren goldene
Saat Du einst in reicher Fülle in meine jugendliche Seele
streutest - und

Dir,
geliebtes, theures Weib,
die Du mit zartem, heiterm Sinn in unsrer blühenden
Kinder froher Schar, und in des Hauses stillem Frieden
regsam waltest, des Lebens schönste Krone, der Liebe
und Treue schönsten Kranz um meine Schläfe schlangst -

Euch allen widmet diese Blätter,
deren Inhalt oft das trauliche Gespräch belebte, in der
geselligen Theestunde und unterm Dom der sieben Eichen,
mit dankerfülltem Herzen

Euer Freund - Ihr kennt ihn ja!

Inhalt.

Zueignung.

Des armen Malers Wittwe.

Das Mitleiden gefühlvoller Weltleute und des rohen Schiffskochs. S. 4 u. 5. - Nützliche Beschäftigung ist Leidenden Balsam. 6. - Das fremde Kind ist doch auch ihr Kind. 7. - Windstille zur See. 9. - Der Sorgen brechende Schlaf. 11. - und der 8. Vers des 1.. Cap. Matthäi. 12. - Es giebt hohe Tröstungen im Anschauen der ewigen Natur und der Werke des Schöpfers. 12. - Die großen Worte machen es nicht aus. 16. - Die großen Dinge lernt der schlichte Menschenverstand am besten begreifen. - Der Gelehrte weiß nicht immer zu schauen. 18. - Die Religion des Nichtunter-richteten. 20. - Wie der Menschenfreund Vater wird. 22. - Wie der Haufe den Redlichen beurtheilt. 23.

Liefland zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Riga. S. 27. - Die Schiffsbrücke. 29. - Die Heerstraße. 30. - Die Krüge. 32. - Lustgärten. 36. - Wohnungen, Contraste. 38. - Die Aa. 40. - Die liefländische Schweiz. 42. - Wenden. 46. - Die Baronin B. 49. - Der Obrist X. 54. - Sein Pferdestall. 56. - Ländliche Tafel. 60. - Des alten Onkels Tischreden. 62. - Julchen und Norchen. 65. - Spazierritt am Morgen. 70. - Schattenseite der Landwirtschaft. 74. - Dreschmaschinen. 75. - Des Onkels Abendstündchen. 80. - Die Tochter des Gordonitschen. 83. - Des Onkels Erziehung. 86. - Arge Dornen der Ordnungsliebe. 87. - Pedanterie. 89. - Was der Hofmeister Ordnung nennt. 90. - Wohl dem, der noch sechs Jahre retten kann! 93. - Abreise. 95. - Schloß H. 96. - Der große Garten zu Nacht. 100. - Es muß nicht gerade alles viel Geld kosten. 106. - Die Hofmeister in Livland. 110. - Gartenkritik. 113. - Spuren des Herrn Müller. 124. - Jagd. 127. - Hasenhetze. 130. - Jägerpedanterie. 137. - Bären- und Elens-Jagden. 139. - Wolfs-Jagden. 141. - Gruppe am Embachufer. 147. - Das Elend der Sünde. 153. - Religion und Erziehung. 156. - Totschlag und Krieg. 159. - Warum es Könige giebt. 165. - Warum man Unterthan seyn mag. 170. - Das vornehme: Ein ander Mal. 175.

Der Postschreiber zu R.

Wohlthätigkeitsdressur. 183. - Die Wohlthätigkeit eine Gesinnung. 184. - Der Minister ist wohlthätig. 185. - Der Steuereinnnehmer auch. 187. - Der Steuereinnnehmer ist zu Zeiten lauiger Wohlthäter. 189. - Der Minister treibt die Wohlthätigkeit en gros. 191. - Der Steuereinnnehmer giebt nicht viel Geld, aber er hilft viel. 193. - Der Minister giebt viel, aber es hilft nicht viel. 195. - Wie vielleicht Sodom noch zu retten war. 200. - usw.

Der fucinische See auf dem Apennin.

Tivoli vor Tage. 209. - Wie man hier zu Lande die Esel flink macht. 211. - Schaafheerden. 213. - Der Mühlgrund. 214. - Das Franciscaner-Kloster S. Cosimato bey Vicovaro. 217. - Die vulkanischen römischen Weine. 218. - Pianura de cavalieri. 222. - Climatische

Breite und Höhe. 223. - Digentia. 224. - via valeria. 225. - Wie man im Gebirge Fremde aufnimmt. 227. - Vorurtheile der Europäer gegen die Italiener. 229. - Das Castello die Carsoli. 232. - Die alten Gemäuer behalten den Reiz der Neuheit nicht. 233. - Die Schlacht des Conradin. 236. - Die Familie Mari. 237. - Der Abate und Menicuccia im Wettgesange. 240. - Die Verlassene. 241. - Schöner, wilder Weg im Gebirge. 245. - Lage von Tagliacozzo. 244. - Die Osteria. 245. - Das Haus Mancini. 247. - Der Grünmantel. 250. - Wieland's Weltbürger. 259. - Der Hügel von Alba. 267. - Avezzano. 268. - Von Vincenzo Menicucci. 268. - Der Antiquar. 272. - Auf dem See. 273. - Der Emissar des Claudius. 274. - Ortuchio. 283. - Luco. 284. - Die Luftziegel des Vitruv. 285. - Alba. 290. - Aussicht. 292. - Das deutsche Lied. 294. - Der Landsmann. 296. - Fritz Holm, unser Reisegefährte. 297. - Capistrello. 298. - Serra di. S. Antonio. 301. - Felettino. 304. - Don Fedele Ottaviano. 305. - Die Frauentrachten. 307. - Politische Ansichten. 310. - Die 300 Sonette. 313. - Die Quellen des Anio. 314. - Cyclopische Mauern zu Alatri. 323. - Der Wettstreit der Sänger in der Osteria. 329. - Ariost's siebenter Gesang. 331. - Das dankbare Publicum. 332. - wird lästig. 333. - Die heiligen drey Könige. 336. - Ferentino. 339. - Don Angelo Ghetti. 339. - Don Luigi Campovecchio. 340. - Die Nichte des Bischofs. 342. - Der neue Gefährte ist ein alter Bekannter. 345. - Ave Maria von Graß. 346. - Don Diomedes Gianunzzi. 350. - Fahrt nach Anagni. 350. - Die schöne Louise. 352. - Mademoiselle Brenna. 357. - Alterthümer und Bilder. 358. - Dornen des Umerziehens. 360. - Zeichnen und Malen. 361. - Auch eine Nacht des Gesanges. 367. - Unser Landmann ist kein Chirurg. 370. - Des jungen Gefährten Elementar-Botanik (371.) ist im Anhang fortgesetzt, um so besser überschlagen zu werden. - Sorge um die schöne Louise. 379. - Frühe Abreise von Anagni. 383. - Ariziazzo. 384. - Santa Scolastica bey Subiaco. 385. - Der Abt des Klosters. 386. - Don Episanio Campanari. 389. - S. Bendetto. 391. - Der Fall des Anio. 392. - Das Saranzenen-Bad. 393. - Das Thal der Wasserleitungen. 396.

Anhang S. 397.

Des armen Malers Wittwe.

Ermüdet, wie mein Gaul, von der langen Tagesreise, traf ich Abends im Gasthofs ein, als man sich zur Abendmahlzeit an der Wirthstafel versammelte. - Der größte Theil der Gesellschaft entfernte sich nach gehöriger Sättigung; einige Personen, unter ihnen habitués aus der Stadt, ließen sich noch einen Schoppen Wein geben, dabey ein Stündchen zu verplaudern, wie es oft unverehelichte Männer, die keine Familie und Tisch zu Hause haben, gewohnt sind. - Vertraulichkeit und Gesprächigkeit pflegen unter solchen Umständen zuzunehmen, je enger der Kreis der Versammlung geschlossen ist. Man redete jetzt auch einen Fremden an, einen stattlichen, bejahrten Mann, der am Nachmittage eingetroffen war und bey Tische noch nicht gesprochen hatte; bisher hatte ich ihn, ungeachtet seiner kräftigen Gestalt und edlen Haltung, mehr als ein halbes Jahrhundert alt gehalten, jetzt, da ihn das Gespräch belebte, schien er sehr viel jünger zu seyn. Mit einer eigenen stillen Würde und sanften Heiterkeit in seinem ganzen Wesen, gab er Bescheid auf alle Fragen, die an ihn, oft nicht im bescheidensten Tone, gerichtet wurden; er ward sogar gesprächig, und sprach so unterrichtend und anziehend, daß ihm alle zuhörten, ohne ihn zu unterbrechen, und selbst bis die wohlgenährte Frau Wirthin näher rückte, die fleischigen Arme unter der Brust gekreuzt, sich auf den Tisch lehnte und aufhorchte. Als der Fremde auf die Reisegesellschaft im Schiffe zu sprechen kam, erzählte er unter andern Folgendes:

An dem Einschiffungsplatze fand ich, unter den Genossen der Reise, auch eine arme Frau mit drey Kindern, von denen das jüngste nur einige Monate alt war. Vor wenigen Wochen war ihr Ehemann, ein Maler, gestorben und hatte ihr an zeitlichen Gütern nichts als einige Umriss auf zerstreuten Blättern, ein angefangenes Gemälde und einige abgenutzte Pinsel hinterlassen. Es ist ein Wunder seltne Sache, daß ein armer Maler Freunde habe in der Welt, und daß nach seinem Tode Weib und Kinder Schutz und Theilnahme finden. Wie aber die Vorsehung zu ihren Zwecken oft Mittel braucht und Wege einschlägt, die uns unbegreiflich sind, so läßt sie auch zu, daß manche weichgeschaffene Seelen das Elend der tiefsten Armuth so wenig schauen mögen, als ihr zartes Ohr den Mißton einer verstimmten Geige ertragen kann; daß sie daher, wenn nicht auszuweichen ist, gleich alle Hülfe leisten, den Gegenstand des Elendes sich aus den Augen, den gefühlverletzenden Anblick sich aus dem Gedächtniß zu bringen, und vor der Welt für Menschen höchster Wohlthätigkeit gelten. So gab es auch in jener Stadt zarte Seelen, die ihr Ansehen dazu brauchten, von reichen und gutwilligen Leuten so viel Almosen zusammen zu bringen, als die Seereise der armen Frau mit ihren Kindern etwa kosten konnte. Diese hat ja drüben Verwandte, die freylich eben so arm sind, aber den kargen Bissen, wie man meynt, schon eher mit ihr theilen können, als Fremde, die keineswegs befugt sind, sich mit einer Familie zu belasten, die sie nichts angeht. Schlichte ehrsame Bürger, denen kein Dürftiger ein Fremder ist, sind in solchen Fällen nicht immer bey der Hand. Es fand sich auch lange kein Schiffer, der für mäßigen Lohn die arme Frau mitzunehmen sich bewegen lassen, denn dergleichen hülflose Geschöpfe, so wenig man sich auch in der Folge um sie bekümmert, drohen doch durch ihren Zustand mit der Last größerer Sorgfalt. Doch ward ein gemeiner Matrose, der Koch Berend, von einem segelfertigen kleinen Schoner, von dem Anblicke der Hülfbedürftigen gerührt; dringend bat er den Schiffer, die Armen in dem Roose beherbergen zu dürfen, wo er Herr und Meister sey; versprach, sie so zu versorgen, daß sie keinem lästig werden sollten, und verzichtete auf alle Vergütung. So wurden sie untergebracht.

Ehe aber noch unser Schiff unter Segel ging, in dem bunten Getümmel der rohen und gleichgültigen Menge auf dem Einschiffungsplatze, war der Säugling der armen Frau plötzlich erkrankt und gestorben. Man scharfte ihn sogleich in die Erde, um jede mögliche

Verzögerung der Einschiffung zu vermeiden, und niemand fragte nach dem Jammer der Mutter, der der Leichnam nur mit Gewalt entrissen werden konnte. Dies geschah um Mitternacht. Um fünf Uhr Morgens ward der Wind günstig, Alles eilte an Bord, und da fand ich auch das unglückliche Weib mitten unter der geschäftigen, rohen Schiffsmannschaft und der lauten Passagiermenge von Gleich-gültigen aller Art.

Nach einigen Tagen ließ sich bemerken, wie die Noth die tiefgebeugte Mutter Ergebung lehrte und ihr den Trost der Beschäftigung gewährte. Es giebt auf Schiffen allerley zu thun, was Frauen besser ausrichten als Männer; kaum begann sie dem, was um sie vorging, einige Aufmerksamkeit zu schenken, so zeigte sie sich auch behülflich und anstellig; als man sie thätig und tüchtig in mancherley Dienst-leistungen sah, so fehlte es ihr auch nicht an Mühe und Arbeit; vom frühen Morgen bis zu Abend hatte sie für Jedermann zu waschen, zu nähen, zu flicken und zu kochen. Wenn es aber Nacht geworden war, jeder auf seiner Schlafstätte vom Müßiggang und der Langeweile ausruhte, eine tiefe Stille auf dem Fahrzeuge die große Ruhe der Natur auf dem weiten dunkeln Meer feyerte, der Matrose am Steuer-ruder gemächlich hin und her rückte, bald auf die Segel, bald auf den Compaß sah, den ein schwaches Lämpchen matt erleuchtete, der Schiffer oder der Steuermann still und gedankenlos auf dem Verdeck auf und niederging, mit dem Schläfe kämpfend, bald nach der Uhr sah, bald wieder auf die Seecarte, auf der er mit einem plumpen Zirkel das Maaß auf dem Cours verglich und mit einem plumpem Kreidestrich den Punkt bezeichnete, auf dem man war; wenn diese immer erneuerten, einförmigen Wiederholungen in taktmäßiger Langweiligkeit den letzten wachen Passagier eingeschläfert und die arme Frau mit ihrem Gram allein gelassen hatten, dann schickte auch sie sich zur Ruhe an, sah nach den schlafenden Kindern, ordnete ihre Kleidungsstücke in der Koje, holte des Koches Bibel aus dem Koffer hervor, hielt sie an das Lämpchen, las mit Andacht ein Capitel im Evangelium, und während sie ihr Haar aufband und eine reinliche Nachthaube aufsetzte, sang sie leise einen Psalm, meist den 119ten, wobey ihr manche Thräne in den Schooß fiel, und gewiß! es ziemte ihr wohl zu singen: „Wie habe ich Dein Gesetz so lieb! Täglich rede ich davon.“

Sie bedurfte dieses besten Trostes freylich ihm hohen Grade, aber sie verdiente ihn auch im reichen Maaße. Wer hätte ihr Hülfe und Theilnahme versagen können! ihr, die an Liebe und Erbarmen so reich war! Das älteste ihrer Kinder war nicht einmal ihr eignes Kind, wie ich später erfuhr. Ihr verstorbener Gatte hatte es einst als zartes Knäblein aus Rom mitgebracht, wo eine harte Frau dies Kind und ein Mädchen gleichen Alters, Zwillinge unbekannter Eltern, mißhandelte und sie ihm, der sich ihrer erbarmte, für eine unbedeutende Summe überließ. Das Mägdlein nahm eine vornehme bejahrte Dame zu sich; das Knäblein behielt der Maler bey sich und trat damit bald die Reise in die nördlicheren Heymath an, wo ihn seit Jahren die Braut erwartete. Er litt Schiffbruch, verlor alle Habe, alles wohl erworbenes Eigenthum vieljährigen Fleißes; nur das Knäblein rettete er, nahm's auf den Rücken und pilgerte nach Hause, wo ihn die Braut mit einer Freude empfing, als käme er mit reichen Schätzen schwer beladen heim, ihn bald darauf heirathete und nach drey Jahren seinen Tod beweinen mußte. Das fremde Kind war ihr so lieb wie ihr eigenes; durch die zärtlichste Liebe und Sorgfalt hatte sie sich's auch eigen gemacht und längst vergessen, daß es einst nicht ihr Kind gewesen war. Nun hätte man aber sehen sollen, wie sich das arme Weib sich diese fremde Last durch grenzenlose Liebe und Treue und Aufmerksamkeit erleichterte, indem sie beyden Kindern in allen Bedürfnissen zuvorkam, in leiblichen und geistigen; sich's mit dem ältern Kinde ungleich sauer werden ließ, es zu allerley kleinen Geschicklichkeiten anwies, im Lesen und in nützlicher Beschäftigung, ihm Sanftmuth, Bescheidenheit und Selbstbeherrschung lehrte, und es nie zu Bett brachte, ohne mit dem Kinde dem Vater alles Guten und alles Segens zu danken und mit Inbrunst zu ihm zu beten.

Ich hatte dies anziehende Bild fast immer vor Augen, zumal am späten Abend; denn ich habe von jeher die Nacht geliebt, deren wohlthätiger Schleyer und das oft so bedeutungslose Bild, das oft so leere Treiben der bunten Menge am langen Tage verbirgt und dagegen in ihren magischen Schatten den verwirrenden Schleyer vor unserm Auge fallen läßt, daß die lieben alten Gedanken und Bilder, wie Träume einer schönern, eignen, ewig jungen Welt, vor unsrer Seele aufsteigen. So saß ich denn auch hier am liebsten auf dem Verdeck des Schiffes, wenn des Vollmondes silberne Straße auf den Wellen zitterte; oder des westlichen Himmels blendendes Roth und Gold erblaßte, dunkelte und die ewigen Sterne am Firmament zahllos entbrannten; oder wenn das Schifflein sich gewaltig gegen die Wogen bäumte und abwechselnd tief in sie versenkte, hochgethürmte Wellen brausend und schäumend sich hinter einander wälzten und in wilder Empörung tobten, der Sturm durch's Tauwerk heulte, die Masten in ihren Fugen knarrten, mehr und mehr die Segel alle eingezogen wurden, des Schiffers gebietende Stimme die Matrosen hiehin und dorthin trieb und alles auf dem hin und her geworfenen Fahrzeuge strauchelte. Immer bewunderte ich die Größe des nächtlichen Schauspiels, mannichfach beschäftigt mit dem Anblicke, wie er sich gab.

Eines Tages war Windstille eingetreten; von allen Übeln auf dem Meere den Seefahrern das verhaßteste. Jeder Matrose ist müßig und schläft so viel er kann, jeder Wachende überläßt sich allen Äußerungen des Unmuths; Steuer, Schiff und Compaß liegen unbeweglich; die hoch aufgezogenen Segel hängen schlaff und regungslos an den Masten herab, wie welke Blätter am dürrn Stengel; die Sonne brennt aufs Verdeck; ein Flaumfeder fällt senkrecht, wie ein Bleyloth, auf die unbewegliche, blendende Spiegelfläche des Meeres; hie und da schwimmt ein Seehund heran und hebt neugierig den Kopf über die Wasserfläche, auf der das Auge die immer weiteren Kreise ungehindert verfolgt, so weit es trägt; Jedermann ist im Verdruß über die Verzögerung der Fahrt, Unmuth und Langeweile machen unverträglich, es entspinnt sich Zwietracht unter den Reisegenossen - endlich neigt sich der lange Tag dem Abend zu und jeder schleicht müßig zu seinem Lager. - Auch ich war in Gefahr meine Heiterkeit zu verlieren. So lange noch Winde wehen, es sey, woher es wollte, meint man doch an irgend ein Ziel zu kommen; die widrigsten Winde sprechen eine deutliche Sprache; die Widerwärtigkeit ist entscheidend, man ergiebt sich wie man muß und tröstet sich wie man kann. Aber mitten in dem weiten starren Meere, wie verzaubert auf einem Flecke zu haften, einsam, hülflos und klein in dem unübersehbaren Raume, ganz dahingegeben unzu-berechnenden Möglichkeiten, das ist eine drückende und beängstigende Empfindung. Wenn sich aber endlich Nacht um uns gelagert hat, wo ist der Mißton in der Seele, der nicht weichen müßte dem Eindrücke des allgemeinen Einklanges, der höchsten Großheit in der Natur! Meer, Nacht, Stille, milde Luft! erlebe sie und suche, ob Du Größeres findest, sanfter Beruhigendes! Der Eindruck ward noch magischer, als auch des Mondes helle Scheibe über dem scharfen Umrisse der Horizontes aufging, sein Silber sich aufs Meer ergoß, leichte Wölcken Licht und Schatten von ihm bekamen, und milder Ernst, sanfte Beruhigung, große Bilder einzogen in das bewegte Menschenherz.

Zufällig blickte ich zur Seite; da lag das arme Weib und schlief, und neben ihr lagen die Kinder; der Mond blickte durch die offene Thür in den Roos und beleuchtete sie. Hat die Natur eine größere Wohlthat dem Müden, dem Bedrängten, dem Unglücklichen zu spenden, als den Schlaf? Ihr ganzes Leben hindurch mochte diese Frau gekämpft haben mit Mangel, Noth und Trübsal, du armes Mutterherz, wie oft magst du geblutet haben! und als ihr des Lebens einz'ge Stütze brach, mit welchen Thränen mag sie in des Gatten Grab hinabgeblickt haben! Welche Thränen kosteten ihr die letzten Tage selbst! und welche Thrä-

nen trüben ihren Blick in die düstere Zukunft! Verwandte, die sie kaum kennen, die selbst in Dürftigkeit das trockene Brod mit ihres Angesichtes Schweiß netzen; wie willkommen wird sie ihnen seyn? wie werden sie sie empfangen? welche Demüthigungen warten hier der Wittwe? welche neue Trübsal der Mutter? Und diese ganze Last des Elendes hat ihr jetzt der Schlaf sanft vom Herzen gehoben; ein Schlaf ohne Träume nach der Arbeit. Sie schlummert dort im Mondlicht so leicht und tief und sanft, wie es des Glücks verwöhntester Günstling nicht vermag. So segensreich sind die Wohlthaten der heiligen Natur!

Aber auch der süßeste Schlummer endet, der Labebecher versiegt; hinfällig und vergänglich, wie das Leben selbst, sind auch seine Wohlthaten. Kaum dankt der Erwachende dem täuschenden Schlafe die Stärkung zu neuen Mühen, neuen Kämpfen, neuen Thränen. O wer hier ein dauerndes Beruhigungsmittel fände! Keine Täuschung, auch die süßeste nicht, aber Trost in Wahrheit, in Erhebung der Seele vom drückenden Staube zur Freyheit des Lichtes! Mechanisch griff ich nach dem Buche, das die Wittwe liegen gelassen hatte, schlug es auf, und mein Auge fiel auf den 8. Vers des 11. Cap. Matthäi: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken.“ Wie so ein Liebesruf in der Seele wiederhallen kann! Kein Schlaf senkte sich auf meine Augenlider; tief bewegt, wie ich war, brachte ich auf dem Verdecke, lebhaft auf und nieder gehend, die Nacht zu, bis an den heitern Morgen, mit dem bestimmte, gute Vorsätze in mir gereift waren.

Es gab noch manchen langen Abend auf dem Schiffe, noch manche heitre, ruhige Nacht, in der mich nichts hinderte, die arme Frau in fortgesetzten Gesprächen zu erheitern. Es zeigte sich bald, daß sie bey großer Unwissenheit viel Verstand und Phantasie besaß, bey aller Unerfahrenheit viel Auffassungsvermögen, und besonders Unschuld, Gutmüthigkeit und zartes Gefühl in hohem Grade. Bey empfänglichen Menschen dieser Art findet das Wahre, Große und Schöne immer leicht Eingang; sie sind noch unverdorben durch vorgefaßte Meynungen und Vorurtheile; ihre Wünsche sind noch beschränkt und das zerstreute bunte Leben hat ihnen noch nicht die bestimmte Richtung auf die leere Weltherrlichkeit gegeben. Wie hätte ich den Versuch unterlassen können, guten Samen auszustreuen auf so guten Boden!

Schon als wir uns von dem Meere unterhielten, das uns hier so unmittelbar, das alle Länder und Reiche der Menschen umgiebt, mußte sie sich gewöhnen, den Verstand gefangen zu nehmen und bewundernd zu glauben. Die Thiere, die Pflanzen und die Thierpflanzen, das entbundene Licht in den Fluthen, die allgemeine, geheimnißvolle Bewegung des Meeres, sein großer Mechanismus im Zusammenhange mit dem glänzenden Körper des nächtlichen Firmaments - welche Wunder! welche Zeugen unerforschlicher Weisheit und Allmacht! - So kamen die Geschöpf des Erdbodens zur Sprache, in großen charakteristischen Massen, und bey einzelnen Arten ward noch verweilt, wenn ihre besondere Eigenthümlichkeit den Eindruck des Ganzen erhöhte und mit ihm vertrauter machte. Die Thiere unterschieden wir nach Gestalt, Lebensweise und Naturtrieben, wovon sich so vieles in physiologischen Sinne erklärt; die Pflanzen nach ihren Entwicklungsweisen; die Steine und Metalle vorübergehend, nach allgemeinen Beziehungen ihrer einfachen Stoffe. Die Beschränktheit der menschlichen Einsicht in die Gesetze der Natur, und selbst in dem Reichthum ihrer Hervorbringungen, trat dabey freylich in helles Licht, doch belebte die Ansicht im Allgemeinen die Gefühle der tiefsten Ehrfurcht gegen die unerforschliche Leitung der Dinge in der uns umgebenden Natur. Vor allem geschah dies in der Betrachtung des Erdballes, seinen Bestandtheilen und ihrer Fügung, seiner Gestalt und Bewegung nach, mit allen wunderbaren Erscheinungen, die er herbeiführt.

Den höchsten Grad erreichte jedoch das Erstaunen meiner aufmerksamen Zuhörerin, als sie nunmehr den Erdball auch als einen der Körper kennen lernte, die als leuchtende Sterne am Firmament glänzen. Die Bewegung der Himmelskörper, ihre gewaltigen Bahnen, die

Unendlichkeit des Raumes, der Zeit, der Harmonie des Weltalls, was Menschen so nennen - wie die Herrlichkeit des Himmels selbst, so erhob alles was sie davon hörte die arme Wittwe, so verzückte es sie von dem bange Erdenleben, von seinem Kummer und seinen Täuschungen hinweg zu den unendlichen Räumen der Phantasie. Und wer erfüllte und erhob die Seele des armen Weibes? Er, der alles erfüllt und alles erhebt, den das Wunder der Raupenpuppe nicht minder als des Seraphs Hymne preiset. Eine Seele, die Gott denkt, die ihn nur einigermaßen würdig denkt, abgestreift hat sie die Lasten und Bedrängnisse des Erdenlebens, frey und freudig erwacht sie aus dem betäubenden Erdentraume.

Und dieser Freyheit des Geistes bedarf es, um mit Erfolg von der großen Natur auf den kleinen Menschen, von seiner kleinen Einsicht auf seine große Natur zurück zu kommen. Was ist der Mensch? Was ist sein Beruf? Wo seyne Heymath? Was läßt sich für ihn erwarten von der Natur, von den Gesetzen ihrer geistigen Anordnung? Nach und nach beleuchten wir diese wichtigen Fragen immer sorgfältiger, und immer mehr verständigten wir uns über diese wichtige Angelegenheit des Menschen. Genügend? Allerdings. Dem Vorwitzigen freylich nicht, dem die Lösung spitzfindiger Räthsel ein geistreiches Spiel ist, und der Verstand und Scharfsinn für den Schlüssel jeglichen Geheimnisses hält; noch auch dem Jünger philosophischer Schulen, der auf dem Wege der Speculation unfehlbar zum höchsten Ziele, zur Anschauung des Absolutwahren, zu gelangen hofft. Genügend aber dem Vernünftigen, der die engen Grenzen der menschlichen Erkenntniß anerkennt, dem aber das Unerforschliche wirklich ist; der weiß, daß das Wirkliche unerforschlich, dessen ganze Seele in Betrachtung der Natur Ehrfurcht ist, Ehrfurcht, Demuth, Anbetung. Genügend auch dem Bedrängten Leidenden, der den Schleyer vor seinen Augen für allgemein verbreitete Finsterniß hielt, das Auge dankbar zum Himmel erhebt, da sich der Schleyer lüftet, das Wirkliche im Lichte der Vernunft erkennt, ohne es in den Irrgängen der Speculation wieder zu verlieren; und nun begreift, daß das Hinfällige, Sinnliche, Vorübergehende eine Erscheinung hoher Bedeutung, rücksichtlich seines Zusammenhanges im Universum, seyn kann, an und für sich aber kaum etwas Wirkliches zu nennen ist, da es keine Spur seynes Daseins zurückläßt.

Man irrt gar sehr, wenn man glaubt, es ließen sich hohe Dinge nur in hohen Worten mittheilen, die dem Unerfahrenen und Unwissenden unverständlich sind. Die Mittheilung geschieht ja nicht in den todtten Worten der schwarzen Lettern auf weißem Papier; sie geschieht in dem lebendigen Sinne des Sprechenden, der überall Eingang und Verständniß findet, wo ihm ein reines Herz, Phantasie ohne falsche Richtung, und gesunder Menschenverstand entgegen kommen. Ohnehin machen es die großen und schönen Worte nicht aus, deren sich eitle Redner zur Überredung, fränkische Geschichtsschreiber der neuesten Zeit zu einem blendenden Schmucke bedienen, die die Sprache entstellt und ein elendes Scheinwesen für ernste Wahrheit giebt. Der Gelehrte, der Philosoph, der Dichter, der geistreich Gebildete, sie haben eine Sprache, die mehr ihren Schulen als dem Leben angehört, die ihnen natürlich geworden ist, und in der allein sie sich in der Kürze mit ihres Gleichen, über die Gegenstände ihrer Schulen, verständigen können. Die Schule der Menschheit aber, das Leben, hat keine andere Sprache, als die Sprache des gemeinen Lebens, die das Colorit des Gegenstandes annimmt, den sie behandelt; die höchsten Wahrheiten im Gebiete des Reinmenschlichen versteht der Mensch, versteht jeder Mensch, und sie bedürfen keiner gewähltern Sprache als die einfache, die von jeher den größten Religionslehrern genügte. Hat man mit allem Recht gesagt: die großen und hohen Dinge wollen mit Kinder-Augen angesehen werden; so gilt dies auch von der kindlichen Einfalt im Ausdrucke der Mittheilung darüber. Auch würde man mit Unrecht meynen, den ungeübten unentwickelten Seelenkräften sey eine große Summe und Mannigfaltigkeit neuer Ideen und Bilder eine allzu weite und verwirrende Welt, die Vorstellungen müßten unvollkommen bleiben, und

der Eindruck im Allgemeinen ein leeres, buntes Chaos. Der Mensch, der seinen natürlichen Beruf als Gatte, Vater oder Mutter erfüllte, mit glücklichen Anlagen begabt, hat eine Stufe der Selbstbildung erreicht, auf der ein hoher Grad des Bewußtseyns und der Reife des Urtheils, des Auffassungs- und Vorstellungs-Vermögens mit der Unerfahrenheit und Unwissenheit der frühern Jugend sich gar wohl verbindet; er ist weder ein Kind, noch ein Naturmensch, und leistet in Auffassung neuer Bilder und Vorstellungen oft eben so viel als der Gebildetste, gewiß aber immer weit mehr, als der Verbildete. Auch thut die Anschauung Wunder an ihm; ein Angeschautes erklärt ihm alles, was dem in wesentlicher Beziehung ähnlich ist. Eine Meduse, die aus dem Meere aufgefischt und in einem großen Gefäße von Seewasser erhalten ward; eine Ziege und ein Hund auf dem Verdeck; einige Schmetterlinge und Käfer; eine verpuppte Raupe im Tauwerk und ein Spinnengewebe in der Kajüte; ein erlegter Seehund; ein flacher Bretterkasten voll Erde, worin der Koch Kresse gesäet, und ich einige große Bohnen und Erbsen zum Keimen gesteckt hatte; ein Gewitter, das in der Nähe einzuschlagen schien; der Compaß, die Segel, die Wellen, der Horizont, andere Schiffe, Sonne, Mond, Sterne und Wolken; das ist ein großer Reichthum mannichfaltiger Anschauung für den Sehenden, reicher Stoff für den Denkenden, eine unendliche Quelle der Ehrfurcht für den Gefühlvollen, den Frommen.

Ich gedachte während dieser Unterhaltung auf jenem Schiffe oft eines fernen Freundes, eines sehr geistreichen und tiefgelehrten Mannes, der in allen diesen Ansichten nicht mit mir übereinstimmte. Er weiß alles, was auf Erden gesagt und gethan worden, so weit es dem Menschen gegeben ist, in der Geschichte zu lesen und zu rahten; er weiß auch, wie es gethan und wie es gesprochen worden; denn er ist ein eben so gelehrter Philolog als Historiker und Antiquar; und ist es wahr, was Hiob sagt, daß Verstand und Weisheit bey den Alten sey, so hat er diese Waare ganz und gar in seinen Speichern aufgeschüttet. Und dennoch möchte ich diese große Gelehrsamkeit meines Freundes nur eine einseitige Tiefe nennen; denn diese eine Richtung beherrscht ihn so ausschließlich, daß kaum irgend etwas außer derselben ihn anzuziehen vermag. Sein Reich ist nicht von dieser Welt des Raumes und der Gegenwart; er lebt und denkt und liebt nur in der Zeit, und ehrt nur die Vergangenheit; und wäre die leidige Geographie nicht so unentbehrlich, er leugnete seinen Sinnen Raum und Gegenwart ab. Amerika existirt für ihn nur als Zeitbegebenheit der Entdeckung, doch hat er jene Hemisphäre noch nie betrachtet, sie kaum eines Blickes gewürdigt. Ehrwürdig ist ihm auch überhaupt nur, was Menschen thaten und dachten, um so ehrwürdiger, je älter das Factum ist. Die Natur ist ihm nur ein lästiges und hinderndes Äußere, eine Zusammenhäufung unvernünftiger Geschöpfe. Die Naturlehre ist ihm ein ganz artiges Spiel unnützer Lehrsätze, denn an jedem vermißt er die heilsame Moral der Fabel; die Naturbeschreibung vollends eine ganz kindische Unterhaltung, der er nur für Gewerbe und Handwerke einige Nützlichkeit zugesteht, ihr aber selbst die Ammen-märchen vorzieht, deren historischen Grund ausfindig zu machen, er nicht für unmöglich hält. Nur einmal gelang es mir doch, seine Aufmerksamkeit auf die Wunder der Natur zu ziehen, und durch große biologische Vergleichen, deren Resultate auffallend sind, sein Erstaunen zu erregen; doch kam er bald wieder zu sich, und rief beängstigt aus: das ist eine sehr gefährliche Lehre, mein Freund, der sie nicht nachhängen sollten! Man hat mit den historischen Wundern schon zu viel zu thun, daß die Critik auslauge; wenn Sie vollends diese Dinge natürlich nennen, von denen sich Aristoteles und Plinius nichts träumen ließen, so öffnen Sie dem thörigsten Wunderglauben und allem Aberglauben ein weites Thor, verlöschen das heilige Licht der Wissenschaft und Aufklärung, und verdunkeln die Zukunft. Ich bitte, bedenken Sie, was Sie thun!

Diese Art zu sehen ist nichts weniger als eine eigenthümliche Blindheit oder Thorheit meines Freundes; sie ist mehr oder weniger der Schule eigen, dem Gange, den die Ausbil-

dung der einzelnen Wissenschaften nehmen muß, und der dem Menschengeschlechte eine so vielseitige Wohlthat geworden ist. Die Schule ist einseitig, und muß es seyn; denn nur dadurch leistet der beschränkte Mensch das Große. Und wie denn überhaupt das Auge bey der Betrachtung nur eine Seite des Gegenstandes zu erfassen vermag, und nach und nach zu den übrigen Seiten desselben übergehen muß, so scheint auch ein allmähliches Fortschreiten der Vielseitigkeit, in der wissenschaftlichen Ausbildung des Menschengeschlechts, sich in dem Gange der Geschichte deutlich darzustellen. Davon ließe sich denn für die Zukunft hoffen, daß jene Einseitigkeit immer seltner werden, die Zeit aber immer näher rücken werde, in der dasjenige wissenschaftliche Streben allgemein als das wichtigste erkannt werden wird, das den Menschen im Zusammenhange mit der Schöpfung, die rein menschliche Bestimmung des Erdenbürgers und seine Beziehungen zu der Quelle und dem Ziele alles Lebens unmittelbar zum Gegenstande haben wird.

Die ewigen Wahrheiten der Religion verdunkeln das Willkührliche in den bestimmten Formen der Kirchenlehren, und nur ein gebildeter Geist vermag sie in derjenigen Reinheit aufzufassen, von der er zu seiner Bildung ausgehn sollte. Von der andern Seite macht der Mangel positiver Belehrung den Feueranbeter, Naturschwärmer und Götzendiener. Aber eine glückliche Geistesrichtung giebt es unstreitig auch für den Unwissenden, Ungebildeten, in welcher Wahrheit, Größe, Güte und Liebe Eingang bey ihm finden, sie mögen sich ihm darstellen, in welcher Gestalt es auch sey, und in der die Wahrheiten der Religion in ihrer ganzen Reinheit irgend einer zufälligen Veranlassung ihre Offenbarung in ihm verdanken können. Die vertrautere Bekanntschaft mit der Natur, mit ihren Kräften, ihren Geschöpfen und ihren Erscheinungen, ist aber gerade das, was jene günstige Geistesrichtung hervorbringt, die Sinne und die Seele aufschließt, und sie in jenen Zustand versetzt, den ich mit einem Worte nennen möchte, die habituelle Stimmung der Ehrfurcht und des Vertrauens. Sie ist durchaus religiös und bedarf kaum des Wortes oder einer weckenden Veranlassung, um klar und lebendig ins Bewußtseyn zu treten. Sie vermag freylich nicht ein Religionssystem aufzustellen, oder sie vermag das Leben zu heiligen; denn der so Gestimmte lebt und handelt im Sinne der höchsten und heiligsten Wahrheiten der Religion, und bedarf keines Systems.

Die arme Wittwe begriff das vollkommen; begriff aber mit mir um so weniger, daß immer noch die sorgfältigste Erziehung der hoffnungsvollsten Knaben und Mädchen jede genauere Bekanntschaft mit den Erzeugnissen, Kräften und Erscheinungen der Natur um uns her, als überflüssige Nebensache, vernachlässigt; statt allen sehr möglichen Abschweifungen, Übertreibungen, Halbheiten und andern nachtheiligen Folgen, selbst bey dem spätern Nachholen des Versäumten, durch die frühe Bekanntschaft mit der Natur, zu begegnen, in dem zarten Alter, in dem die Natur uns noch wieder zur Natur werden kann, und die ernst-heitere, religiöse Stimmung und mithin natürlich bleibt. - In ihren Augen bekamen jetzt Erziehung und Unterricht eine erhöhte Wichtigkeit; Wünsche stiegen nun in dem Herzen der armen Mutter auf, Wünsche für ihre Kinder, Wünsche, die zugleich Sorgen wurden, um so bedrückendere und beängstigendere Sorgen, je unschätzbarer das Gut ihr schien, das sie ihren Kindern zuwenden zu können sich sehnte. Ihr Entzücken wäre daher grenzenlos, der Strom ihrer Freudenthränen unversiegbar gewesen, als ich ihr die Mittel an die Hand gab, ihren Kindern eine Erziehung in unserm Sinne, und in der Folge auch das, was man eine Versorgung nennt, zu verschaffen, wenn nicht damit auch die Trennung von ihrem Sohne verbunden gewesen wäre, dem Kinder fremder Eltern, das aber vollkommen das ihrige geworden war. Ich verabredete das Nähere für die Zukunft mit ihr, aber es wollte ihr lange nicht gelingen, mit einiger Ruhe der Trennung zu gedenken; Thränen des bittersten Schmerzes mischten sich denen der Freude und des Dankes, doch ward auch dieser schwere Kampf bestanden. Die Seele, die mit inniger Überzeugung und unbe-

dingtem Vertrauen sich zu erheben vermag, aus der beängstigenden Niedrigkeit des Staubes zum Urquell des Lichts und der ursprünglichen Liebe, die erliegt im Kampfe nicht, der ward der Kampf gegeben zu ihrer eigenen Verherrlichung.

Mit tiefer Rührung hatte ich dem Fremden zugehört, und nicht bemerkt, daß die Gäste fortgeschlichen, Wirth und Wirthin aber am Tische eingeschlafen waren. Das erregte Gefühl verscheuchte den Schlaf von meinem Lager, und in der Stille der Nacht war mir, als wiederholte eine sanfte, liebevolle Stimme: Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken. Früh am Morgen fragte ich nach dem Zimmer des Fremden; ich hatte so manches auf dem Herzen. Der Diener antwortete mir: Der ist schon in der Nacht abgereist; aus dem Speise-saale ging er auf sein Zimmer, packte sein kleines Felleisen, berichtigte seine Rechnung, trug den schlafenden Knaben, wohl eingehüllt, hinunter, richtete ihm eine bequeme Lage im Cabriolet zu, spannte den großen Brauen selbst ein, zündete die Laterne an und fuhr im raschen Trabe in die finstere Nacht hinaus. Mittags an der Wirthstafel fragte ich die Personen der kleinen Abendgesellschaft nach dem Fremden; Niemand konnte mir Auskunft geben, Alle hatten ihn gestern zum ersten Male gesehen. Ein hypochondrischer Seidenfabrikant runzelte die Stirn und brummte: Es ist gut, daß er fort ist; es war ein abgeschmackter Schwätzer. Ja wohl! Ja wohl! Erwiderte der Wirth lachend. Ein dicker Krauskopf, mit dicken rothen Backen, sein Glas in der Hand, öffnete weit den breiten Mund voll schöner Zähne und schrie: Hat der Kerl nicht gestern Abend gepredigt wie ein Capuziner! Kein Mensch konnte zu Worte kommen. Ja wohl! Ja Wohl! lachte der Wirth; seine dicke Frau aber sah sich nach der Meynung von dem Fremden um und blickte fragend einen langen, dünnen, abgelebten Domherrn an, der sich auf seinem Stuhle zurücklehnte, die Lippe vornehm aufwarf und hingeworfen bemerkte: Der Mensch ist ein Herrnhuter, oder noch was Schlimmeres, das habe ich ihm gleich angesehen. Ja wohl! ja wohl! lachte abermals der Wirth.

Livland, zu Anfange dieses Jahrhunderts.

In der, nachher so genannten, guten Zeit in Liefland hatte man das gesellige Beyammenleben in größern Kreisen in eine systematische Ordnung gebracht. Riga war im Winter der Brennpunkt, in den alle Strahlen der Sonne dieses Systems zusammentrafen. Der größte Theil des Adels vom Lande brachte den langweiligen Winter hier sehr kurzweilig zu, in Verbindung mit den Bewohnern dieser Stadt, und besonders mit den reichen Engländern, die hier etablirt sind. Alle machten nur eine große Gesellschaft aus, in der ein lustiges Mittagsmahl, ein geselliges Frühstück, ein glänzender Ball den andern jagte. Kein Morgen, Mittag oder Abend war unbesetzt; kaum hat man noch Zeit übrig, das Theater nicht ganz zu vernachlässigen, das die dramatischen Witze und Thränenstücke Kotzebue's und die Familienscene Island's sogar mit einiger Auszeichnung gab; einmal einen Tag allein und im Stillen zuzubringen, um, wie man sagte, doch einmal zu sich selbst zu kommen, daran war vollends nicht zu denken. Auffallend blieb es aber, daß man bey den großen langen Mahlzeiten keine Langeweile bemerkte, so wenig auch eben die Unterhaltung mit Sorgfalt gewählt war; daß Abends, unter den Personen, die täglich unter denselben Umständen zusammentrafen, das Interesse nicht geschwächt, das Vergnügen nicht gelähmt wurde, der Tanz nie langweilte, die jungen Leute das Tanzen, die Mütter das Zusehen, die Väter das Kartenspiel nie müde wurden. - Den Sommer, den der Adel auf seinen Gütern, die Handelherren auf ihren sogenannten Höfchen, nahe bey der Stadt, zubrachten, war die Zeit der Stille und Einsamkeit in Riga; es sey denn, daß ein Landtag im Sommer statt fand, wo man hier zusammen kam und dann wieder nicht versäumte, sich aufs Beste zu amüsiren.

Ein solcher, so viel ich mich erinnerte, für uns junge Leute ganz lustiger Landtag, war abgehalten worden; die unbedeutendsten Kleinigkeiten waren wie Sachen von der höchsten Wichtigkeit, mit allem Aufwande leidenschaftlicher Wärme debattirt worden; Gegenstände von Wichtigkeit waren von besonderen Commissionen bearbeitet und dann in der allgemeinen Versammlung mit mehr Geräusch zum Beschlusse gebracht worden; sechs Wochen waren darauf hingegangen, stürmisch und langweilig, als gälte es das Gleichgewicht Europens und ehemalige Reichs-beschlüsse zugleich; des Resultat von Allem war aber, wie gewöhnlich, daß alle Beschlüsse von einiger Erheblichkeit von St. Petersburg aus umgeworfen wurden, und bey dieser Erfahrung war es unterhaltend, zu sehen, mit welchem Ernste ein solcher Landtags-Scherz betrieben wurde.

Am Abend vor unserer Abreise gingen wir, mein Bruder und ich, auf die beliebte öffentliche Promenade. Dieser Ort, den kein Rigaer an schönen Sommerabenden unbesucht läßt, ist die 11 bis 1200 Ellen lange Dünabrücke, die auf den Wellen schwimmt, sehr breit, zum Spaziergange bequem, der eigentliche Handelsmarkt der Stadt, ihre Börse, ist. Auf der einen Seite legen Schiffe aller Ostseehäfen an, auf der andern die so genannten Strusen, platte Böte, fünf auch sechs Mal größer als jene Handelsschiffe, mit Holz und Korn beladen, das von Litthauen, Polen und Rußland auf diesem Markte des Ostseehandels geführt wird. Die Lastwagen fahren hin und her, laden auf und ab; gewaltige Männer, mit breiten Rücken und nervigen Armen, keuchen unter ungeheuren Lasten, tragen sie auf schmalen, schaukelnden Brettern von den hohen Schiffen herab oder zu ihnen hinauf; die lustigen Wimpel flattern bunt und leichtfertig in den Lüften; hier hängt eine Tafel an einem Schiffe, Gelegen-heit für Passagiere nach Hamburg ankündigend, dort eine nach Lübeck, Copenhagen u.s.w. Der breite Strom glänzt vom Golde der Abendsonne; ein Schiff mit gespannten weißen Segeln gleitet langsam auf dem feuchten Golde daher; Kutschen, Droschen, Cabriolets, Reiter und Fußgänger, geputzte Frauen und neugierige Müßiggänger, hergetriebenes brüllendes Hornvieh, schreyende Matrosen und Kärner, Affen, Papagayen, von

den Schiffen feilgebotene Orangen, Trauben, Pfefferkuchen etc.; die Ansicht der alten grauen Stadt mit ihren hohen Thürmen, wunderbar abstechend gegen die geschäftig einherhüpfenden neumodischen Handlungsdiener - das Alles macht die Brücke so bunt und unterhaltend, daß der Reiz der Neuheit und des Müßigganges sich hier nie erschöpft.

Die ersten 26 Werst mußten, leider ! auf der langweiligen Poststraße zurückgelegt werden. In einer Art von Heide verliert sich im tiefen Sande die Straße in eine Menge kleiner Nebenwege, die in eine weite Sandebene, von krüpplichen kleinen Kieferbüschen sparsam und zerstreut unterbrochen, zu einem öden Labyrinth machen. Hie und da sieht man einen Bauer, in hellgrauer Nationaltracht, auf seinem kleinen beladenen Wagen sitzen und einen armseligen kleinen Fuchs oder Braunen, im Geschirr von groben Leinenband, mit dieser Last im tiefen Sande erbärmlich abmühen. Dort fliegt ein kleiner, von schlechten Brettern zusammengefügter Wagen her; drey wilde kleine Klepper ziehen ihn, in gestreckter Carriere schnaubend, ein Feldjäger mit fliegendem Mantel und Federbusche steht aufrecht auf demselben, hält sich am Kragen des Postillions, der, von ihm geprügelt, unaufhörlich auf die Renner losschlägt; man sieht ihn aus weiter Ferne kommen, schon ist er da; man will ihm mit den Augen folgen, aber schon ist er dem Blicke entschwunden, und das in dem tiefen Sande, der das kleine Fuhrwerk in eine gewaltige Staubwolke hüllt. Es zeigt sich in der Ferne ein langer schwarzer Strich, gekrümmt die Heerstraße bezeichnend; wir kommen ihm näher; es sind 60 oder 80 kleine beladene Wagen, jeder mit einem kleinen, dünnen Pferdchen bespannt, sich dicht hintereinander in der tiefen Spur im Sande abquälend; Männer in langen schwarzen Röcken, woran man Estländer erkennt, gehen müde und schweigend nebenher; sie fahren ihres Gutsherren Eigenthum, vielleicht 40 Meilen weit, hin aufs Gut; diese Fuhren sehen einem Leichenzuge ähnlich, geführt von einem Aufseher zu Pferde; denn Knechte, die nur mit Unwillen ihrem Herren dienen, müssen überall ihren Aufseher haben. Weiterhin begegnet uns wieder ein lange Reihe Fuhren, es sind Russen; die Wagen sind anders gebaut, größer, die Last darauf doppelt so groß, aber auch die Pferde sind sehr groß und muthig, von gewaltigem Knochenbau, beißen und schlagen und gehen im langen, lebhaften und fördernden Schritt; die Leute liegen lang hingestreckt oben auf der Fuhre, singen oder pfeifen eines ihrer melodischen Nationallieder, haben auch keine Aufseher, denn fern im tiefen Rußland haben sie ihrem Erbherrn die Abfindungssumme für ein Jahr, den sogenannten Obrock, bezahlt, verdingen sich nun als Fuhrleute, nehmen Fracht und werden an Ort und Stelle bezahlt, arbeiten also für sich selbst. Wenn sie dort den Estländern begegnen, können sie gegenseitige Betrachtungen über ihren Zustand anstellen. Der Russe verachtet den Estländer und dieser Name ist eins seiner beliebtesten Schimpfworte. Der Estländer verachtet sich aber auch selbst; als Soldat in der Armee will er immer für einen gebornen Russen gelten und nimmts sehr übel, wenn man ihn an seiner Aussprache erkennt; eben so geht es auch dem Letten, der vor jenem nichts voraus hat, als daß er ordentlicher, wohlhabender, fauler und feiger ist.

Das niedrige, graue, hölzerne Posthaus von Hilkemsfähr ließen wir links in seinem Sande liegen und wandten uns rechts, auf die sogenannte Wendensche Straße, die keine Poststraße ist, und ihren Namen von der Kreisstadt Wenden hat, zu der sie von Riga aus führt. Wir waren nicht gar weit geritten, als wir schon vor der Thür eines großen Kruges unsern Wassili stehen sahen, der mit unserem Einspanner hier eingekehrt war und uns Abendessen und Nachtlager aufs sorgfältigste bereitet hatte. Diese Krüge sind auf den verschiedenen Landstraßen auch anders eingerichtet. Auf den wenigen Poststraßen im Lande, wo man sich gewöhnlich der sehr wohlfeilen Extrapost bedient, pflegt man Tag und Nacht zu reisen und sich so wenig wie möglich selbst in den Posthäusern aufzuhalten, weil auch diese schlecht eingerichtet, oft von den gewöhnlichsten Bequemlichkeiten entblößt und immer durch starke Passage höchst unruhig sind. Auf diesen Straßen sind die Krüge

schlecht, oder vielmehr nur auf die Bedürfnisse der Bauern, bey Gelegenheit der Fuhren, wie wir solche vorhin antrafen, berechnet. In der öden, flachen Gegend trifft der Reisende an der Heerstraße ein langes Gebäude, 100 und mehr Ellen lang, vor dem sich ein Sumpf ausbreitet; Fenster bemerkt man daran selten, aber große Thore, die offen stehen und nichts Lebendiges verrathen, als die Winde, die durch die großen, schmutzigen und rauchigen Räume hindurchziehen, und er glaubt in die Wüsten des Morgenlandes versetzt zu seyn, von dessen weiten leeren Carawanseraien der Wanderer nur mit Widerwillen spricht. Die kleine Hausthür öffnet sich knarrend auf ihren hölzernen Hängen; man tritt in einen großen, finstern, von ganz schwarz berauchten Wänden umgebenen Raum, dessen Fußboden keine andere Bekleidung hat, als eine Dreschtenne; in einer Ecke brennt ein Feuer in einer gemauerten kleinen Wölbung, die als Herd und Ofen zugleich dient und wo der Rauch, weil es hier keinen Schornstein gibt, sich im ganzen Raume ausbreitet und zum Dache hinauszieht. Lichter, zur Erleuchtung des Raumes, giebt es nicht; man steckt dagegen zwei Ellen lange Kienspalte, angezündet an einem Ende, mit dem andern in die löchrige, schwarze Mauer, und dies prasselnde, abwechselnd auflodernde und schwankende Feuer giebt der Beleuchtung um so mehr etwas Abentheuerliches und sogar Grauenhaftes, wenn dieser Raum voller betrunkenen Bauern ist und in dem betäubenden Lärm die taumelnden, schwarzen Gestalten, mit fliegenden Haaren, die wunderlichsten rothen Lichter und schwarzen Schatten durch einander werfen, daß man eine Höllenscene von Breughel zu sehen glaubt. Zwey enge Thüren neben-einander führen in zwey Kammern; in der einen wohnt der Wirth, und man sieht sie angefüllt mit Bier- und Brandtwein-Fässern, auf und zwischen denen Lumpen und schwarze Schaffelle die Schlafstelle der ganzen Familie ankündigen; die andere heißt die deutsche Kammer; ein großer Ofen, ein roher Tisch mit zwey solchen Stühlen, und zwey großen unbewegliche, von schlechten Brettern zusammenge nagelte und mit Stroh angefüllte Bettstellen nehmen fast allen Raum dieser Kammer ein, die für vornehme Gäste bestimmt ist. Nach beyden Seiten läuft der Krug in zwey ungeheuer große Räume aus, die zu Stall und Wagenremisen dienen, wo eine Schwadron bequem untergebracht wird; zwey große Thore gegen einander überstehend, der Dünger ellenhoch den Boden erhöht, bis zur Zeit, da er aufs Feld geführt wird, diese großen Ställe, wo die Bauern auch mit ihren Pferden schlafen, heißen Stadollen. -Auf den Landstraßen, wo es keine Posten giebt und man mit eignen Pferden reisen und also in den Krügen Unterkommen suchen muß, hat die Nothwendigkeit das Bedürfniß der Verbesserung der Krüge erweckt; doch sind auch diese noch schlecht genug. Die Krüge auf der Wendenschen Straße sind die besten im Lande und sind wirklich gut; ein Paar reinlich und bequem eingerichtete Zimmer für Honoratioren sind von dem übrigen Krüge gesondert, so auch der Stall dazu, und es lassen sich sogar Lebensmittel für diejenigen Reisenden finden, die keinen Speispudel führen. -

Ein vorsichtiger Livländer begibt sich nie ohne Speispudel auf Reisen. Es ist dies nämlich ein sehr großer Deckelkorb, der an kalten Speisen alles enthält, was sich einige Tage hindurch genießbar erhält. Dazu gehört ein großer, gutbesetzter Flaschenkeller. Je nachdem man sich von der zu bereisenden Gegend wenig Bequemlichkeit verspricht, führt man auch Reisebetten, Theekessel und anderes Geräth mit sich; zu welchem Behufe wir einen kleinen offenen Wagen bey uns hatten, den ein großer Brauner zog, geführt von einem Bedienten, der vorausfuhr und vor unserer Ankunft in jedem Krüge Alles in Bereitschaft setzte.

Wir ließen uns das Abendessen trefflich schmecken, spielten noch eine Partie Schach, legten uns auf unsere Reisebetten, waren um 4 Uhr am Morgen schon wieder auf, tranken geschwind den Kaffee und ritten um halb 5 schon, mit dampfenden Pfeifchen, im ruhigen Schritt zur großen Stadollthür hinaus, dem frischen Morgen entgegen. Der Weg ging durch

wogende Kornfelder hin; die niedrig stehende Sonne glänzte bunt in den Thautropfen an den Halmen; die Lerche trillerte aus der Höhe herab; in einiger Entfernung senkte sich die Ebene mit Wiesen und Büschen zu einem Bache; einzelne Hütten des Landvolks wurden hie und da sichtbar mit ihren niedrigen grauen Zäunen; weiter hin auf Anhöhen erschienen die rothen Dächer der Edelhöfe; wir ritten an einem jungen Birkenholze hin, das voll lustiger Sänger war; der Himmel war heiter, die Luft rein und frisch; in der Niederung bezeichnete ein dünner, niedriger Nebel die Krümmungen eines Baches und in der Stille des Morgens lief in einem Feldgraben ein scheuer Fuchs von früher Jagd zu Baue.

Je weiter wir auf dieser Straße vorrückten, um so heiterer und abwechselnder ward die Gegend. Wir brachten mehrere Tage damit zu, sie nach allen Seiten zu durchstreifen, und wo uns ein Bauerhaus, ein Garten, ein Plätzchen im Holze oder am Bache gefiel, da verweilten wir und zeichneten es; es wurden daraus sehr beschränkte Prospekte, aber mit der Koketterie gewisser manirirter Zeichner ließe sich daraus schon ein Büchelchen machen, wie es sich, in übertrieben ausgeschmücktem Einbände, auf den Tischen eleganter Damen findet, wo es den leeren Besuchstutzern zum Gegenstande der Unterhaltung dient, obgleich es meistens mit argen Sudeleyen angefüllt ist, die nur eine gewisse affektirte Schraffierung haben müssen, damit es von ihnen heiße: *c'est très bien, n'est ce pas? C'est fort joli!*-

Auf den meisten Edelhöfen waren die Besitzer abwesend; wir besuchten ihre Gärten und die sogenannten englischen Partien, wo es oft mehr bunte chinesische Häuserchen und Brückchen, als schöne Bäume giebt und die regenwurmartig gewundenen Gänge in den Erlenbüschen nur für sehr schlanke Personen oder Kinder eingerichtet sind. Einige darunter sind mit mehr Geschmack; in einem ernstern und größern Sinne angelegt, gewähren wahrhaften Genuß und lösen soviel als möglich die schwierige Aufgabe, in einem Lande von sehr dürftiger Vegetation erfreuliche Effekte von schöner Gruppierung großer Bäume und Büsche hervorzubringen. Mehrere Güter sind auf diese Weise zu einem reizenden Aufenthalt in dieser Gegend ausgeschmückt. Eichen giebt es in Liefland in wenigen Gegenden, Buchen aber gar nicht; Eschen, Ahorn, Ulmen, Birken, Ebereschen, Erlen, Weiden, Haseln, Kiefern und Tannen sind hier die ganz allgemeinen Holzarten. Man nimmt daher seine Zuflucht zu exotischen, die mehr und weniger, wie die Erfahrung gelehrt hat, eine Reihe von Jahren in diesem Klima ausdauern, und bringt auf diese Weise zuweilen bewundernswürdige Effekte hervor. Besonders reich ist man an perennirenden Stauden und Gesträuchen, worauf man große Sorgfalt wendet. Doch ist ein einziger Winter hinlänglich, die traurigste Verheerung anzurichten. Ich habe lange Reihen lombardischer Pappeln in Liefland gesehen, die, zwölf und funfzehn Jahre alt, aus kleinen Stecklingen herrlich kräftige Bäume von ausgezeichneter Größe geworden waren und sich demnach völlig akklimatisirt zu haben schienen - ein ungewöhnlich harter Winter tödtete sie alle, kein einziger grünte mehr im Frühlinge. Die Pseudo-Balsam-Pappel hat hier viel häufiger als in Deutschland, und fast durchgängig, den Wurm, der von der Wurzel sich durch das Mark des Baumes bis in den Gipfel hinauf, oder von oben herunter, durchfrißt, woran der Baum in drey bis vier Jahren langsam abstirbt. Die Roßkastanie und einige andere Bäume kommen sehr gut fort, wenn sie gegen die Nordwinde geschützt sind; die Kastanie, der Nußbaum usw. werden dagegen nie alt. Wenn der Gutsbesitzer in Liefland demnach in seinem weitläufigen Lustgarten mit vielfältigen Hindernissen zu kämpfen hat, so entschädigt er sich an seinem Treibhause, das unter jedem Himmelsstriche gedeihen kann und hier oft sehr reich besetzt ist und noch häufiger auf den Gütern anzutreffen wäre, wenn nicht die Mehrzahl der Gutsbesitzer den Winter in der Stadt zubrächte. - Die Obstgärten sind gewöhnlich reich an verschiedenen Gattungen Äpfel, Kirschen und Pflaumen, Erdbeeren, Himbeeren, Stachelbeeren und Johannisbeeren von vorzüglicher Güte. Die Birne ist selten gut; Pfirsiche, Aprikosen und andere feine Obstgattungen gedeihen auch an Spalieren

nicht; Melonen und Wassermelonen werden unter Fenstern gezogen: der Eisapfel wird hier sehr vorgezogen und ist vortrefflich; Spargel hat man den ganzen Winter hindurch in den sogenannten Spargelöfen, eine Einrichtung, die in Deutschland wenig bekannt ist und allerdings Nachahmung verdiente.

Auch in den Häusern der abwesenden Eigenthümer uns herumführen zu lassen, war uns zuweilen eine angenehme Unterhaltung. Die Zimmer sind oft mit dem gewähltesten Luxus eingerichtet; an Meublen, Kupferstichen, Bücherschränken, schönem Einbände der Bücher, musikalischen Instrumenten, Damentischen usw. ist oft viel Geld und Sorgfalt gewandt; jede Art Bequemlichkeit, auch gesellschaftliche Spiel-Meublen trifft man überall an, und in dem Geiste der Anordnung erkennt man den Geschmack und die Eigenheiten des Besitzers auf sehr unterhaltende Weise. Wahrhaft niederschlagend dagegen ist der Anblick der Wohnungen des Landvolkes. Die niedrigen, von Balken zusammengefügtten Wände, stützen ein schlechtes Strohdach; der Rauch des Herdes, der sich im Hause ausbreitet und zu den kleinen Schieblöchern, die zu Fenstern dienen, oder zu irgendeinem Loche im Dache einen willkürlichen Ausgang sucht, macht eine solche Hütte von außen grau und von innen schwarz. Die Dreschtenne ist der Raum, in dem die Bewohner sich gewöhnlich aufhalten; ihr zunächst steigt man über eine hohe Schwelle gebückt durch eine niedrige Thür in einen andern Raum, der auch bey Tage finster ist; dieser ist Schlaf-, Wochen- und Vorratskammer zugleich. Nur lebenslängliche Gewohnheit kann solche Wohnungen, den Rauch, die Unreinheit usw. erträglich machen. In dieser Gegend und überhaupt im lettischen Distrikte Lieflands ist der Bauer wohlhabender und ordentlicher, also auch seine Wohnung besser als im esthländischen; aber das Mehr und Weniger ist doch oft nur ein unmerklicher Übergang, und die Ausnahmen einzelner, reicher Bauern, zuweilen ganzer Distrikte, sind eben Ausnahmen. Der harte Abstand zwischen dem Luxus und der Armuth der beyden einzigen Stände dieses Landes, würde noch größer, würde ganz unerträglich seyn, wenn es nicht auch arme Edelleute, verschuldete Gutsbesitzer gäbe, die ärmlich genug in ihren Häusern leben, und so die Mitteltinte des Gemäldes machen, das jedoch dadurch um nichts erfreulicher wird.

An unserm Wege begleite uns oft in weiten Krümmungen und tiefen Ufern ein Strom, etwa der Spree bey Berlin an Wasser, der Tiber an Ansehen ähnlich. Dies ist die Aa, die südwestlich, unsern des Ausflusses der Duna, sich in die Ostsee ergießt. Sie durchschneidet in ihrem langen Laufe eine Menge Landstraßen, bey Hilkenfähr sogar die Poststraße, die St. Petersburg mit dem ganzen civilisirten Europa verbindet; dennoch giebt es keine einzige Brücke über diesen Strom; überall hilft man sich mit schlechten Flößen, von elenden Balken zusammengebunden, die nicht Fähren genannt werden sollten, und um so gefährlicher sind, da der Strom im Frühlinge und Herbste hoch anschwillt und sehr reißend ist. Das Bedürfniß einer guten Brücke über die Aa, besonders auf der Poststraße, wo so oft hohen Respekt einflößende Kronsachen, noch mehr gefürchtete Regimenter und Artillerie, und vollends die höchst verehrten Personen der Majestäten und Kaiserl. Hoheiten Höchstselbst übergesetzt werden müssen, ist oft lebhaft genug gefühlt worden; es hat sich aber immer nur die Unmöglichkeit und Unausführbarkeit eines solchen Unternehmens ergeben. Eine Brücke mit Pfeilern über ein so großes, reißendes Wasser zu bauen, ist eine Tollheit; wie wollte man nur allein die Fundamente der Pfeiler in den tiefen, sandigen Grund legen! so meynen die meisten Stimmführer. Wendet man ihnen ein, daß in allen Ländern Europens große Brücken über viel breitere und tiefere Ströme zu sehen seyen, so heißt es: ja! Im Auslande mag es tausend Dinge geben, die wir bey uns nicht einführen können! Dies Argument ist hier von größter Wichtigkeit und dagegen wagt selten Einer was aufzubrin-

gen; denn da die Erfahrung gelehrt hat, daß die gereiseten Gutsherrn, die fremde Einrichtungen auf eigene Kosten einzuführen suchten, oft einen großen Theil ihres Vermögens anwendeten, ohne den beabsichtigten Zweck zu erreichen, so sind alle Neuerungen in Mißkredit gekommen und es hat sich die Meynung eines unvergleichbaren Unterschiedes zwischen Inn- und Ausland in den Köpfen so festgesetzt, daß von Beyspielen aus fremden Landen nie mehr die Rede seyn darf. Dennoch ließen sich solche Vorurtheile wohl noch eher überwinden, als die Verfassung und der Zustand des Landes selbst, die allen großen Unternehmungen ungünstig sind. Es giebt nur zwey Stände, die sich wie Herren und Knechte zueinander verhalten; der Bauer hat nur Arme und Beine seyn zu nennen, mit denen allein sich nicht eine Brücke schlagen läßt; jede Ausgabe, sowohl an Geld als an Naturalien, lastet auf dem besitzlichen Adel, dem es daher nicht zu verargen ist, daß er sich gegen jeden Zuwachs sträubt. Sind doch unsere Vorfahren ohne Brücken auch ganz gut fertig geworden, heißt es, so können wir uns auch die Prame gefallen lassen, und vor Schaden und Unglück damit, hat sich jeder zu hüten, der übersetzen will; für Andere unser Geld auszugeben und das Land mit Kosten zu Belasten, wäre sehr töricht. An einen Brückenzoll, der nach und nach die Kosten deckte, ist auch nicht zu denken, weil die Bauern, die nichts zu geben haben, die Reisenden auf Kosten der Krone, die nichts geben will, und der Adel, dem dabey die Auslage einkommen soll, frey passiren müßten, und Reisende, die nicht zu diesen drey Klassen gehören, vielleicht nicht funfzig im Jahre sich sehen lassen; vorzüglich aber auch, weil ein von der Ritterschaft festgesetzter, angemessener Brückenzoll, auch mit Erlaubniß der Krone angelegt, doch von derselben bald wieder aufgehoben werden kann, die Ritterschaft in diesem Falle die große Ausgabe gemacht hätte und sich des Ersatzes beraubt sähe. Ähnliche Beyspiele sind eine niederschlagende Warnung geworden, und in diesen Verhältnissen überhaupt scheinen die Ursachen zu liegen, die das Aufkommen aller Flores und aller Civilisation verhindern.

Gehörig etablirt in einem Krüge, von dem aus wir die sogenannte liefländische Schweiz nach allen Seiten durchkreuzen wollten, machten wir uns eines Morgens auf den Weg, sahen uns nach allen Richtungen um, konnten aber nichts Schweizerisches gewahr werden; weit und breit dehnte sich die Ebene mit fruchtbaren Feldern und zerstreuten Bauerhöfen aus. Auf der ebenen Landstraße kam ein Reiter daher; ein untersetzter Mann im Überrock von ungebleichter Leinwand, eine Kappe von braunem Leder auf dem Kopf, einen dünnen Haselstock in der Hand, saß er in seinem Schulsattel bequem und behaglich auf seinem dicken, kleinen Fuchs, der im Paß daherwackelte und die Ohren spitze, als er sich dem wohlbekannten Krüge näherte; an dieser Tournüre erkannten wir einen Guts-Disponenten aus der Gegend, und fragten ihn, wo hier die liefländische Schweiz zu finden sey? Belieben Sie nur auf jenen Weg abzubiegen, sprach er, und zeigte mit dem Haselstöckchen hin; wenn Sie eine halbe Werste gegangen sind, so sehen Sie Segewold mit dem alten Schlosse und in der Niederung die ganze Schweiz vor sich. So war es wirklich. Die weite, fruchtbare Ebene ist scharf durchschnitten von einem breiten Thale, in dessen Mitte die Aa zwischen Wiesen und Gebüsch fließt; hart am steilen Abhang des Thales liegen die Trümmer des alten Heermeisterlichen Schlosses Segewold, und drüben liegen auf der Höhe des jenseitigen Thalufers eben so die Schlösser Treiden und Cremon. Treiden hieß lange Toreida, weil die alten Esthländer es in ihrer Sprache Tore-Aida, Thors Garten nannten. Der Blick ins Thal ist angenehm, es sieht unten still und heiter aus; dies Thal aber schweizerisch zu nennen, wäre mir doch nicht eingefallen. Mit Herumlaufen, Standpunkte suchen, Zeichnen und uns wieder zusammenfinden brachten wir hier den ganzen Tag zu, ohne daß uns drey Menschen begegnet wären. Die alten Mauern von Segewold sind öde und einsam, und scheinen aus Gram über ihre Entstehung und ihr Schicksal sich selbst zu ihrem Grabe zu machen; wie die Mauern unbeachtet nach und nach zusammenbrechen, erhöhen sich die

Schutthaufen, keine lebendige Hand berührt sie; die Stille des Grabes umgiebt sie, seitdem das Wassergetöse verhallte; ungern verweilt der Wanderer hier und benutzt die grauen Trümmer nur aus der Ferne als Prospekt, wie man sie in Landschaften gern aufgeführt sieht, gleich der Darstellung einer Tragödie, in die man sich doch nicht hineinbegeben möchte, sie zu erleben. Das Schloß Treiden gewährt einen erfreulichern Anblick. Es liegt sehr hoch über dem Thale, dicht am Rande des steilen Abhanges. Das Wohnhaus des jetzigen Besitzers, mit allen Nebengebäuden, ist im Schooße der hochragenden Trümmer und aus ihrem Schutte erbaut, und gepflanzte Büsche und große belaubte Bäume bekleiden alte und neue Mauern von innen und außen mit frischem, jungen Leben. Die ewige Natur nimmt hier Gegenwart und Vergangenheit lächelnd und liebevoll in ihren Schooß zusammen und beruhigt so über die Zukunft den zagenden Wanderer, der hier Vertrauen schöpft. Aus den Fenstern des Wohnhauses sieht man das tiefe, stille Thal mit dem ruhig fließenden Strome, und auf der Höhe die starren, nackten Trümmer von Segewold, wie ein Bild, das die alten Mauern und jungen Bäume, zu denen man hinausblickt, wie ein Rahmen umgeben. Auf der andern Seite des Hauses ist der enge Hof von den hohen Trümmern beschränkt, zwischen denen Ställe und andere neue Gebäude bescheiden vorblicken; und eben striegelte und putze ein Bursche einen schönen Falben im Hofe, unter dessen Stampfen die alten Gemäuer und das Steinpflaster schauerlich widerhallten. Wir verweilten mit Wohlgefallen hier; die Unmittelbarkeit, mit der hier das neueste Geschlecht durch eine Reihe von Vorfahren aus dem fernen alten ununterbrochen hervorzugehen schien, ohne seine Wurzel zu verlassen, gab uns reichen Stoff zur Betrachtung sowohl als für das Carton. Ganz Liefland ist voll Trümmer alter Schlösser; aber sie gleichen meistens denen von Segewold. - Im Thale suchten wir auch die Gutmannshöhle auf, eine Grotte, so viel ich mich erinnere, mit einem klaren Quell, der sich in den nahen Strom ergießt, wie es deren eine Menge im Lande giebt. Ein altes Weib im schmutzigen Hemde und verwirrtem Haar trug mehrere lange Kienspalte, Pergel genannt, und ein Paar glühende Kohlen herbey, blies sie an und leuchtete mit den lodernden Flammen in der Höhle herum, die sich von beträchtlicher Tiefe zeigte, und an deren Wänden unzählige Namen mit Jahreszahlen in den lockern Sandstein eingekratzt waren; wir fanden mehre Bekannte und säumten nicht, von der Partie zu seyn; unser Cicerone wußte uns auf alle Fragen über diese Grotte durchaus nichts zu antworten und wiederholte nur öfter, daß jeder Reisende, der hier seinen Namen eingekratzt, auch ihr ein Trinkgeld gegeben habe. Es fiel uns hier auf, daß ein Land, daß in dem civilisirten Europa selbst durch seinen Zustand als Merkwürdigkeit da liegt, so arm an Merkwürdigkeiten ist, daß man Höhlen dieser Art schon neugierig als solche besucht; es sind natürliche Höhlungen im weichen Sandsteine, die vermuthlich vom Wasser ausgespült wurden; denn die Quellen mögen zu Zeiten viel reicher und reißender aus ihnen geströmt seyn und in alten Zeiten sind sie vielleicht als Zufluchtsorte oder Schlupfwinkel benutzt worden; weil man aber nichts von ihnen weiß, so denkt man gern etwas Wunderbares dabey und ahmt sie sogar in den Lust-gärten künstlich nach, wo sich nur immer ein Sandstein finden läßt. Dazu tragen aber auch Schriftsteller bey, die die Leerheiten ihrer Geschichten mit geheimnißvollen Dunkelheiten auszufüllen suchen, solche Höhlen für wunderbare Wohnungen auszugeben und hier Alles finden wollen, was in einem Hause nicht entbehrt werden kann. Kelch's Geschichte von Liefland ist voll solcher Abgeschmacktheiten, besonders unterm Jahre 1702 weiß er eine recht abentheuerliche Schilderung von der Höhle zu Aja, im Wendischen Kirchspiele im Dörptschen Kreise, zu machen.

Der Besuch alter Mauern hatte uns bereits so viel Langeweile gemacht, daß wir eben nicht versucht waren, ihn zu wiederholen; da wir aber auf unserem fernerem Wege nach Wenden gekommen waren, die Pferde vorausgeschickt und von einer Anhöhe die Ansicht

gezeichnet hatten, wie das heitere Landstädtchen mit seinen hölzernen aber reinlichen und zierlichen Häusern und lichten Straßen, sich freundlich einladend zu den ernsten, nackten Trümmern des weitläufigen alten Schlosses hinan zieht, da mahnte es uns doch wie Wanderers Pflicht, diesem alten Bischofssitze, an dem die bedeutendsten Erinnerungen der vaterländischen Geschichte hängen, mit Ehrfurcht unsere Aufwartung zu machen. Wenn wir von Kindheit an Wohlgefallen an altem Gemäuer in Kupferstichen und Gemälden hatten, so fühlen wir, daß nur eine reiche, üppige Vegetation, junge Bäume, die in der Höhe aus den Spalten und Rissen wie auferstehend hervorgehen, Epheu, Schlingpflanzen, blühende Gebüsche, breitblättrige Stauden, die das Gestein mit Weichheit bekleiden und mit Jugendfülle beleben, daß große, wohlgeformte Massen, durchlaufend, die Unterbrechungen im Zusammenhange zeigend und großartigen Styl des ehemaligen Gebäudes, Schönheit der Formen und Geschmack der Verzierungen verrathend, das sind, was eine Ruine, als solche, schön macht. So finden wir die Ruinen wirklich in Ländern, wo das Alterthum, durch Großartigkeit und Schönheit der Formen, der Gegenwart eine anziehende Schule ist, und zugleich die Vegetation über die todten Steine, der rege Pulsschlag der Natur über niedergeworfenes Menschenwerk, schnell die Oberhand gewinnt. Daher sind fast alle Ruinen in Liefland nicht schön zu nennen; Gebäude von zurückstoßender Unform, aus der Zeit des kunstlosesten Barbarismus, liegen hier in nackter Armuth, zertrümmert, öde, in Schutt begraben, unter einem Himmel, der kaum Moose und Flechten über sie deckt, auf einem Boden, dessen Ohnmacht kaum spärliche Grashalme durch den Schutt zu ihrer Bekleidung hinauf senden kann; wie mag ein Menschaugen sich daran weiden! - Das historische Interesse bleibt bey einzelnen Ruinen immer nur ein untergeordnetes, und kann im Zusammenhange der Alterthümer eines ganzen Landes nur da lebhaft in uns werden, wo die Geschichte des Landes folgenreich für die Menschheit, ihre Cultur und ihre Schicksale wurde. So kann von der Höhe der Trümmer das Parthenon zu Athen, der Kaiser-Paläste zu Rom, der Moschee zu Cordova, ja selbst der maison quarrée und des Schlosses Habsburg, der weltrichtende Geist der Geschichte auf den sinnenden Wanderer niedersteigen, seinen Geist beflügeln und ihn über das kleinliche Treiben der Gegenwart erheben. Wie zurückschreckend ist dagegen jede Erinnerung an die Vorzeit Lieflands! Chaotisches Dunkel, bis zum 12. Jahrhundert, bringt erst die Geschichte dieses Landes zu Geburt, nachdem die leuchtendsten Geschichten unsers kleinen Welttheils längst zu Grabe getragen worden. Und was bietet uns dann diese junge Geschichte eines Landes, die nie die Geschichte eines Volkes geworden ist? Ein Blutstrom, mit Brandfackeln und allen Gräueln menschlicher Roheit, ergießt sich durch fast sechs Jahrhunderte über ein Land, das er zum Sumpfe macht, über ein Volk, das er vernichtete, ehe es aus dem Dunkel zur Geburt hervorgehen konnte. Schauernd wendet sich das Gefühl von diesen blutigen Blättern im Buche des Schicksals ab; schauernd wenden wir den Blick von der zertrümmerten Zwingburg unserer Väter ab, von dem Sitze einer Reihe von Bischöfen, die das Blut ihrer Hände in den Schatten des Kreuzes verbargen, des Kreuzes, das die höchste Liebe versinnlichen soll - doch genug davon!

So von Tage zu Tage wandernd, bald zu Pferde auf den Heerstraßen, bald zu Fuße in Gärten, Häusern und Gründen, bald zeichnend, bald im Genusse vertraulicher Mittheilungen, hatten wir nun doch der Einsamkeit genug gehabt und beschlossen, einen Besuch von einigen Tagen auf dem Gute L. zu machen. Mit freundlicher, zuvorkommender Güte empfing uns die Baronin von B., eine kleine, ältliche Frau, mit schlicht herabgekämmtm Haar und in einfachem Hauskleide; wir sahen sie zum ersten Male. Ihre drey Söhne, die wir früher gekannt hatten, begrüßten uns mit Jubel und lustigen Späßen. Ihr Hofmeister, früher der unsrige, drückte uns mit aller Liebe, die dieses edle Mannes Herz erfüllte, an die Brust.

Der Lebenslauf eines liefländischen Edelmannes war ehemals gewöhnlich folgender: Mit Hülfe eines, meistens aus Sachsen, herbeigerufenen Hofmeisters, ward seine Erziehung mehr oder weniger zweckmäßig und sorgfältig besorgt, je nachdem der Hofmeister und die Einsicht der Eltern war. Die Kenntnisse, die der Knabe und Jüngling auf diese Weise erwarb, konnten nicht bedeutend seyn. War er confirmirt, so hörte dieser Unterricht auf, der Jüngling verließ zum ersten Male das väterliche Haus auf dem Lande, kam auf eine deutsche Universität, wo er selten lang verweilte, gefiel sich oft besser in großen Städten, in Paris oder in einer deutschen Residenzstadt, wo er auch gefiel, sey es durch Gewandtheit im Umgang, oder durch die Kennzeichen, an denen man einen jungen Mann aus gutem Hause zu erkennen pflegt, oder durch günstiges Äußere und blühende Gesundheit - genug, er nahm Kriegsdienste, in denen er eine Reihe von Jahren, wie man zu sagen pflegt, die Freude des Lebens genoß. Jedoch heirathete er nie in der Fremde; vielmehr behauptete früher oder später die Sehnsucht nach der Heimath, die durch das häusliche Familienleben in Liefand eine größere Gewalt bekommt, als in den meisten Ländern, ihre Rechte; er kehrte heim, wurde Landwirth, Gatte, Vater von zahlreichen Kindern und Enkeln endlich zu Grabe gebracht. Das ist, mit wenige Ausnahmen, die Geschichte unserer sämtlichen Großväter; jeder hat einmal in preußischen, österreichischen, sächsischen oder französischen Diensten gestanden, und daheim eine Landsmännin, gewöhnlich eine Verwandte, zu unserer Großmutter gemacht.

Mit wenigen Einschränkungen machen wir es heute wie unsere Väter. Wir sind ärmer geworden, weil viele Kinder eines Vaters sein Erbe in kleine Besitzungen zertheilten, noch mehr aber, weil veränderte Lebensweise uns der weisen Sparsamkeit unserer Väter entfremdet hat. Der Kindersegen unserer Väter ruht noch heute auf uns, aber die Mittel fehlen uns meistens, unsere Söhne auf Reisen und auf Universitäten zu schicken; wir glauben ihnen, auch ohne die sorgfältigste Erziehung und klassischen Unterricht, durch eine ehrenvolle Laufbahn, den Besitz des Wünschenswerthen in der Welt vorbereiten zu müssen und geben sie in russische Kriegsdienste. Unsere Landsleute zeichnen sich in der Armee aufs Vortheilhafteste aus, und es giebt ganze Garde-Regimenter, in denen sie alle Officierstellen bekleiden. Mit wenigen Ausnahmen weiß aber doch Jeder nach einer Reihe von Jahren, durch Erbschaft, Ankauf oder Pacht, sich ein unabhängig-friedliches Landleben zu verschaffen, um eine schöne Cousine zur Mutter seiner Nachkommen zu machen, und den Abend seines Lebens, wie nach hergebrachten Familiengesetzen, im Sinne der Väter zu vollenden.

Es läßt sich denken, daß an solchem Lebenslaufe der Baronin B. noch gar Manches zu wünschen übrig blieb, und daß sie ihre drey Söhne lieber nach allen Seiten rein menschlich ausgebildet, als in einem vorgeschriebenen Gleise mechanisch vegetiren zu sehen, wünschen mußte; denn sie war eine edle, denkende, geistreiche, besonnene, herrliche Frau, und schon Wittwe, als ihrer Kinder Erziehung kaum begann. Sie hatte den Emil vollkommen so verstanden, wie der Verfasser verstanden seyn will; wie hätte sie nicht den Vorsatz fassen sollen, ihre Söhne nichts als reine, aber entwickelte Menschen werden zu sehen! Sie machte den Plan in diesem Sinne, gewiß das schönste Ziel, das der Erziehung eines Menschen vorgesteckt werden kann; sie gestand sich alle Hindernisse, die das Lokal und die Vorurtheile der Welt ihr entgegen setzten; dennoch blieb sie ihrem Plane getreu, mit einer Kraft, Selbstverleugnung, Treue und Ausdauer, die einen Mann zum selbständigsten und kräftigsten seiner Zeit gemacht hätten. Ich hatte von der Baronin oft sprechen gehört; die Männer lächelten bei ihrem Namen und meynten: die Frau hat überspannte Grundsätze; die

Frauen sprachen vollends mit Härte von der Baronin¹, von Rousseau und der neumodische Erziehungsweise, wie von verbrecherischen Gesinnungen. Aber alle diese Männer und Frauen kannten sie nicht persönlich, sprachen sich einander bloß die Urtheile über sie nach, und hatten vom Emil auch keine einzige Seite gelesen.

Wir brachten einige sehr angenehme Tage auf dem Gute L². zu, und ich bedaure schmerzlich, daß damals an der Unbesonnenheit meines Alters alles verloren ging, was der Umgang mit dieser, in Liefland so auffallende Familie mir Lehrreiches darbot. - Von allem, was in Liefland der gute Ton einem Gutsbesitzers unentbehrlich macht, ein schönes Haus mit schönen Zimmern und Meublen, ein weitläufiger Lustgarten, ein kostbares Gewächshaus, eine zahlreiche männliche Dienerschaft, die aus Müßigkeit liederlich wird - von dem allen war hier nichts zu sehen. Das alte, von Holz erbaute, niedrige, schmucklose, aber sehr bequeme Wohnhaus war mit hohen alten Linden umgeben, und lag auf dem grünen Hofe einladend und Zutrauen erregend mit offenem Hofthore, jedem Wanderer zugänglich. Der große Obst- und Gemüsegarten war nicht auf vornehm-moderne Spaziergänge, aber um so mehr auf reellen Nutzen berechnet. An den Nebengebäuden sah man die größte Einfachheit, Zweckmäßigkeit und Nutzbarkeit. Die Felder und Wiesen rings umher zeugten von der sorgfältigsten Bearbeitung und dem lohnenden Segen der Fruchtbarkeit. Wir durchstreiften die heitere, fruchtbare Gegend nach allen Seiten mit den Söhnen des Hauses, zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen, besuchten die Bauern in ihren Häusern, die von ungewöhnlichem Wohlstande, Ordnung und Reinlichkeit zeugten, und wurden auf eine ungezwungenen, offene Weise aufgenommen, bey der die Tiefe Kluft vom Knecht zum Herrn verschwand. In ihrem Wohnzimmer saß die Baronin gewöhnlich am Fenster, mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt; in der Mitte des Zimmers stand ein sehr langer Eßtisch, der zum Theil von den Hausgenossen bey den täglichen Mahlzeiten unbesetzt blieb und für jede Art Fremde bestimmt war, die sich etwa einfinden konnten. Hier ward Jeder, ohne Ansehen der Person, mit gleicher liebevoller Zutraulichkeit empfangen, der Rath und Hülfe bedürftige Landmann wie der vornehmste Gast. Im Nebenzimmer, dessen Thür offen stand, oder nach Umständen geschlossen war, arbeiteten die Mägde unter Aufsicht ihrer Gebieterin. Die Baronin selbst trug kein Kleidungsstück, das nicht in allen Elementen ein Produkt des Hauses war, und es war kein Meuble und kein Hausrath zu sehen, der nicht im Hause selbst angefertigt worden. Für jedes Bedürfniß gab es Leute im Hause, die sich auf desfallsige Bearbeitung verstanden, und so viel es möglich ist, hatte die Baronin mit ihrem Hauswesen sich von der übrigen Welt unabhängig gemacht.

Nach einigen Tagereisen trafen wir auf dem Gute eines Verwandten ein, des Obristen v. X.³ ein Wittwer, der mit zwey Töchtern hier lebte. Mit diesen hübschen Cousinen, die mit ihrer Tante den Winter in Riga zugebracht hatten, war viel getanzt worden, und wir hatten uns dort schon fest vorgenommen, uns von dem Besuche auf ihrem Gute durch nichts in der Welt abhalten zu lassen. Gegen Abend, als wir uns dem Gute näherten, ritten wir durch weite, fruchtbare Kornfelder; dann über eine große, unabsehbare Wiese, hier Heuschlag genannt, mit einzelnen, hochstämmigen Birken, bewachsen und in der Ferne mit Erlengebüsch begrenzt, alles reinlich und sorgfältig gehalten; die Krüge an der Heerstraße waren

¹ Baronin Boye

² Lindenhof. Kirchspiel Wenden

³ GH Livland Seite 704; Karl August v. Transehe-Roseneck, geb. Duckershof 12. Juli 1753, gest. Heleenstein b. Selsau 8. Oktober 1827, Herr auf Eck, Pfandherr auf Keysen, Oberst und Generaladjutant; heiratete auf Selsau 25. Juni 1787 Juliane Wilhelmine v. Transehe, geb. auf Selsau 29. Mai 1760, gest. Keysen 18. Mai 1800. Die erwähnten Töchter sind Juliette (Julchen) und Eleonore (Norchen). Siehe auch Tagebuch Peter Reinhold a.d.H. Groß Ruhde

wohl gebaut, reinlich und ordentlich, selbst die Zäune gut erhalten und sorgfältig ausgebessert: alles kündigte pünktliche Ordnung und wohlthätige Strenge an. Ein flinker Bur-sche in graue Jacke und Pantalons, mit rund geschnittenen Haaren, hatte uns schon in eini-ger Entfernung kommen gesehen, lief herzu, öffnete uns das Hofthor, begrüßte uns freund-lich, da er uns ins Gesicht gesehen hatte, und sprach: der Herr ist zu Hause und die Fräu-leins auch. „Kennst Du uns?“ fragten wir. „Ei wie sollt ich nicht! Ihr seid ja die R. R.fschen Jungherren!“ Dies kurze Gespräch in der Landessprache war bezeichnender, als ein Fremder, der die Landessitten nicht kennt, geglaubt haben würde. Vor allem kündigte es die gastfreundliche Gesinnung des Gutsherrn an, die sich an den Dienern um so leichter erkennen läßt, als diese nicht vornehm thun; dann aber auch einen gewissen Ton der Haus-väterlichkeit, der allen Häusern in Liefeland eigen ist, wo die Hausbedienten, aus dem Dor-fe genommen, bei ihrer Landessprache gehalten werden, weil kein fremder Deutscher, Haushofmeister, oder wie er sonst genannt werde, die Aufsicht über sie hat, und sie, weil er ihre Sprache zu lernen sich nicht herabläßt, zwingt, die deutsche aufs Elendste zu ver-stümmeln; sondern wo der Gutsherr selbst Alles sieht, hört, beaufsichtigt und selbst be-fiehlt, was in der Regel seine guten Früchte zu tragen pflegt.

Wir fanden die Familie am Theetische versammelt, wo der Obrist sein Pfeifchen rauch-te, die älteste Tochter den Thee machte und die jüngste mit einer Handarbeit beschäftigt war. Willkommen Vettern! rief der Alte, das ist gescheut, daß Ihr auch den alten Onkel einmal besucht; Verwandte müssen zusammenhalten, dürfen sich nicht fremd werden; wo kommt Ihr denn jetzt her? Ihr raucht ja auch wohl ein Pfeifchen ? Meinen Knaster sollt Ihr mir nicht verachten; aber Ihr könnt auch türkischen haben. He! Christian! hole mir den Kasten mit Hamburger Knaster und einen Sack türkischen, Meerschaum-Pfeifen und lange türkische, die Vettern sollen rauchen, was sie wollen. Nun setzt Euch! Julchen mache Thee! hernach wollen wir in den Stall gehen oder in den Garten. Wie habt Ihr denn das Sommerkorn gefunden? Überall gut? bey mir steht es Gott Lob! recht gut; ich bin nicht von den Landwirthen, die immer klagen usw. So dauerten des alten Herrn aphoristische Fragen und Bemerkungen noch eine beträchtliche Weile fort, während dessen wir die Cou-sinen von Kopf bis zu den Füßen musterten und jede kleinste Pause des Vaters benutzten, ihnen etwas Schönes zu sagen. Nach und nach ward die Unterhaltung allgemeiner und war schon sehr anziehend geworden, als der Alte sich erhob mit den Worten: „Nun sollt Ihr meinen Stall sehen! ich bin begierig, wie Euch meine Klepper gefallen werden.“

Sie gefielen uns allerdings über die Maaßen. Etwa ein halbes Hundert stolze Gäule in zwey langen Reihen, in dem reinlichsten und bequemsten Stalle, den wir jemals gesehen hatten. Der Alte sah uns von Zeit zu Zeit ins Gesicht, um unsere Bewunderung darin zu lesen und freute sich unsers lauten Beyfalls nicht wenig. „Das war der Stall!“ sagte er, nachdem er uns jede Einrichtung desselben gewiesen hatte. „Nun die Rosse! Hier, auf die-ser Seite, stehen meine Kutschpferde, vier und zwanzig brave Tiere, alle selbst gezogen. Die habe ich aber nicht bloß zum Staat, sie müssen mir tüchtig arbeiten; denn wer seine Pferde im Stalle steif werden läßt, ruinirt sie, und Müßiggänger will ich auch nicht füttern; sie müssen eggen, Heu und Korn einfahren, und was es sonst an leichter Hof- und Feldar-beit giebt; aber freylich vertraue ich sie dabey nur meinen zuverlässigsten Leuten an. Mit einem schlechten Aufseher überziehen und verderben sie sich unfehlbar; wenn ich nur ei-nem sehr gewandten Kutscher mich und meine Töchter und Gäste im Fuhrwerk anvertraue, so übergebe ich zur Arbeit meine Pferde nur dem Vorsichtigsten und Zuverlässigsten, der ihnen auf alle Weise ihr Recht widerfahren läßt und sich aufs strengste an die Ordre hält. Hätte ich deutsche Leute beym Stall, ich setzte es nie durch; aber ich nehme die Jungen, sechs bis acht Jahre alt, aus dem Dorfe, lasse sie die niederen Dienste im Stall thun, gebe alle Befehle in ihrer Gegenwart, und wie sie nun heranwachsen, vertraue ich ihnen und

ihren Kräften so viel an, als sie Vertrauen verdienen. Diese starken, handfesten, aufmerksamen und gewandten Leute sind auch schon seit dem achten Jahre im Stalle, unter meinen eigenen Aufsicht, und kennen den Dienst nicht anders, als wie sie es von Kindheit auf gesehen haben.“ Es wurden mehrere dieser muthigen und kräftigen Rosse auf geschickte Weise heraus und auf dem Hof herumgeführt, die unsere größte Bewunderung erregten. „Ihr sollt gleich besseres sehen.“ sagte er; „hier sind dreyzehn Reitpferde, zwey davon gehören meinen Töchtern, alle vollkommen gut geritten, á la campagne, alle muthig und folgsam, ohne Fehler, mehrere Hengste darunter, die mehrsten von orientalischer Race, alle Söhne und Töchter der sechs Beschäler dort, sie sollen alle vorgeführt werden; die letzten dort sind gemeine, brave Klepper, die überall aushelfen müssen, unverwüsthlich, aber sonst nichts ausgezeichnetes.“ Es ist nicht möglich schönere Pferde zu sehen, als uns jetzt vorgeführt wurden, und es war schwer zu sagen, ob unsere Freude darüber, oder des Alten Freude über unsern Beyfall größer war. Auch konnten wir uns nicht eher von dem Stalle trennen, als bis uns das Abendessen angekündigt wurde. „Morgen früh reiten wir aus, Vettern,“ sagte der Obrist, „da sollt ihr die Füllen und Racestuten sehen.“

Als wir ins Haus treten wollten, stand ein Bauer an der Thür, den Hut verlegen in der Hand drehend: „Was willst du?“ „Ach! gnädiger Herr! mir ist mein bestes Pferd gefallen, das einzige, was mir jetzt brauchbar war.“ „Und was solls?“ „Ich weiß es nicht - Euer Gnaden sind ein so gnädiger Herr - an wen sollte man sich auf Erden sonst wenden -.“ „Kerl! bist du toll? Ich soll dir wohl ein Pferd aus meinem Stalle geben! Plagt Dich der Teufel? Ich weiß nicht, was ihr euch einbildet; ihr liegt ganze Tage und Nächte in den Krügen, sauft euch toll und voll, laßt die Pferde draußen an den Zäunen angebunden stehen, ohne ihnen auch nur eine Hand voll Heu zu geben; so geht's besonders im Winter bey der ärgsten Kälte, wenn ihr die Pferde vorher warm gejagt habt, um nur recht bald in den Krug zu kommen; das kann aber keine Kreatur aushalten; so ein Thier kommt elend herunter; im Frühjahr strengt ihr es über seine Kräfte an, mißhandelt es aufs grausamste, das arme Tier zieht aus allen Kräften, zieht sich die Seele aus dem Leibe, da liegts - euch macht das nichts, denn ihr meynt: wir laufen zum Herrn, der gibt uns gleich ein viel besseres. Ja, ich will euch beschenken, daß ihr an mich denken sollt! Macht ihrs nicht mit allem so? Kaum habt ihr euer Korn geschnitten, flugs tragt ihr es in die Krüge, für ein Zehntel von dem was es gilt; liegt wochenlang besoffen daran, laßt Frau und Kinder betteln und das Vieh sterben; endlich kommt ihr zu mir, um Vorschuß - ich soll euch nicht verhungern lassen - sag doch, Kerl, wo ist Einer unter euch allen, der mir nicht schon hundert Lof Korn und mehr schuldig geworden? Und wo ist Einer, der mir auch nur ein Lof wieder bezahlt, ohne daß ich ihm den Kubias (Gutsaufseher), Schilter (Gehülfe des Gutsaufsehers) oder Küllakubias (Dorfaufseher) bey seiner Ernte hätte aufpassen und ihn holen lassen? Kurz, ihr seid liederliche Schlingel! Du kannst Dir ein Pferd malen lassen. - Marsch! fort!“

Der Eindruck dieser Scene ward bald verwischt durch die Holdseligkeit der hübschen Cousinen. Wir gingen zu Tisch. Dort hatten sich bereits zwey andere Hausgenossen eingefunden: eine sehr dicke, weibliche Figur, in etwas lächerlichem Putze, „Mamsell“ schlechtweg genannt, die die Haushaltung und innere Ökonomie besorgt, alles im Beschluß hat und oft an einem großen Schlüsselbund kenntlich ist; und ein langer, dürrer Mann von Jahren, mit einer runden Perücke, altmodisch gekleidet, pedantisch in jeder Bewegung, das ist der „Buchhalter“, der eigentliche Mann von der Feder, der Alles schreiben muß, was nur irgend in einer Landwirthschaft geschrieben werden kann, die Rechnungsbücher führt, die monatlichen Verschläge einreicht, einen Schlüssel der Klete (Kornscheune) hat (der sogenannte Kletenkerl, wie auch der so genannte Amtmann haben jeder einen, und es kann keine Thür geöffnet werden, wenn einer dieser drey Schlüssel fehlt), der Herr-

schaft pflichtmäßig und den übrigen Hausgenossen aus Gefälligkeit Federn schneidet, und die Dinte nach eigenem Recepte und vieljähriger Erfahrung geheimnisvoll anfertigt.

Der Tisch war so einfach, wie er in allen Häusern dieser Art in Liefland zu seyn pflegt; nichts von künstlicher Saucen und plats recherchés, kein dessert vom Conditor, keine gélées und crèmes, aber sehr kräftige Speisen, einfach und schmackhaft zubereitet, vier, fünf bis sechs Schüsseln, alles in seiner Art ganz vorzüglich, weil es ein landwirtschaftliches Produkt ist, das mit Sorgfalt behandelt und unter gewissenhafter Aufsicht für die Tafel vorbereitet wird. Kälber, Rinder, Schafe, Schweine. Hühner, Truthühner, Enten usw. aus einer großen Anzahl kunstgerecht zur Mast ausgewählt; Eyer von dem Tage selbst, Butter, Milch, Schmant (Rahm), sorgfältig und reinlich behandelt; Gemüse aller Art, von dem Gärtner sorglich gezogen und ausgewählt; wildes Geflügel, in den eigenen Waldungen in großer Menge geschossen, und darunter vorzüglich beliebt Birkenhühner, Rebhühner, und vor allem Haselhühner; so auch Hasen und Elen; Fische aller Art, aus süßem Wasser; Hechte, Barse, Brachsen, Kaulbarse, Karauschen, Aale, Karpfen in großen Teichen und Seen mit Sorgfalt gehalten; Lachse und Forellen in den größeren Flüssen gefangen; Krebse in den Monaten ohne r gefischt und in Milch getränkt, ehe sie das Leben im Topfe verlieren; Kuchen und Mehlspeisen auf eigenthümliche Weise schmackhaft bereitet, besonders vorzügliche Gattungen von Grütze; von dem Allen nichts, dessen sich, ungeachtet der einfachen Zurichtung, die société gastronomique im rocher de Cancalle zu schämen hätte. Das gewöhnliche Getränk ist Bier, das auf den Gütern selbst gebraut wird und oft von vorzüglicher Güte ist; der Wein ist gewöhnlich so gut, wie er in Bordeaux, oder der Portwein in London, selbst getrunken wird; denn da ihn der Zoll im russischen Reich weit über seinen Einkaufspreis vertheuert, so hält es Niemand der Mühe werth, wohlfeilere Gattungen einzukaufen, weil der Preis im Ganzen dadurch nur sehr unbedeutend verringert, und eine kaum merkliche Ersparniß an Wein von geringerer Güte gemacht werden würde.

Der alte Onkel sprach gar gern von Politik, die er nicht verstand, und von den Zeitungen, die er nicht las, oder doch nur selten und flüchtig durchlief. Diese Dinge brauchte er nur als Vorwand, oder eigentlich als Einleitung, um dadurch auf die Türken und die Türkenkriege zu kommen, die zu seinen liebsten Erinnerungen gehörten, und wovon er alles Erlebte in den kleinsten Details mit Wohlgefallen wiederholte. Auch diesen Abend war es so, und er versicherte, die Türken führten ihre Kriege nur mit Geld und Opium und der Geist, der ihre Kriegskunst belebe, sey nur der Fatalismus und die Plünderung. Das ist aber ein sehr mächtiger Geist, fügte er hinzu, und ihm zu widerstehen ist wahrlich nicht so leicht, als man glaubt, wenn man hundert Meilen davon in der Zeitung liest. Indessen, wenn nur der rechte Mann geschickt wird, so gehts schon; der rechte Mann macht Alles möglich; der rechte Mann war Graf Romanzow; den hättet Ihr sehen sollen! Da mochte der böse Feind schreyen wie er wollte, mauerfest standen unsere Grenadiere mit gespanntem Hahn; und wie die Besessenen einzuhaufen meynten, plump! da liegen sie! Mann und Roß krümmten sich im Staube, krepirten oder wurden gefangen, und wieder brüllten sie und wieder niedergeschmettert, bis sie ganz consternirt waren; dann gleich Cavallerie vor! Da gab's ein Jagen und Hetzen, und Beute und Gefangene! Da waren die Kosaken flink dabey. - Na! ich will nur nicht davon sprechen; Ihr könntet glauben, ich rühmte es so, weil ich dabey war; aber das könnt Ihr mir glauben, der Graf Peter Romanzow war der rechte Mann, und - wenn Ihr mich nicht verrathen wollt - mehr als der Peter Romanzow. Allen Respekt vor Peter dem Großen! der wußte Ordnung zu machen und Ordnung zu halten im Großen! aber am Pruth bin ich hinterher auch gewesen, und die Geschichte habe ich auch gelesen. Wenn ich da gelegen hätte, ohne Patrouillen zu schicken, und mich von den dummen Türken einschließen lassen, alle Leute hätten gesagt: der Kerl war ein Schöps; so steht es aber nicht in der Geschichte; denn die, die Geschichten schreiben, sind Schmeich-

ler, wenn sie auf die Großen zu sprechen kommen. Das sieht man hier auch recht deutlich an der Geschichte von der Kayserin, wie sie ihre Lumpen-Brillanten hergiebt und die Türken besticht, den großen Czar wieder los zu lassen. Davon posaunen sie in der Geschichte, von übergroßem Edelmuth, Aufopferung, Rettung und was weiß ich! stak sie denn nicht selbst darinnen? konnte sie denn weniger darum geben, wenn sie auch nicht darinn gesteckt hätte? war es eine so große Heldenthat oder große diplomatische Weisheit, den bestechlichen Feind zu bestechen? wie nennt man solche große Thaten, wenn sie nicht von Kayserinnen oder von Diplomaten geschehen? Und wenn eine andere Frau brav und liebevoll ist, Tag und Nacht im Hause waltet und wacht, daß Jedem sein Recht widerfährt, ihren Mann lieb hat, ohne viel Aufsehen zu machen, ihr Liebstes und Bestes hingiebt, ihm Freude zu machen und Übel abzuwehren, und mehr Sorge und Kummer dabey hat, als sich denken läßt, da krähet weder Huhn noch Hahn danach, und oft verdient es nicht einmal der Mann. Nein! das nehmt mir nicht Übel, in der Geschichte bin ich nach großem Ruhme nicht lüstern. Ich habe freylich nicht viel gelesen, aber so viel habe ich doch weg, daß es mit der Geschichte ein lumpig Ding ist. Da sitzt ein Schreiber auf seinem Zimmer und macht ein Buch davon, was in der Welt passirt, und viele hundert Meilen weit, auf Nachrichten, die durch hundert Mäuler gegangen sind; was weiß er, aus welchen Absichten die Thaten geschahen? Ob die es sagen wollen, die es gethan haben? wie es da aussieht, wo es geschah? Ob dies und das möglich ist, was erzählt wird? wie viel ein anderer Büchermacher davon gewußt hat, dessen Buch jener wieder ausschreibt? Hat er den im Rathe von Fürsten gesessen, daß er weiß, warum dies so, jenes anders ausgesehen, als die Geschichte davon spricht, das glaubt mir auf mein Wort. Und die Geschichte nennen sie doch das große Gesetzbuch der Fürsten und der Nationen. Ja es hat sich was! Die Fürsten und die Nationen wissen vermuthlich recht gut, wie die Geschichte gemacht wird, denn ich habe noch nicht erlebt, daß sich Einer danach gerichtet hätte, und ich bin doch kein Knabe mehr; Jeder macht es anders, als die Geschichte es lehrt, daß es recht und gut sey; Jeder will klüger seyn, als alle seine Vorfahren; es geht denn, wie es Gott will, daß kein Mensch erforschen kann, warum dies gut und jenes schlecht ausfiel; aber in der Geschichte wird es verzeichnet, schön zu lesen, daß es kein Augenzeuge wiedererkennt, und das wird nun wieder Gesetzbuch der Fürsten und Nationen, das kein Fürst und keine Nation befolgt - Na! Ich denke, wir sind fertig mit dem Essen; laßt uns aufstehen und noch ein Pfeifchen rauchen!

Die hübschen Cousinen hatten, wie sich denken läßt, wenig Antheil an dieser Unterhaltung genommen, doch war jede still auf ihre Weise; Julchen mit den Ausdrücke, den man hat, wenn man zerstreut da sitzt, oder seine Gedanken in Zeiten und Orten herumschweifen läßt, die nicht die gegenwärtigen sind; Norchen (Eleonore) nicht ganz so geduldig, mit der Mamsell oder dem Buchhalter bald von Butter, Käse, Kuchen, bald von dem Garten, Hühnerhofe oder den Kühen leise und verstohlen sprechend, zuweilen, wie es schien, mit den einsylbigen Antworten unzu-frieden, die Jene, vom Schläfe fast überwältigt, auch kaum noch mit gedämpfter Stimme hervorzubringen vermochten.

Julchen und Norchen waren die hübschesten und liebenswürdigsten Mädchen, die man sehen konnte, und doch so verschieden in körperlicher und geistiger Bildung, daß man sie nicht für Schwestern gehalten hätte. Julchen, die ältere, war fein und zart gebaut, schlank wie ein Binse, hatte Füße und Hände wie Canova's Psyche, ihre weiße, durchschimmernde Haut konnte nicht schöner angetroffen werden, ihr langes, wellenförmiges Haar war dunkelbraun, und unter langen Wimpern strahlte der Glanz eines dunklen Auges, das sich eben so sprechend niedersenkte, als aufschlug, jeder ihrer Bewegungen hatte das Ungewisse der zarten Jungfräulichkeit, das man Mädchenhaftigkeit nennen muß; der Ausdruck ihres schönen Gesichtes war Ernst und Milde, und das Gefühl sprach sich in dem feinen Mienspiele am entscheidensten in einem gewissen wehmüthigen Zuge aus. - Norchen dage-

gen war größer, voll und rund, aber schön gebaut, das schönste blonde Haar in großer Fülle, ein schönes schimmerndes, blaues Auge, ohne sehnsüchtiges Schmachten, vielmehr heiter um sich blickend, und nach allen Seiten umschauend, ohne flüchtig und unstet zu seyn; denn ein Hauptzug ihres Characters, eine gewisse, gesetzte Bestimmtheit, eine Art ruhigen und heitern Gleichgewichts drückte sich in ihrem blühenden Gesichte, wie in allen Bewegungen aus. Ihre Kleidung zeichnete sich nicht durch Wahl und Eleganz aus, aber durch eine auffallende Nettigkeit, Reinlichkeit und Pünktlichkeit; es war, als sey ihr jedes Kleidungsstück recht, weil sie es mit besonderem Geschick ihrem schönen Körper anzupassen wußte, dessen reizende Formen es vorzüglich dadurch verrieth, daß es sie genau und bequem einschloß. - Julchen hatte das Talent, sich mit den unbedeutendsten Hülfsmitteln so geschmackvoll und elegant zu kleiden, daß die kleine Künstlerin mit Recht allgemein bewundert wurde; aber mit eben so vielem Recht verbarg sie den allerschönsten, kleinen Fuß, weil sie schon wußte, daß der Schuh entweder abgetreten, oder die Bänder daran aufgegangen, oder irgend sonst an der Chaussüre etwas auszusetzen war. Sehr selten sah man sie, daß nicht etwa das rebellische Unterröckchen sich vor dem Kleide hervorthat, der Besatz irgend so die Nath verlassen, die Halskrause zerdrückt, die Haare vom Zwange des Kammes irgend wo befreit oder sonst etwas in Unordnung gewesen wäre. - Beyde Schwestern tanzten für ihr Leben gern. Julchen schwebte zart und leicht auf dem glatten Boden hin, reizend in jeder Bewegung und doch mädchenhaft verschlossen in sich, wie nur immer Hebe getanzt haben könnte; aber sie ward oft unterbrochen durch einen Schuh, der seinen Dienst versagte, den Kamm, der aus dem Haar fiel, oder eine Blumen-Guirlande, die herabfiel, und nach den ersten Tänzen waren die schönen Locken der Stirn ausgegangen, und hingen auf beyden Seiten herab. Von Norchen sagte niemand, daß sie schön tanze, aber man walzte gern mit ihr, weil sie so bequem Takt hielt; sie machte überhaupt die Pas mit einer Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit und war immer so genau im Aplomb, daß sich darin die Bestimmtheit ihres Wesens nie verleugnete, und am Ende des Balles war ihr Toilete genau in Ordnung, wie zu Anfange. - Beyde Schwestern hatten gleichen Unterricht in der Musik bekommen; Julchen hatte ein entschiedenes Talent für das Pianoforte; spielte mit Fertigkeit und einem Ausdrücke, der tiefes Gefühl verrieth, wobey jedoch der Takt selten im gleichen Maaße festgehalten ward; Norchen hielt ihn wie ein geübter Cantor, spielte sich aber mühsam ein, und man glaubt an den eingeübten Stücken ein Uhrwerk zu hören, das genau und richtig ablief. - Sah man die Schwestern mit Handarbeit beschäftigt, so war es wieder Julchens ausgezeichnete Glückseligkeit, die Jedem anfallen mußte, die Mühe und der Fleiß, die die künstlerischen Dinge zu Stande brachten. Norchen hielt sich an einfachere, streng nützliche Dinge, die weniger mühsame Unternehmungen waren, die aber, mir unübertrefflicher Genauigkeit vollendet, den nahen Zweck auf Vollkommense erfüllten, und nie unvollendet liegen blieben. - In der Unterhaltung verrieth Julchen eine wahrhaft rührende Seelengüte, mit dem richtigsten und treffendsten Verstande, und mit vertrauten Bekannten, wo sie die Schüchternheit überwand, einen sehr feinen Witz und viel Vernunft; sie hatte, was man guten Ton nennt, sprach leicht französisch, war aber lieber still und nur selten gesprächig. Norchen war dafür um so gesprächiger, wenn sie mit der deutschen Sprache fortzukommen konnte, war drollig in Einfällen, ohne witzig zu seyn, breitete sich mit Umständlichkeit nach allen Seiten über tausend Kleinigkeiten aus, erschöpfte alle unbedeutenden Gegenstände, brachte immer neue in Gespräch, sprach ganz verständig von Gefühl und Verstand, aber nur, was Jeder selbst einmal gesagt und gehört hatte. Sie war immer bereit, jeden Besuch zu empfangen und bis zu Ende zu unterhalten, in dem Sinne, wie die Meisten und Gewöhnlichen sich am liebsten unterhalten lassen, und ward denn auch in einem gewissen Kreise hoch gefeyert. - Auffallend war es, zu sehen, wie diese beyden Magnete in der Gesellschaft so ganz verschiedene Stoffe an sich zogen;

die jüngsten und die unbedeutendsten Männer, die Trägen und die Pedanten sammelten sich ganz entschieden um Norchen, und wurden nicht müde, ihr zuzuören, und die Blicke auf ihrem üppigen Wuchse herumschweifen zu lassen. Wer aber, über das erste Bedürfniß des Auges hinaus, die Eigenthümlichkeiten sucht, in denen die Seele die äußere Form erklärt, oder die Ursache verräth, aus denen die Äußerlichkeit fließt, wer fähig ist, die zarteste Weiblichkeit, die frommste Unschuld, unter dem bunten Gewande alltäglicher Gesprächsformen und in der bestehenden Hülle blühender Jugend, zu erkennen, und sie für das allerhöchste Gut der Frauen gelten läßt wer überhaupt ein Auge für Seelenreinheit hat, und sie durch mädchenhafte Schüchternheit durchblicken sieht, der gestand dem guten Norchen gewiß auch vieles, dem ähnliches, zu, fühlte sich aber nur von der älteren Schwester wahrhaft angezogen. Julchens Zerstreutheit selbst konnte einem sehr strengen Richter nicht als Vorzüge erscheinen, aber auch der strengste mußte sie als weiblich ansprechen, wogegen Norchens lobenswerthen Eigenschaften sich mehr auf die Seite der Männlichkeit neigten, folglich weniger an ihrem Platze waren, als die kleinen Mängel ihrer Schwester. Es gab sogar Männer, die nicht müde wurden, Julchens Schnupftuch, Handschuh, Scheere, Knäul wohl zwanzig Mal in einer Viertelstunde aufzuheben oder zu suchen, und eilig beyzuspringen, wenn sie aufstand und alles aus dem Schooße fallen ließ, ohne es zu bemerken, und die doch bey ihrer Schwester regelmäßigen Bestimmtheit Langeweile hatten, und sich gestört fanden, wenn diese ein Tuch holte, um den Staub auf dem Tische abzuwischen; das waren aber Leute, die überhaupt nicht fragen, was einer thut, sondern was er ist; und obgleich hier eins wol aus dem andern fließt, so ist dem denkenden Menschen der Unterschied doch sehr groß. -

Nicht wenig überraschend und unbequem war es uns am andern Morgen, daß uns der Obrist schon um sechs Uhr mit lauter Stimme weckte, und aus den Betten trieb. „Macht geschwinde, Vettern,“ rief er, „die Mädchen warten schon im Garten mit dem Kaffee unter der alten Linde; ich bin schon seit zwey Stunden auf den Beinen, habe meine Geschäfte abgemacht, und stehe Euch zu Diensten; die Pferde sind gesattelt und können vorgeführt werden, sobald Ihr gefrühstückt habt.“ Es ging, wie es der Onkel forderte, eilig, um den Morgen nicht zu verlieren, aber doch etwas schläfrig von unserer Seite, bis uns der Anblick der Cousinsen, der Genuß des Kaffees und der vortreffliche Schmantkuchen völlig ermuntert hatten. „Ein anderer würde mit euch auf die Jagd gehen“, nahm der gesprächige Alte wieder das Wort auf, „aber ich bin kein Liebhaber von der Jagd und halte keine Hunde. Ich denke aber, die Landwirtschaft muß Euch auch angenehm seyn; denn wo es so ordentlich hergeht, wie bey mir, muß es ordentlichen Leuten gefallen. Ich mache auch keine Umstände mit Euch und nehme meinen Amtmann mit, denn ich brauche ihn, und würde den Ritt auch ohne Euch gemacht haben.“ Ein stolzer Apfelschimmel, Turkmane, und ein leichter brauner Araber waren für uns gesattelt, und der Onkel ritt seinen braven Schweißfuchs mit weißer Mähne und Schweif, an dem man ihn weit und breit in der Gegend schon aus der Ferne erkannte.

„Was macht denn Ihre alte schwarzbraune Stute, Johanson?“ fragte der Obrist seinen Amtmann (Gutsverwalter)? Sie haben ja neulich ein Malheur damit gehabt? Es war doch sonst immer ein braves Thier.“ - „Das ist's auch noch, gnädiger Herr, und alt ist sie auch nicht, erst um Johanni 8 Jahr; aber im vorigen Winter, wie ich mit den Brandtwein-Fuhren nach Pleskow war, und sie in meinen leichten Schlitten gespannt hatte, da war sie einmal sehr erhitzt, und mein Knecht hat sie unvorsichtig getränkt; seitdem ist sie auf den Vorderbeinen nicht mehr sicher, man muß sie jetzt vorsichtig reiten, aber brav ist sie noch, und so tüchtig wie andere Pferde.“ - „Das sagen Sie nur, weil Ihnen mein Rothschimmel so in die Augen sticht, und Sie denken, ich könnte ihn wohl gegen Ihre Stute vertauschen, da ich jene nicht reite und diese zur Race brauchen könnte; denken Sie, ich wüßte nicht, wie Sie

den Rothschimmel mit begierigen Augen ansehen und ihm Brot bringen? Sie sind ein schlauer Patron, aber mir noch nicht schlau genug.“ - „Wie sollte ich doch solche Gedanken haben, gnädiger Herr! Der Rothschimmel ist ein Pferd, wie Euer Gnaden sich nicht geschämt hätten, ihn vor der Fronte zu reiten, das ist kein Amtmannspferd, wie sollte ich meine Wünsche so hoch erheben.“ - „Und wenn Sie ihn hätten, würden Sie ihn morgen verschachern.“ - „In meinem Leben nicht!“ - „Ist das gewiß war?“ - „Gott strafe mich! In meinem Leben nicht!“ - „Nun, das käme auf den Versuch an! Hören Sie, Johanson, ich tausche mit Ihnen, und mache die Bedingung, daß Sie den Rothschimmel gut halten und nie verschachern, wollen Sie das?“ - „Wie meinen Augapfel! Aber wie komme ich zu dieser Gnade?“ - „Das geht Sie nichts an. Holen Sie sich heute den Rothschimmel, geben Sie dem Reitknechte, der ihn bisher beschickt hat, fünf Rubel Halftergeld, und lassen Sie den Calliste-Peter kommen, der gestern bey mir war; dem liefern Sie ihre Stute aus, ohne Halftergeld, das bitte ich mir aus, und sagen Sie ihm: er solle das Pferd für sein gefallenes haben, aber nur unter der Bedingung, daß er es gut hält und nicht von sich giebt, sonst nehme ich's gleich zu mir.“ - „Ach! meine brave Stute soll ein Bauernpferd werden!“ - „Ach! mein Rothschimmel soll ein Amtmannspferd werden! Seht doch! Hasenfuß! Der Calliste-Peter ist ein gutwilliger Mensch, hat nur nichts, was er in Ordnung halten könnte; aber er soll schon ein ordentlicher Kerl werden, mehr als die reichen Großhänse, die sich für besser halten. Heute abend bekommt er sein Pferd und erfährt die Bedingung; aufpassen will ich schon selbst, daß beyde Bedingungen genau erfüllt werden, für die Stute und für den Rothschimmel; verstehen Sie mich?“ - „Vollkommen, gnädiger Herr, und bedanke mich für die Gnade.“ - „Schon gut!“

Auf anmuthigem, bebuschtem Wege waren wir zu einer Hoflage gelangt (Meyerhof, Vorwerk oder vielmehr eine Gutsabtheilung, die selbst als kleines Gut bewirthschaftet wird) und stiegen ab. Wir traten in ein kleines, reinliches Haus, mit einem großen Milchkeller und umgeben mit großen Kuhställen. Hier wohnte ein Ehepaar, Viehkerl und Viehweib genannt, mit zwey Mägden und einigen Hüterjungen und zwey Zimmer waren für den Gutsbesitzer eingerichtet. Ein heiteres Birkengehölz zog sich auf der Höhe hin und in dem grünen Thale schlängelte sich ein Bach; weiterhin sah man weite Wiesen auf der einen, Kornfelder auf der andern Seite. Der Morgen war still und heiter, die Sonne hatte bereits den Thau verzehrt und man hörte nur die im weiten Raum der blauen Höhe verborgenen Lerchen trillern. Als alles gehörig in Augenschein genommen, die unübertreffliche Ordnung, Reinlichkeit und Zweckmäßigkeit gelobt und von den Leuten die Berichte abgestattet waren, ritten wir weiter.

„Wenn Ihr einmal Eure Güter selbst übernehmt, Vettern,“ sprach der Alte unterwegs, „so werdet Ihr's erleben, es ist eine dumme Quälerey mit der Landwirtschaft. Alle Welt baut Korn und Einer verdirbt dem Andern die Preise. Unsere Märkte sind immer auf 30, 50 Meilen weit und darüber; wer kann da die Gelegenheit benutzen oder zur rechten Zeit zur Stelle seyn! Hätten wir freyen Handel ins Ausland, so gäbe es vielleicht Preise; aber auch damit wäre uns nicht viel geholfen; wir brauchen eine so große Menge Dünger, daß das Kapital für Vieh sich am Ende doch von dem Kornverkaufe nicht verrentete. Ich habe nun fünf Hoflagen, jede so wie die, wo wir herkommen; eine Käsemacher aus der Schweiz verbraucht alle Milch von einigen hundert Kühen: wo glaubt Ihr aber, daß ich nun einen Markt finde für allen Käse? In unseren Landstädten? Nicht einen werde ich da los: 40, 60 Meilen weit muß ich sie nach Riga und nach St. Petersburg schicken. Ihr könnt denken, daß bey dieser Weitläufigkeit der Vortheil nicht bedeutend seyn kann; aber auffallen wird es Euch, daß das Kapital, das in den Kühen steckt, sich durch die Käsekrämerey nur mit anderthalb, nie mit zwey Prozent verrentet, und auch das nur mit vieler Mühe und strenger Ordnung. Aber die Kühe machen Dünger; Dünger muß ich haben, darum halte ich sie; aber

sie machen nicht so viel Dünger, als ich unumgänglich nötig habe, und mehr Kühe kann ich nicht halten, weil ich nicht mehr Käse verkaufen kann, als es jetzt geschieht, und dann der Nachtheil augenscheinlich wäre. Das sechste, achte Korn muß ich doch erndten, muß also düngen und den fehlenden Dünger herbeybeschaffen. Dazu machen wir es denn überall mit dem Brandtweinsbrennen ab. Der Brandtwein steht noch schlechter im Preise als das Korn; dennoch müssen wir dieses dazu verbrennen, um nur die Brake (Maisch) zu bekommen, mit der wir der Ukrainer große Ochsen mästen, die uns Mastlohn einbringen und den Dünger zurücklassen. Das Brandtweinsbrennen an sich wäre eine schlechte Speculation, denn das unverwandelte Korn ließe sich viel vortheilhafter verkaufen, wenn es nur ein Mittel gäbe, so viel Dünger zu bekommen, als die Felder gebrauchen, ohne Brandtwein zu brennen.“

So gelangten wir nach und nach zu mehreren Mühlen, die eine romantische Lage im Thale hatten; zu einer Ziegel- und einer Kalkbrennrey; auch zu einer Scheune mit einer Dröschmaschine. Von dieser sagte der Obrist: Meine Nachbarn halten nichts auf dieser Erfindung, und es ist nicht leicht zu errathen, warum. Die Reichsten und Hitzigsten urtheilten anfänglich davon nach den verheißenen Resultaten und ließen sich gleich solche Maschinen bauen, die damals sehr viel Geld kosteten; die Ärmeren und Vorsichtigeren wollten abwarten, wie es Jenen damit gehen würde; ich war von den Vorsichtigen. Als die Maschinen in Gang kamen, hatten ihre Besitzer nicht Athem genug, sie zu preisen; nach beendigtem Dröschchen aber und Revision der Erndte, leisteten die Resultate nicht die Hälfte des Versprochenen, ja nicht so viel als das gewöhnliche Flegeldreschen, und die Maschinen waren unverbesserlich zerbrochen und ruiniert. Da jauchzten nun die Anderen und sprachen höhnisch: die haben ihr Kapital für Dröschmaschinen gut angelegt! Ich dachte: wir wollen sehen. Ich besuchte meine Nachbarn und ihre Maschinen. Was mir an diesen zuerst auffiel, war die allzugroße Künstlichkeit in der Zusammensetzung, zu einem Zwecke, der mit viel einfachern Mittel erreichbar seyn mußte, die Nothwendigkeit einer sehr großen Aufmerksamkeit, um jedem kleinsten Mangel auf der Stelle abzuhefen, ehe er die Ursache eines großen Schadens wird, und einen geschickten Arbeiter als Aufseher dabey zu haben, um so eine complizirte Maschine immer in gutem Stande zu halten. Diese Schwierigkeiten sind in keinem Lande der Welt so groß, als in dem unsrigen. Ferner leuchtete aber auch auf den ersten Blick ein, daß bey dem Dröschchen mit diesen Maschinen, nächst Hände- und Zeitersparniß, auch lange nicht so leicht gestohlen werden kann, als bey dem Flegeldreschen; daß es also Leute geben muß, denen Alles daran liegt, die Dröschmaschinen aus diesem Grunde unter allerley Vorwänden verdächtig zu machen, deren Hülfsmittel dann in allerley heimlichen Kunstgriffen bestehen, die Maschinen zu ruiniren oder auf irgendeine Weise unbrauchbar zu machen, und die ihren Zweck nur gar zu leicht bey solchen Gutsherren erreichen, die nicht gewohnt sind, ihre eigenen Augen zu gebrauchen und nur mit denen ihrer Leute sehen. - Es zogen damals so viele Maschinenmacher, meistens Engländer, im Lande herum, daß kein Monat verging, in dem sich nicht Einer bey mir eingefunden hätte, und jeder machte Dröschmaschinen nach andrer Konstruktion wie die übrigen. Das war mir schon recht. Ich ließ mich mit Jedem in eine weitläufige und genaue Beschreibung seiner Maschine ein und schickte ihn fort, weil er es mir zu kraus machte. Endlich kam der echte Mann. Seine Zeichnung war verständlich, die Einrichtung sehr einfach und bey der Ausführung konnte große Dauerhaftigkeit aller einzelnen Theile bewerkstelligt werden. In der ersten Viertelstunde war ich entschlossen und es ward gleich Hand ans Werk gelegt. Mein Amtmann sagte mir: „Gnädiger Herr, das geht nimmermehr besser, als auf allen andern Gütern.“ - „Das verstehen Sie nicht.“ - „Langstroh bekommen wir auf diese Weise nie.“ - „Brauchen wir auch nicht; zur Streu ist das gebrochene Stroh wenigstens ebenso gut als das lange, und in den seltenen Fällen, wo ich

langes brauchen könnte, kann ich's überall für eine Kleinigkeit haben.“ - „Es wird aber nicht gehen.“ - „Das ist meine Sache, und wenn Sie nichts vernünftiges wissen, so schweigen Sie. Mein Kletenkerl, ein junger aber zuverlässiger Mensch, der sich immer selbst zu helfen weiß und eine Art Geschick in allen Dingen hat, und noch ein Handlanger, wurden dem Mechaniker zur Hülfe gegeben, und er mußte, kontraktmäßig, diese Leute in allen Details der Anfertigung einzelner Stücke und Anordnung des Ganzen unterrichten; auch war ich die meiste Zeit bey der Arbeit zugegen. Als die Dröschmaschine fertig war, ließ ich sie, sowie die Windigungs- oder Putz-Maschine, in eine neue Scheune mit einer einzigen Thür aufstellen; mein Kletenkerl, jener Handlanger, zwey Ochsen und ein Junge, der diese treibt, wurden als hinlängliches Personal dabey angestellt; diese dröschten mir meine ganze Erndte aus; dröschten nur am Tage, weil ich die Feuersgefahr beim Nachtdröschten vermeiden will; ich werde nicht bestohlen; meine Dröschmaschine ist im besten Zustande, arbeitet bereits sechs Jahre; ich habe eine Menge Arbeitstage zu andern Dingen übrig und kenne keinen einzigen Nachtheil dieser Einrichtung.“

Wir kamen auch auf eine Hoflage, wo die Stuten mit ihren Füllen gehalten wurden, mehrere ein- und zweijährige Füllen besonders, und der sogenannten Kälberkoppel. Überall gab es Gelegenheit, auch auf allen Feldern und Wiesen und in den Waldungen, vortreffliche Einrichtungen und zweckmäßige Anstalten kennen zu lernen, und der gesprächige Onkel ließ keine dieser Gelegenheiten unbenutzt. Und als wir in einige Bauernhäuser eingetreten waren, wo der Obrist zu thun hatte, denn überall war er nur Geschäfte halber, und wir ihre Häuser, Gärten und Felder in Augenschein genommen hatten, da zeigte sich der Segen der Ordnung auch bey den Bauern; der rein praktische Geist der Landwirthschaft, die gewissenhafte Pünktlichkeit und die rege Thätigkeit des Obristen hatten lange genug auf dem Gute geherrscht, um auch, in Verbindung mit der thätigen Aufmunterung und eigenen Aufsicht des Gutsherrn, die Bauern nach und nach ordentlich, thätig, sparsam und wohlhabend zu machen.

Zu Hause fanden wir Besuch aus der Nachbarschaft im weitem Sinne, von mehreren Meilen weit; gute, brave Leute, hübsche, geschmacklos geputzte Frauen, Jedes für sich artig, bescheiden und angenehm, Alle zusammen so langweilig, als man es nur seyn kann. Nach dem Mittagessen verlieren sich meistens die Frauen, und die Männer rauchen Tabak oder sammeln sich im Billardzimmer, wenn ein solches vorhanden ist; bald darauf wird man dann zum Thee eingeladen, wobey allerley Kuchen gegessen werden; kaum läßt sich dann noch ein Spaziergang machen, weil man bald wieder sich zu einem *gouté* versammelt, wo Obst oder Backwerk gegessen, und ein sogenannter Wein von Obst, oder Schlüsselblumenwein getrunken wird, worauf man die Zeit noch eben so hinbringt, weil das Abendessen bald folgt und man doch in der kurzen Zeit nichts unternehmen kann; nach dem Souper wird noch ein Pfeifchen geraucht und dann geht Jeder zu Bett. Hat sich Einer oder der Andere durch das schöne Wetter verleiten lassen, Nachmittags einen längeren Spaziergang zu machen und bis zum Abend auszubleiben, so wird ihm von Allem eine reichliche Portion gewissenhaft aufgehoben, und er bekommt dann Alles auf ein Mal, womit schwer fertig zu werden ist; doch haben sich einige besonders höfliche Männer darauf eingeübt, um überall von der Hausfrau gern gesehen zu seyn. - Das Haus des Onkels wurde nicht leer von Gästen; immer kamen sie vor Mittag angefahren, blieben einige Tage und reisten immer nach dem Essen fort; so löste eine Familie die andere ab, wie eine Welle die andere überholt und die allgemeine Monotonie so ins Unendliche fortgeht. Meinem Bruder und mir, die wir auf Amusement im Lande herumritten, war das nicht das Erwünschteste, besonders da die Cousinen, bey den Honneurs für die weiblichen Gäste, uns fast unerreichbar blieben, und wir wären schon am zweyten Tage weiter gezogen, wenn es nicht für Ungezogenheit gegolten hätte, weniger als eine Woche zu bleiben. Wir brachten jedoch die Mor-

gen mit dem Onkel zu Pferde zu, was er sich nicht nehmen ließ, da er seine Wirthschaft unter keinen Umständen vernachlässigte. Ihm gefiel unsere Theilnahme, und er ehrte uns nicht wenig damit, daß er uns erlaubte, die halbe Stunde am Abend bey ihm zu seyn, in der er regelmäßig in der Allee seines Gartens auf- und niederging, dem Sonnenuntergange zusah, und gern allein war.

In einer solchen Abendstunde war es, wo uns das lange Schweigen des sonst so gesprächigen Alten auffiel. Endlich sprach er mit gedämpfter und unsicherer Stimme: „Es ist heute der Geburtstag meiner seligen Frau, zugleich ihr Sterbetag; hier ging sie jeden Abend um diese Zeit mit mir auf und nieder; sie hatte ihre Freude am Sonnenuntergange; wir sprachen dann von alten Zeiten, und was künftig für die Kinder zu thun sey.“ Der Alte schwieg tief bewegt, eine lange Stille folgte, Käfer streiften hin und her, Vögel zwitscherten im Laube, hie und da summte ein Biene, im grünen Thale zu unsern Füßen lag der Himmel mit seinen Wolken und dem Spiegel eines Sees, brüllende Heerden zogen heran und wurden getränkt, die Sonne stand niedrig und machte lange Schatten, der Amtmann ritt im langen Schritt auf seinem Rothsimmel daher, aus der Ferne tönte der einförmige Gesang der Arbeiter, die vom Felde heimkehrten, und lösete sich, wie der Zug näher kam, in die Melodie des beliebten Volksliedes dieser Gegend auf:

Tio, tasane ja elde,
Olli armas minnole;
Pea eitsis, pea nertsis,
Nertsis jaudis surmale.

Tio, milde, sanft und zärtlich,
Mir so über Alles werth,
Blüh'te frühe auf und welkte
Ach! zu früh dem Grabe zu.

Ninda on se röh'm sein mah pael!
Uerekeise önnega.
Tenna paistab päiw meil selgest,
Ommen pilwed kattawad.

So ist alles Glück auf erden!
Kaum währt's einen Augenblick.
Heute scheint die Sonne heiter,
Morgen decken Wolken sie.

Agga Tio eitsep jelle
Sure Issa aja sees;
Jaua aig, ja wih meid sinna
Kus meid surm ei lahuta!

Aber Tio blühet wieder
In dem Garten Gottes auf;
Eile Zeit, und bring' uns dort hin,
Wo der Tod uns nicht mehr trennt.

Der Alte war stehen geblieben und blickte unverwandt in die untergehende Sonne, mit dem Ausdruck tiefgefühlter Wehmuth, die Abendröthe beleuchtete sein ausdrucksvolles Gesicht und eine Thräne rollte verstohlen über die gebräunte Wange herab. Als die leuchtende Scheibe verschwunden war, wandte er sich, und sprach im Gehen: „Ich war ein wilder Reiter und ein Hasenfuß von sechs und zwanzig Jahren, sie hat mich erst zum Menschen gemacht. Sie war das einzige Kind des Gorodnitschen von – Lithauen, wo ich als Rittmeister mit meiner Schwadron lag, und ich besuchte das Haus um der Tochter willen täglich. Der Vater war ein kreuzbraver, treuer und redlicher Mann, aber ein Hitzkopf, den die herrliche Frau nur selten bändigen konnte. Er hatte Händel mit einem benachbarten Gutsbesitzer, und von diesem eine Kugel durch die Brust bekommen; als man ihn nach Hause getragen hatte, sah in die Frau unvorbereitet, fiel auf ihn hin und war todt, der Schlag hatte sie mit dem Schrecken getroffen; der Mann legte zitternd seine Hand auf das Haupt seiner Tochter, sagte mit Mühe: „Arme, arme Louise!“ und verschied. Arm war sie nun wirklich, denn da der elende Gehalt des Vaters fehlte, war kein Bissen Brod mehr herbei zu schaffen und Verwandte hatte sie auf der ganzen weiten Welt nicht. Sie war wie wahnsinnig, wollte die Leichen nicht lassen, wollte mit ihnen begraben werden. Ich ging zu der Mutter des Mörders, der schon der Grenze zujagte; die erschrak gewaltig, als sie die Geschichte erfuhr; ich benutzte den ersten Eindruck, führte sie in das Gorodnitsche Haus, sie nahm die Waise zu sich und ich brachte die Leichen in die Erde. Nach einigen Monaten ward die arme Louise meine Braut, und bald nachher meine Frau. Welche Frau! Großer Gott! hast Du jemals Engel vom Himmel auf die Erde gesandt, so war sie einer davon und vielleicht der beste. - Ich erzähle Euch das so trocken hin, denn ich mag nicht viel Federlesens machen, aber was bey dem Allen in der Menschenbrust vorgeht, könnt Ihr leicht selbst denken. Ich war auch so durchaus in tiefster Seele ein anderer Mensch geworden, daß ich mich selbst nicht mehr wieder kannte. Man sagt, daß seyen die Wege der Vorsehung, ich glaube es fast auch. - Meine Frau war immer bey mir, auch wenn wir im Felde lagen, wenigstens war sie bey der Bagage, mit ihrem Kammermädchen in einer kleinen Chaise, einem zuverlässigen Kutscher und zwey der besten Husaren, die den Wagen nie verließen. Sie war hoch schwanger, als wir die hitzige Affaire bey – hatten; ich bekam einen schlimmen Schuß in den Unterleib; meine Husaren trugen mich Meilen weit und durch das dickste Getümmel fort, nach der Bagage; ich glaubte vor Schmerz umkommen zu müssen; endlich setzten sie mich ab vor einer Bivouac-Laube; da lag mein Weib in Kindessnöthen, ohne Hülfe und Rath, ohne die nothwendigsten Anstalten, auf Stroh und feuchter erde; wer fühlt, wie mir bey diesem Anblicke zu Muthe war! und unfähig war ich dabey, mich zu regen, so hatte mich der Blutverlust heruntergebracht. Zwey Bauerweiber wurden endlich gebracht und ein Chirurg; da erscholl der Lärm: „Feinde! Feinde! die Türken! flüchtet! flüchtet!“ Mit vergingen die Sinne. Es ist zu weitläufig zu erzählen, es war die grenzenloseste Noth meines Lebens, aber Gott hat mächtig geholfen; die zwey Knäblein sah ich zuerst in Pferdedecken eingehüllt, und in der höchsten Angst fühlte ich die höchste Wonne im Vaterherzen. Es war freylich noch schlimm mit der Flucht zur Grenze; meine Frau mit den Zwillingen im Wagen, ich in einer Tragbahre. Jedes glaubte das Andere immer verschiden zu sehen. Vierzehn Monate lag ich darauf in einem russischen Grenzdorfe, ehe ich nur so weit war, daß ich reisen konnte, mit Mangel und Unbequemlichkeit aller Art kämpfend, aber mein Weib pflegte mich, und die Kinder gediehen herrlich, ach! es war sehr schön damals! - Der Friede war unterdeß geschlossen worden, ich zog langsam durch das weite Reich hierher auf meine Güter, nahm meinen Abschied, die Kugel behielt ich, aber nach Jahresfrist konnte ich doch wieder aufsitzen und bin nicht wieder krank gewesen. - Was aber schlimmer ist, als krank seyn -.“ Der Alte schwieg und wir gingen langsam dem Hause zu.

Am andern Morgen saßen wir schon früh auf; der Onkel war etwas einsylbig, gab dem Amtmann die Befehle mit wenig Worten und schien in Gedanken abwesend. Wir benutzten die erste schickliche Gelegenheit, ihm für seine gestrige Mittheilung zu danken, und ihm zu sagen, wie tief sie uns gerührt habe und daß sie uns unvergeßlich bleiben würde. Er nickte uns freundlich zu und sagte: „Ihr seyd gute Jungen, Vettern, aber Ihr seyd noch zu jung, um zu wissen, was das Alles auf sich hat. Ich will Euch erzählen, wie es mir in der Ehe ging, Ihr könnt gute Lehren daraus ziehen, wenn Ihr klug seyd.

Ich bin hier auf diesem Gute geboren und in der Einsamkeit mit Hunden und Pferden aufgewachsen; einen Hofmeister habe ich nie gehabt, das war damals nicht Mode. Ganz nothdürftig Lesen und Schreiben lernte ich vom Herrn Pastor, sonst bestand meine Erziehung darin, daß ich eine heilige Ehrfurcht für Wahrheit und Ordnung bekam; ich weiß nicht zu sagen, wie sie mir beygebracht wurde, aber sie lag, wie mit mir geboren, fest in mir gewurzelt und war unbedingt Eins mit meinem Daseyn. Als ich achtzehn Jahre alt war, nahm mich der Herr Pastor in die Lehre, ließ mich ein Paar Seiten im Catechismus auswendig lernen und nach acht Tagen ward ich confirmirt, ohne zu wissen, was geschah, noch was ich selbst aufsagte. Nun erfuhr ich, daß ich schon längst Husarenofficier sey, bekam Uniform, vollständige Equipirung, Pferde, Reitknecht, tausend Rubel und ein Empfehlungsschreiben an meinen Obristen und marschirte ab zum Regiment. - Als ich vierzehn Jahre später mit Frau und Kindern, mit der Kugel im Leibe und dem Abschiede herkam, waren Vater und Mutter todt, die Güter nach dem Testament in musterhafter Ordnung gehalten und große Kapitalien auf Renten. Ich lernte erst jetzt meinen Vater kennen, aus Allem, was ich sah und erzählen hörte. -

Ich bezahlte anfänglich hie und da Lehrgeld, wie man zu sagen pflegt, denn ich verstand von der Landwirthschaft nichts, als was ich eben lernte, hatte keine Erfahrung und wollte Alles besser wissen, als Andere; doch dauerte das nicht lange, und es ging bald besser, als es vorherzusehen war. Nur in der innern Haushaltung wollte es nicht gehen. Meine Frau ließ sich es nicht nehmen, die Wirthschaft selbst zu führen, und hatte keinen Begriff von Ordnung. Ich machte ihr Inventarien, Rechnungsbücher, Schemata, Organisations-Pläne, alles mit größter Genauigkeit; das gefiehl ihr, sie machte sich rüstig ans Werk, aber gegen Ende des Monats fand sich immer, das dies und jenes vergessen oder den Leuten überlassen und unausführbar befunden worden und es war unmöglich, mit dem Monatsabschluß zu Stande zu kommen. Solche Verletzung der heiligen Ordnung fuhr mir immer durch alle Glieder und was nur immer Schlimmes daraus fließen konnte, stand schon sichtbar vor meinen Augen, Hitzig und eifrig bin ich überdies und die Wahrheit glaubte ich immer und überall in ihrem ganzen Umfange hinaussagen zu müssen, so wurde ich wild und grob. Auch war ich schon den ganzen Monat unruhig, daß es am Ende schlecht ausfallen würde und erinnerte mit Ungestüm, dies oder jenes nicht zu vergessen; war an der Kleidung meiner Frau irgend etwas in Unordnung, ein Band los, eine Stecknadel ausgefallen, oder irgend eine ähnliche Kleinigkeit, oder in den Zimmern lagen die Sachen unordentlich herum, so predigte ich oft eine Stunde über den bösen Dämon der Unordnung, der in jeder kleinsten Kleinigkeit erstickt werden müsse, weil er gleich die ganze Hand und den ganzen Menschen nähme, wo man ihm nur den kleinen Finger ließe; daß das Beyspiel die Domestiken schlecht mache du die Kinder zu Grunde richte; daß es der Weg zum Bettelsacke sey u.s.w., und hatte vollends die weiblichen Domestiken Unordnung begangen, so war ich wie ein wildes Thier und warf meiner Frau vor, daß ihr Beyspiel an Allem Schuld sey. - Hatte ich ausgetobt, so schmerzte mich nichts so sehr, als daß ich dem geliebten Weibe wehe gethan hatte, rührte mich nichts so sehr, als die Sanftmuth, mit der sie meine Wildheit ertragen hatte, es lag dann centnerschwer auf mir, wie böses Gewissen, ich konnte das pei-

nigende Gefühl nicht ertragen, eilte zu ihr, bat sie der Übereilung wegen um Verzeihung, suchte zu zeigen, wie ich in der Sache selbst Recht, aber in Art und Weise Unrecht hätte; es gab dann jedes Mal die befriedigendste Versöhnungsscene und einen oder ein Paar Tage darauf wieder Verdruß um dieselbe Sache. Geschah es aber, daß Louise sich gekränkt fühlte und schweigend das Schnupftuch vor die Augen nahm, da hätte ich verzweifeln mögen, verfluchte meine Wildheit, wußte mir nicht zu helfen und meine glühende Zuneigung ward die erbärmlichste Schwäche.

In solcher Stimmung löste sich mir die Zunge auf einem Spaziergange gegen den Hofmeister meiner Söhne. Es hätte wahrlich kein Anderer wagen sollen, mich auf diesen Gegenstand zu bringen; aber dieser Mann besaß mein unbedingtes Vertrauen und war mein Freund, im ganzen Umfange des Wortes. - Ich fing damit an, ihm die großen Vorzüge und die dringende Nothwendigkeit der strengsten Ordnung in jedem Geschäft, die segensreichen Folgen des Geistes der Ordnung zu rühmen, und es läßt sich viel davon sagen. Er hörte mich ruhig an und schwieg. Das machte mich stutzen und ich fragte ihn, ob er anderer Meynung sey? Er konnte mir nicht geradezu wider-sprechen, meynte aber: jedes Ding habe doch seine Grenze und das Überschreiten derselben verstehe man in diesem Falle unter dem Worte der Pedanterie. Das verdroß mich; ich erinnere mich nicht mehr, was ich ihm darauf antwortete; ich war in der unruhigen Stimmung, in der man mit sich selbst im Streite ist, fürchtete mich vor einem Streite mit diesem ruhigen und verständigen Manne und das Gespräch hierüber fiel für dies Mal. - Einige Tage später glaubte ich ruhig genug zu seyn, um jeden Widerspruch zu ertragen, und suchte ihn, ohne meine Absicht zu verrathen, auf die fatale Pedanterie zu bringen. Er schien nicht darauf eingehen zu wollen, sprach in ganz allgemeinen Ausrücken, breitete sich über nahe liegende, bald über entferntere Gegenstände aus, und ohne das ich sagen könnte, wie es zugegangen war, hatten wir uns in die ernstesten und wichtigsten Dinge vertieft. Über die Bestimmung des Menschen, über die Aussicht nach dem Tode, über die Vorbereitung diesseits zu höheren Bemühungen jenseits, hatte ich noch nie so zusammenhängend, so klar und deutlich, mit so einfältigen Worten und doch so überzeugend sprechen gehört; ich war in einer wohlthätigen Bewegung des Gemüths, die ich nicht gekannt hatte; meine Bewunderung war aufs Höchste gestiegen, meine Ehrfurcht vor den hohen Wahrheiten ging auf den Mann selbst über. Ich konnte und mochte nicht zurückhaltend seyn; ich sagte ihm, wie mir zu Sinne war, aber unwillkürlich setzte ich hinzu: wie kommen Sie dazu? Wer hat Sie das gelehrt? - „Die Ordnung“, sagte er lächelnd. Ich erschrak beynahe, so unerwartet kam mir das Wort; ich wußte nicht, ob ich böse werden sollte, aber verwirrt war ich gewiß, und mit großen Augen sah ich ihn an.

„Die Ordnung“, sagte er, „fordert vor Allem, daß jedes Ding seinen angewiesenen Platz habe, daß es auf demselben das gelte, was es zu seinem Zwecke werth ist, nicht mehr und nicht weniger. Es giebt sehr wenig Dinge, die an und für sich Zweck sind und der Mühe werth gehalten werden dürfen, alle Kräfte anzustrengen, um sie zu erreichen. Die mehrsten Dinge sind nur Mittel zu einem andern Zwecke; je wichtiger ein Zweck vor dem andern ist, um so wünschenswerther ist die Erlangung der Mittel, die zu ihm führen, vor denen die zu andern gehören. Die Ordnung geht daher vor Allem auf die Untersuchung der verschiedenen Zwecke, die man zu erreichen sucht; nach ihrer Wichtigkeit lassen sich diese unterordnen, und was von den Zwecken gilt, das gilt von ihren Mitteln. Die Ordnung im Denken und Urtheilen ist freylich die nothwendige Bedingung, überall durchzukommen, wo die dunkeln Stunden im Leben, die verwickelten Fälle und die eigenen Leidenschaften uns zu verwirren und irre zu leiten drohen. Da kämpft der Mann bald gegen die Stürme von außen, bald und meistens gegen sich selbst, und thut er das mit redlichem Ernste, mit

strenger Gewissenhaftigkeit; so thut er Alles, was man von ihm fordern kann; mehr leistet kein Sterblicher.“

Das war mir Alles neu, aber es war begreiflich. Ich wußte nicht, wie mir geschah; ich war in einer andern Welt; die bisherige sah mir anders aus, ernster und doch unbedeutender, als zuvor. Ich strengte mich an, ich dachte nach, ich suchte nach der gewonnenen Überzeugung zu handeln, aber oft verwirrte ich mich, noch öfter schwankte ich ungewiß, immer bedurfte ich des Lehrers; mein Vertrauen zu ihm war unbegrenzt, und so war es meine Dankbarkeit, die er sich mit der geübtesten Gewandtheit zu entziehen suchte. „Ich habe das Glück gehabt“, sagte er einmal, „in meiner Jugend mit Sorgfalt geleitet, an Nachdenken und Geistesthätigkeit gewöhnt zu werden, ich habe ein Temperament, das mir Ruhe und Gleichmuth zum Elemente, stille Betrachtung bey äußerer Thätigkeit zur Neigung macht; Besonnenheit, Ruhe, Gleichmuth, selbst Kenntnisse und Fertigkeiten, sind daher kein Verdienst an mir, sie sind nur das Resultat glücklicher zusammentreffender Umstände. Sie aber, Herr Obrist, sind nicht so glücklich gewesen, als ich; Ihre leidenschaftliche Beweglichkeit, Ihr unruhiges Suchen nach immer größerer Befriedigung unter allen Umständen, Ihr stürmisch kreisendes Blut, sind eben so viele arge, sehr schwer zu bekämpfende Feinde; Ihre Erziehung und Lebensverhältnisse sind Hindernisse, über die man sich nur sehr selten hinwegzusetzen vermag; jeder Schritt auf dem Wege besonnener Haltung im Leben ist ein Sieg, den Sie davon tragen; Sie besiegeln ihn mit Ihrem Blute und werden selbst der Schöpfer Ihrer höhern Würde.“ - Der gute Mann wußte nicht, wie tief er mich beschämte, denn er hatte keinen Begriff davon, wie arm an Fähigkeit, wie hülflos ich war, und wie gar ichts, ohne ihn. Daher überließ er mich so gern mir selbst, und meynte, mein gerader Menschenverstand müsse den rechten Weg von selbst finden. „Sie haben“, sagte er, „wie jeder Mensch, eine nicht geringe Anzahl von Zwecken, nach denen Sie streben, und Ihr Leben ist nichts anderes, als eine Reihe Bemühungen zur Erreichung dieser Zwecke. Der gute Fortgang und beste, blühende Zustand Ihrer ausgebreiteten Landwirthschaft, das Wohl Ihrer Bauern, Ihrer Nachbarn, Ihr Wohlstand und ihr gewissenhaftes, ordentliches Leben; der Wohlstand Ihrer Familie nach Ihrem Tode; die Erziehung Ihrer Kinder; das Wohl Ihrer Gattin; Ihre Befriedigung und Ihr Wohl in Ihrem häuslichen Kreise, Ihre eigne, fortschreitende Entwicklung zu immer höherer Menschenwürde und Befriedigung religiöser Forderungen - sind das nicht so viele verschiedene Zwecke, an deren Erreichung Sie das Leben setzen? Wo aber in vorkommenden Fällen das einer dieser Interessen dem andern zu widersprechen scheint, da wird denn doch das Eine dem Andern vorgehen müssen; Sie sehen die Nothwendigkeit ein, den Rang jedes Zweckes, seine Stellung zu den übrigen streng zu bezeichnen; lassen Sie den Geist der Ordnung walten, der so lebendig in Ihnen ist; kommen Sie mit sich selbst aufs Reine, das Übrige thut dann eben der wachsame Geist schon selbst.“ - Das war es aber gerade, was mich quälte: ich glaubte nimmermehr mit mir selbst aufs Reine kommen zu können, und - daß ich es nur gestehe! es ist mir noch jetzt nicht anders!

Es mußte indessen doch eine wesentliche Veränderung mit mir vorgegangen seyn. Es kamen Augenblicke, wo es mir auffiel, wie ich bey derselben Sorgfalt in meinen Geschäften ihnen doch nicht die hohe Wichtigkeit beylegte, als ob das Heil der Welt von der größten Genauigkeit darin abhinge; ich beobachtete mit unaussprechlicher Freude die Mühe, die Louise sich gab; die großen Vorzüge ihrer schönen Seele, die über die Niedrigkeit ängstlicher Berechnungen erhaben war; die unschuldigen Ursachen mancher Nachlässigkeit; wie sie aus einer höchst verehrungswürdigen Quelle fließen konnten, und ihr größter Nachtheil am Ende doch nur eine Kleinigkeit war, zumal wenn irgend Jemand, wie ich es denn hier that, die Hauptfäden des Gewebes im Gange hielt. Louise dagegen war verwundert über meinen Gleichmuth, über die größere Ruhe im Geschäft, größere Gleichmäßig-

keit im Umgange, größere Innigkeit im Leben überhaupt; sie wußte sich das Räthsel nicht zu erklären, beruhigte sich aber darüber, und freute sich nur der glücklichen Veränderung. Wie sie nun aber jene Ängstlichkeit abgelegt hatte, die ihr nicht eigen war, die meine Hefigkeit ihr aufgezwungen hatte, wie sie sich nun unbedingt gehen ließ in der Unbefangtheit ihrer engelreinen Seele, welche unaussprechliche Liebenswürdigkeit verklärte die ganze, geliebte Person! Daß weiß Niemand auf Gottes weiter Erde; ich aber weiß es, und ich lebe nur noch, sie zu bewundern, zu verehren, anzubeten und besser zu werden, ihrer würdiger. Sechs Jahre noch, welche reiche, glückselige Jahre! Sechs Jahre verstrichen wie ein Traum der namenlosen, höchsten Glückseligkeit, da ward sie heimggerufen. Ich lebe noch, wenn das ein Leben zu nennen ist; es ist die Buße für die Sünde, sie so spät erkannt zu haben; so denke ich, ist es, und so trage ich das Leben mit Stolz.“

Was sind alle rührenden Schauspiele und alle empfindsamen Romane gegen einen Blick in ein so reines Herz voll Liebe, Treue und Wahrheit, wie das Herz unsers alten Onkels! Er hatte wahrlich Recht, wenn er sagte: „Ihr könnt gut Lehren daraus ziehen, wenn Ihr klug seyd.“ Klug waren wir nun aber nicht sonderlich; aber die erste gute Lehre, die wir aus seiner Erzählung zogen, war die: daß Julchen, das Ebenbild der Mutter, unsrer jugendlichen Phantasie in einem verklärten Lichte erschien, und wir sie mit höherer Achtung, ja mit Ehrfurcht behandelten.

Nach Tische traf ein Bote von einem entfernten Gute des Obristen ein, und er mußte sogleich dahin abreisen. Auch wir kündigten, fast wider Willen, unsere Abreise auf den folgenden Morgen an. Der Onkel nahm liebeich Abschied von uns, und gab uns auf, bald wieder zu kommen. Seine übrigen Gäste bat er, sein Haus als das ihrige anzusehen, und versprach seine Rückkunft möglichst zu beschleunigen. Seine Töchter umarmte er zärtlich, und schärfte ihnen ein: „Daß es nur den Gästen an nichts fehle! Gesprächig, ruhig, heiter, zuvorkommend und die Augen überall!“ - Dieser Weisung folgte Norchen mit bewunderungswürdiger Pünktlichkeit, mit so viel natürlichem Aufstande und bequemer Anordnung, wie die vollendete Hausfrau, und wir konnten nicht umhin, ihr selbst neben Julchen, große Verdienste zuzugestehen.

Früh mit Tagesanbruch stiegen wir leise die Treppe hinab; es war tiefe Stille, Alles schlief noch im Hause; nur eine Bediente hatte das Frühstück in der Laube servirt. Wir hielten uns nicht lange dabey auf, da schon die ersten Strahlen der Sonne durch die Geisblattwand brachen, und ihre Thautropfen malten; schweigend ritten wir im Schritt durch die Stille über den Schloßhof, und sahen uns nach den Fenstern der schlummernden Cousinen um, bis die große Allee von Birken, Tannen, Eschen und Vogelbeeren jede Aussicht verbarg, und nur zwischen den Stämmen den Anblick der weiten Felder verstattete. Erst später wurden wir aus unsern behaglichen Morgenträumen geweckt, durch Wassili, der uns in vollem Trabe nachfuhr.

Gegen Abend näherten wir uns dem Schlosse H. Es zeigte sich uns, hinter wogenden Kornfeldern immer höher hervortretend, rothe Dächer in mehreren Reihen; der Horizont war in einiger Ferne nach allen Seiten von kleinern und größern lachenden Gehölzen beschränkt; malerisch situierte Bauerhöfe mit ihren Gemüsegärten, Wiesen mit hohen Heuhaufen und von Bächen durchschnitten, wechselten mit den Feldern ab. Die Gegend schien eine fruchtbare, aber flache Ebene; sie zeigte sich aber anders, als wir angelangt waren. Zwey größere Bäche vereinigten sich hier zu einem dritten, und jeder derselben fließt im Grunde eines breiten, tiefen, bebauten Thales, voll Wiesen, Äckern und Holzungen. Wo diese drey weiten und tiefen Thäler ihren Vereinigungspunkt haben, liegt auf der dominirenden Höhe die malerische Ruine eines alten Herrmeisterlichen Schlosses, vor 500 Jahren erbaut, und nun schon seit 300 Jahren in Trümmern. Auf ihrem hoch emporragenden

Thurme wehte jetzt eine weit flatternde Flagge mit den Wappenfarben der Gutsherrschaft, und neben dem Thurme, mit aus dem Gemäuer aufgeschossenen, jungen Laub-Bäumen, auf einer senkrecht aus dem Schloßgraben aufragenden, breiten Mauerfläche, war ein weißes Zelt mit grünen Streifen aufgeschlagen, das die alten Mauern, mit jungem Gebüsch bewachsen, zu einem heitern Anblick malerischer Contraste verjüngte. Gegenüber, nach der Seite, von der wir gekommen waren, liegt auf der Höhe das große, jetzigen Schloß, mit einer Menge Wirtschafts- und Nebengebäuden, gleich einem kleinen, schön gebauten Dorfe. Jenseits ziehen sich die Gemüse-, Obst- und Blumengärten, mit ihren warmen Gewächshäusern, unter den Fenstern und bis an die Kornfelder hin; der große Schloßhof aber ist zugleich der Anfang einer schönen Gartenanlage, die sich um die Ruine, über die Vereinigungs-Gegend der drey Thäler ausbreitet, und über drey Viertel einer deutschen Meile im Umfange hat. Die Bäche sind hier auf geschickte Weise zu großen Wasserspiegeln benutzt, jede einheimische und fremde Holzart, die hier ausdauert, zu effektreichen Baumpartien, jede Höhe und jede Tiefe zu überraschenden Prospecten, und einige Meilen weite blaue Höhen erscheinen hier sogar als Bergketten Sehnsucht erregender Fernen.

Es ward hier gerade ein Familienfest gefeyert, das in jedem Jahre die nächsten Verwandten des Hauses versammelte, gewöhnlich von einigen Freunden oder Fremden begleitet, die zufällig nichts Besseres zu thun hatten, als eben auch von der Partie zu seyn. War man einmal beysammen, so blieb man es auch drey bis vier Wochen lang, und trennte sich nur, um sich nach getroffener Verabredung wieder an einem andern Orte, auf dem Gute eines der gegenwärtigen Freunde, zusammen-zufinden. Hier auf Schloß H-- waren wir gewohnt, uns bey solchen Familien-versammlungen, Mittags und Abends, nicht anders als zu dreyßig bis vierzig Couverts zu Tische zu setzten, fast die einzigen Stunde am Tage, wo alle beysammen, und mit einem Blicke zu übersehen waren.

Ein Stallbedienter, der unsere Pferde empfang, und mehrere Domestiken, die herbeyliefen, kündigten uns an, daß das Haus leer und die Gesellschaft in den Garten gegangen sey das Abendessen in der Rotunde zu nehmen. Wir schlugen den nächsten Weg dorthin ein, und holten nach und nach mehrere einzelne Gruppen der Gesellschaft ein, entweder ältere Frauen, die langsamer folgten, oder solche, die im Lichte der untergehenden Sonne, und im Genusse der so sehr verschönerten Gartenpartien und der Abendkühle, auf Umwegen dem Ziele entgegen schlenderten. Hier erfuhren wir die Unannehmlichkeit jedes Erzählers, der seine Zuhörer nicht beysammen hat, und sich nach und nach bis zum Ekel wiederholen muß, was um so verdrießlicher ist, je unbedeutender und alltäglicher die zu beantworteten Fragen sind; denn von jeder Gruppe dieser Wandelnden wurden wir einmal, und, weil auch in dieser nicht jede Person auf den schmalen Pfaden à portée der Antwort war, oft drey oder vier Mal gefragt: wes Weges? Warum erst heute eingetroffen? Wie sind die Wege? Wie steht das Korn? u.s.w. Jetzt überlegten wir erst, daß es vorsichtiger gewesen wäre, auf einem einsamen Umwege ungefragt und früher am Ziele einzutreffen, doch trösteten wir uns damit, daß dort nicht mehr gefragt, oder doch die vielen Tanten uns der Antwort, mit der Geläufigkeit ihrer Zungen, überheben würden, und es hier auch seinen Reiz habe, diese Wiederholungen, mit erforderlichen Anmerkungen, hübschen Cousinen einzeln zu machen.

Oben auf dem Berge kündigte uns der Glanz der früh angezündeten Lichter die Rotunde von weitem an. Sie erinnerte, obgleich sehr viel größer, an die Tempel der Vesta in Rom und Tivoli. Die runde Cella mit einer Thür, auf einigen Stufen erhöht, war in einer Reihe corinthischer Säulen eingeschlossen, die um jene noch einen breiten Umgang gestattete und eine Galerie trug, die unter der Kuppel die Fenster umgab, die das Tageslicht ins Gebäude warfen. Die Galerie war von Dienstboten und neugierigen Fremden besetzt, die nicht zur Gesellschaft gehörten, und durch die Fenster unserem Mahle, in die Tiefe hinab,

zusahen. Die runde, azurblaue Wand war mit einem fortlaufenden Divan besetzt, und ein schmaler Tisch lief vor demselben herum, so daß nur die Breite der Thür frey blieb, für die aufwartende Dienerschaft, die von dem, im Mittelpunkte stehenden, runden Büffet, die Speisen serviren; in der Mitte hing ein großer Kronleuchter herab, und an der Wand erleuchtete eine Menge Girandoles den heitern Raum, den vierzig Personen an dieser Tafelrunde kaum besetzten. -

Die Unterhaltung dieser Gesellschaft an einem großen Tische, wo Jeder nur mit dem nächsten Nachbar convertiren kann, scheint anfänglich nicht die glänzendste Seite so großer Mahlzeiten. Die Unterhaltung kann nicht allgemein seyn; man ist nicht laut; man scheint darum zuweilen weniger fröhlich; aber man ist es dabey oft um so mehr; man wählt die nächsten Nachbarn mit so viel größerer Sorgfalt; das Gespräch nimmt den Charakter des Dialoges an, und es hat etwas Anziehendes, die schöne Nachbarin im Geräusche einer großen Anzahl guter Freunde, doch ohne Zeugen zu unterhalten. Es ist besonders jungen Leuten leicht anzusehen, mit welcher Befriedigung sie unter solchen Umständen da sitzen, und wird nach Tische getanzt, so sieht man fast immer die zusammen tanzen, die Tischnachbarn waren. Es wäre viel davon zu sagen, aber wer dürfte so wichtige Geheimnisse ausplaudern!

Man erhob sich und verließ die Rotunde. Aber welch ein Anblick überraschte uns Alle! Von der bedeutenden Höhe hinab sahen wir den weitläufigen Park aufs Anmuthigste, an manchen Stellen blendend hell erleuchtet. Es war eine Illumination, wie man sie sehr viel prächtiger, aber nicht angenehmer sehen kann. Die reizende Aussicht bey Tage war Jedem von uns genau bekannt; jetzt verwirrte ein Chaos feuriger Massen, Linien und Figuren den Blick so sehr, daß es unmöglich schien sich zu orientieren. Plötzlich stiegen einige Raketen in der Ferne senkrecht in die Höhe, platzten in dem finstern Raume, und sendeten, auf halbem Wege, verglimmende Funken senkrecht hinab. Alles blickte nach dem Orte hin; man erkannte in einer eurigen Figur der Gegend einen erleuchteten Pavillon, einen Springbrunnen, einen Sitz, eine Brücke oder dergleichen; es stiegen wieder ein Paar Raketen, man erkannte einen andern wohlbekannten Gegenstand auf der Stelle; nun erkannte man auch in den gekrümmten, feurigen Linien die Wege von einem Ort zum andern; die Raketen fuhren fort, wegweisend zu leuchten, und bald war Jeder in dem weiten, glänzendem Labyrinth orientirt, und übersah und beurtheilte das nächste Schauspiel mit so viel größerer Befriedigung, als nicht alle, am Tage sich auszeichnenden, Gegenstände erleuchtet waren, und die erleuchteten in ganz anderer Gestalt erschienen, und so die Beschauung eine angenehme Unterhaltung gewährte.

Die ganze Gesellschaft folgte sodann dem Gebote, beysammen zu bleiben, und machte auf dem nun folgendem Spazirgange einen langen, bunten, hell erleuchteten, beweglichen Zug, der an vielen scharfen Beugungen des Weges, jedem Einzelnen übersehbar, und ein munterer Anblick war. Wo der Pfad sich durch Büsche wand, war er ganz einfach zu beyden Seiten mit einem feurigen Striche dichter, kleiner Lampen erhellt, die dem Laube die zauberische, klare Beleuchtung geben, die an sich schon sehr unterhaltend in ihrem ununterbrochenen Wechsel ist. Wo man in das Freye trat, zeigte sich ein Tempel architektonisch erleuchtet; ein Gartensitz mit einer Laube von Rankengewächsen, voll zerstreuter Lichter; ein Springbrunnen, der Feuer zu sprühen schien; ein Wasserfall, der über zahlreiche Flammen am Felsen hinwegstürzte; oder die Gesellschaft hatte sich auf zwey Wegen getheilt, und sah sich gegenüber auf einem Rasenplatze wandeln, wo die Lämpchen der Pfade unsichtbar, nur ihre Wirkung an den in der Finsterniß hell erleuchteten Wandelnden erschien. Eine sanfte Melodie von Waldhörnern ließ sich bald näher, bald in der Ferne hören. Ein Theil der Gesellschaft gelangte an einen Wasserspiegel, dessen Ufer einige hell erleuchtete Gruppen zeigte, bestieg eine breite Fähre, die an einem unsichtbaren Seile

kaum bemerkbar hinüber schwamm; plötzlich ging eine Menge springender Wasserraketen los, und umgab die Fähre mit dem unruhigsten Feuermeere; die Frauen schrieten laut auf vor Überraschung und Ängstlichkeit, was den Übrigen am Ufer zu lachen gab, bis auch sie dasselbe Schauspiel gaben und zu lachen machten.

Man gelangte zu einem kleinen Busche hoher Platanen, die einen weiten, runden Platz umgab; er zeigte sich schon in der Ferne wunderbar, und der reizende Anblick war durch das einfache Mittel hervorgebracht: eine große Anzahl bunter Papier-Laternen im dichtesten Laube, besonders in den höchsten Ästen, zerstreut, aber mit Wahl zu vertheilen, daß sie selbst nicht sichtbar wurden, aber das breitblättrige Laub mit bunten Lichtern malte. Auf dem runden Platze, der dem hellsten Tanzsaale glich, hielten einige offene Wagen, für die älteren Personen, die früher heimkehrten. Man sah die Wagen über eine dunkle Ebene fahren, nur von Zeit zu Zeit ins helle Licht treten; bald war es eine einzelne alte Ulme, deren Laub voll Lichter war, und unter deren weit verbreiteten Ästen man fuhr; bald ein großer Klump hoher, blühender Gewächse, deren klar und durchsichtig erleuchtete bunte Blüten einem Zauber glichen, der die Fahrenden zu verweilen bewog, bis die unruhigen Rosse von hinnen eilten; Schimmel, Braune und glänzende Rappen, deren muthige Stellung das bunte Bild noch höher belebte. - Das Schloß und seine nächste Umgebung sollte in tiefer Finsterniß liegen; aber es ward aus der Ferne erhellt von großen Feuern, die man in der alten Ruine auflodern ließ; die Flammen wurden nur hinter dem finstersten Gemäuer zuweilen sichtbar, aber durch die großen Lücken wurden die schwarzen Fichten abentheuerlich roth und gelb beleuchtet, und über sie hin glänzte in vollem Lichte das weiße Zelt zwischen Mauern, die zu wanken schienen in den aufliegenden Lichtern; in der Höhe schien die große Flagge zu blitzen, wie sie vom lauen Nachthauche geweht wurde, und hie und da eine Fläche flüchtig dem Lichte zuwendete. - Die Waldhörner von mehreren Seiten waren bald einzeln, bald im Einklange laut geworden, schienen sich in der Ferne zu nähern, und vereinigten sich bald in einer Symphonie, die nach und nach immer sanfter und schmelzender wurde, die die früh Zurückgekehrten in sanften Schlummer wiegten, den Übrigen aber, die noch unter den Lichtern des Gartens herumschwärmten, zum Theil eine weiche Wehmuth einflößte, die sich in gewissen Gemüthern gern mit der Freude gattet, und bey festlichem Glanze oft am schicklichsten den Übergang zu ernster Betrachtung macht, die gerade nicht die Freude hemmt und erstickt, wenn sie rechter Art ist, vielmehr sie erhebt und verschönert.

Der heitre Morgen schien uns zeigen zu wollen, wie dürftig und vergänglich das hellste Licht ist, das Menschen verbreiten können. Die Sonne stand schon hoch am blauen Himmel, aber noch hatte sie nicht allen Thau verzehren können, der sich wie ein dünner Flor über den Rasen ausbreitete und in bunten Tropfen an den Zweigen hing und in den tiefen Kelchen perlte. Das Schloß enthielt zwar eine Menge sogenannter Gastzimmer, aber diese reichten allein für die zahlreichen Gäste nicht hin; man hatte also einen großen Theil derselben, und zwar die Männer, in den Zimmern mehrerer Nebengebäude, und sogar in den nächsten, sehr schicklich dazu eingerichteten Gartenhäusern vertheilt. So viele Personen haben aber auch sehr verschiedene Gewohnheiten; die Einen stehen sehr früh auf, die Anderen schlafen lang in den Tag hinein; die Einen wollen gleich frühstücken, sobald sie die Augen öffnen, die Anderen wollen vorher einen Spaziergang machen, etwa ein Mineralwasser trinken, und erst später frühstücken, Andere wollen es wieder anders, und so ist Niemand in größerer Verlegenheit dabey, als die Hausfrau, die Keinen unbefriedigt lassen, es Jedem recht machen will, und doch nicht immer den Dienst so vielfältig vertheilen kann, wenn auch zwanzig und mehr Diensthofen dazu in Bewegung sind. - Diesen Hindernissen begegnet aber unter vernünftigen Freunden gerade das, was ein Hinderniß zu seyn scheint,

die zwanglose Willkühr der Gäste selbst. Die hinreichende Anzahl der Zimmer und Betten ist da, Jeder wählt sich das seinige, wie es behagt, die Freunde von gleichen Gewohnheiten, oder die Vertrauesten, finden sich zusammen; einen kleiner Zwang legt sich Jeder gern für den Anderen auf; man wechselt sogar nach Umständen, und was bey ängstlicher Anordnung der Hausfrau eine peinliche Beschränkung und Ungemächlichkeit wäre, wird hier sogar eine Gelegenheit zu Scherzen und lustigen Streichen. Einigen älteren Personen wurde das Frühstück einzeln auf ihren Zimmern, nach Gefallen servirt; in dem Gesellschaftssaale waren die übrigen Frauen beym Frühstück versammelt, in einem schönen Kiosk die Männer, unter den Apfelbäumen die jungen Leute beyder Geschlechter, und hier ging es am lautesten her. An jedem dieser Orte war ein Büfett etablirt, wo Kaffee, Thee, frische Eier, Chokolade bereitet wurde, wie man es verlangte, und Butterbrot, verschiedenes Gebackenes und Milch verschiedener Art, in Bereitschaft war.

Die jungen Leute spielten sodann allerley Spiele, die Männer verweilten länger mit den Pfeifen bey der Unterhaltung, die Frauen trafen mit ihnen zusammen, die Spazirgänge waren einladend, die Bibliothek des Hauses war es Andern, und unter so angenehmem Müßiggange, den Ungeundenheit und Mannigfaltigkeit der Unterredungen würzten, war der Morgen hingeschwunden, man wußte nicht wie, und Jedes eilte, sich zu kleiden und zur Tafel zu erscheinen.

Der Gegenstand der mehrsten Unterredungen war heute im Kiosk beym Frühstück, wie sich es denken läßt, die glänzende Feyer des gestrigen Abends. Jeder hob etwas Anderes hervor, was ihn besonders gefreut hatte, Jeder beurtheilte die Anstalten und die Effekte auf eigene Weise, und einer sogar, ein eifrige Ökonom, untersuchte genau, wieviel die Beleuchtung des Gartens gekostet haben mochte? Öl und Lichte mußten in großer Menge aufgewandt und sehr viele Hände in Thätigkeit gesetzt worden seyn; was kann das gekostet haben? - Es gab eine Ölmühle auf dem Gute; der Absatz des Öles in den entfernten kleinen Städten gewährte nur geringen Vortheil, ein großer Vorrath, dessen Erwerbung wenig kostet, da Lein nur des Flachses wegen gebaut wird und der Same in niedrigem Preise ist, kann nur nach den Preisen berechnet werden, wofür er, nach Abzug der Gewinnungs-Kosten, verkauft werden kann und ist also ein sehr unbedeutender Gegenstand. Dies ist auch der Talg auf dem Gute, wo viel Vieh geschlachtet wird, und die Lichte werden auf dem Gute selbst gezogen. Die bunten Laternen waren von ein Paar Domestiken sehr einfach von ölgetränktem Papiere zu Stande gebracht. Hätte man die unzähligen Lämpchen, mit denen die Wege ganz dicht besetzt waren, von Blech machen müssen, so wäre das sehr kostbar geworden; man hatte sie früher von eigenen Leuten aus Thon anfertigen und in der Ziegelbrennerey des Gutes, wo das Holz nicht gespart zu werden brauchte, brennen lassen. Nachdem das alles mit den übrigen unbedeutenderen Details sehr genau in Anschlag gebracht und berechnet worden war, ergab sich zur Verwunderung Aller, daß die ganze splendide Beleuchtung des großen Gartens, der über drey Viertel einer deutschen Meile im Umfange hat, nicht viel über ein Paar Hundert Thaler gekostet hatte.

Keinem fiel das mehr auf, als meinem Freunde Ferdinand, mit dem ich einen Spazirgang zwischen reifenden Kornfeldern machte. Er war mehrere Jahre in fremden Ländern und an Höfen gewesen, hatte Mancherley gesehen und genauer kennen gelernt, als es gewöhnlich Reisenden widerfährt und konnte vergleichen. „Wie anders“, sagte er, „lebt sich es doch in Liefland auf dem Lande, als in Deutschland! Diese Leibeigenen, die zahmen Bären eher ähnlich sehen, als Menschen dieses Jahrhunderts, die den Samojeden und Kamtschadalen näher verwandt zu seyn scheinen, als den Europäern, sind gerade nicht diejenigen, mit denen ich lieber zu thun hätte, als mit dem deutschen Bauer. Die Entfernung und Seltenheit der Städte, der Mangel an Verkehr und Absatz der Produkte und endlich der Mangel des vermittelnden Mittelstandes, das sind Dinge, die den Gutsbesitzer in die Lage

setzten, die von Deutschland aus, wo das Verhältniß ganz anders ist, für trostlos und hilflos gehalten werden muß. Hier gestaltet sich dieser Zustand aber doch ganz anders. Das städtische Leben bleibt dem Landwirthe fremd, aber er ist nicht isolirt; das Bedürfniß des Umganges knüpft ein engeres Band zwischen entfernt Lebenden und gewährt leicht an Abkürzung der Entfernung durch schnelles Fahren und andere dahin führende Einrichtungen. Handwerke und Gewerbe, die man in andern Ländern nur in Städten etablirt findet, würden hier fehlen, wenn der Gutsherr nicht einen Theil der zahlreichen leibeigenen Dienerschaft in allen Dingen unterrichten und so allen dahin schlagenden Bedürfnissen fast unentgeltlich begegnen ließe. Da alle Produkte des Landes nur einen Werth haben durch die Preise auf den Märkten, diese Preise aber sehr gering sind, so ist Alles, was auf dem Gute hervorgebracht und dort consumirt wird, nur von geringem numerairen Werthe, und das genußreichste Leben auf dem Lande, sofern nur eigene Produkte consumirt werden, ist, hinsichtlich der Ausgaben in baarem Gelde, wohlfeiler als in jedem andern Lande, wo der größere Verkehr alle erforderlichen Dinge in sehr viel höhern Werth setzt. Wer ein Gut in Liefeland hat und von den Revenuen desselben in Städten oder fremden Ländern sparsam leben und sich einschränken müßte, hat auf seinem Gute, wenn er es selbst bewohnt und bewirthschaftet, eine sehr genußreiche, oder wohl gar glänzende Existenz. Darum glaubt man sich in fremden Ländern verkürzt, findet sich unbehaglich und kehrt gern und mit Verlangen zum gewohnten liefländischen Landleben zurück.“

Eine zahlreiche Gesellschaft, wie sie hier bey der Mittagstafel versammelt war, mußte aus sehr verschiedenartigen Charakteren zusammengesetzt und die Unterhaltung sehr mannichfaltig seyn, wie sich annehmen läßt. Es gab Männer in derselben, die mehrere Jahre auf Reisen zugebracht, andere, die sich nie von ihren Gütern entfernt hatten; die Einen waren durch ihr Amt zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten berufen, Andere bekleideten Richterstellen und Landesposten, die jeder liefländische Adlige einige Jahre unentgeltlich versehen muß; noch Andere hatten gewußt, sich die bequeme Einsamkeit auf dem Lande ungekränkt zu erhalten; die Frauen und Mädchen waren auf den Gütern ihrer Eltern, unter der Leitung einer Gouvernante, erzogen und kannten das Stadtleben nur vom Hörensagen; oder sie waren in einer Pensionsanstalt in der Stadt erzogen und im Besitze eines glänzenden städtischen Tones. So verschiedene Formen, sollte man meynen, müßten Trennungen einzelner Gruppen in der Unterhaltung verursachen, um so mehr, da Kinder zarten Alters mit zu Tische saßen; dies war jedoch nicht der Fall. Verwandtschaft, gegenseitiges Wohlwollen, gemeinschaftliches Interesse in allen Lebensverhältnissen, Scherz, Abwechslung, Erinnerung früherer lustiger Zeiten und eine unerschöpfliche gute Laune und Heiterkeit sind ein Band, das noch widerstrebendere Elemente eng vereinigen kann. Die einzige, oft kaum bemerkbare Sonderung in der Gesellschaft, ist das Zusammenhalten der Hofmeister und Gouvernanten, die bey solchen Gelegenheiten von den versammelten Familien unzertrennlich sind.

Es hat Zeiten gegeben, wo der liefländische Hausvater bey der Wahl eines Hofmeisters für seine Söhne, einer Erzieherin seiner Töchter, besonders auf sogenannte billige Bedingungen sah und den Mindestfordernden vorzog; wo Hofmeister und Gouvernante Platz am Ende der Tafel bey dem Buchhalter und der Wirthschafterin bekamen, sich nicht in die hochadlichen Gespräche mischen und keinen Wein fordern durften. Diese Zeiten sind aber längst vorbey und wir kennen sie nur aus Traditionen. Mit eigener wissenschaftlicher Bildung der Liefländer ist auch das Bedürfniß besserer Erziehung und besseren Unterrichts ihrer Kinder gestiegen. Man giebt sich jetzt die größte Mühe, sehr geschickte, gelehrte, tugendhafte und zuverlässige Männer zu finden; wendet die größte Sorgfalt in ihrer Prüfung an; gesteht jede Bedingung, die ein Solcher machen könnte, zu, und behandelt folglich solche Hofmeister auch mit vorzüglicher Achtung und besonderer Rücksicht. Sie ge-

hören nicht bloß zur Gesellschaft, sie werden auch in derselben nach ihren persönlichen Vorzügen ausgezeichnet, und wissen sich oft auf nachdrückliche Weise Berücksichtigung zu verschaffen. Selbst ein Mißbrauch dieser eingeräumten Rechte wird leicht übersehen, aus Sorgfalt für das Wohl der Söhne und um das Ansehen des Hofmeisters bey ihnen in voller Kraft zu erhalten. Wir leben aber in einer Zeit, wo, ziemlich allgemein in Europa, das Ansehen des Adels gesunken ist; wo man nur an den ehemaligen Mißbrauch seiner Macht und seine jetzige Ohnmacht, an seinen geringern Grad geistiger Bildung und sich freylich hie und da noch regenden, Ahnenstolz denkt; wo aber auch der eben so leere Stolz, mit dem der unbillige Bürgerliche auf den Adel herabsieht, wenigstens um nichts vernünftiger ist als jener. Wir leben in einer Zeit, wo die Merkel und Petri mit ihren rachsüchtigen Übertreibungen und Lügen die Liefländer in ein verabscheuungs-würdiges Licht gestellt haben, wo deutsche Gelehrte nur mit den ungünstigsten Vorurtheilen nach Liefland kommen, diese erst früher oder später ablegen, je nachdem sie selbst Männer von Geist und Einsicht sind, bis dahin aber noch jeden Gutsherrn mit Geringschätzung ansehen und sich wundern, wie ein solcher, oberflächlicher unterrichtet als sie, über etwas Anderes mit-sprechen möge, als was den Acker und Viehstand betrifft.

Die mehrsten Hofmeister, die man in so zahlreichen Versammlungen antrifft, sind schon seit ein Paar Jahren in Liefland von ihren Vorurtheilen zurückgekommen, mit ihren Verhältnissen zufrieden und gehören der Gesellschaft durch ihre Theilnahme vollkommen an; findet sich aber ein Neuangekommener unter ihnen, so verbindet eine Art landsmannschaftlichen Interesses, als Ausländer und Deutsche, sie durch erneuten Reiz und man bemerkt einen gewissen Corporationsgeist unter ihnen, der eine Nuance von Absonderung hervorbringt, die jedoch nie übel gemeint ist, und in die sich mehrere Liefländer, besonders junge Männer, die unlängst von deutschen Universitäten, oder von Reisen zurückgekehrt sind, und die Unterhaltung junger Gelehrter der ihrer landwirthschaftlichen Verwandten vorziehen, hineingezogen finden. Es läßt sich aber auch nicht leugnen, daß in diesem Kreise die Ungeschicklichkeiten irgend eines Krautjunkers schärfer durchgenommen werden, als die gaucheries deutscher Gelehrten, was übrigens das gute Vernehmen keineswegs stört.

Nach Tische ward die Gesellschaft eingeladen, sich auf ein benachbartes Gut zu begeben, neun Werst entfernt (1 $\frac{1}{4}$ Meile), wo sie erwartet wurde, um den Nachmittag und Abend in einem schönen weitläufigen Garten zuzubringen. Kutschen, Chaisen und Droschken waren bereits vorgeführt, sowie eine Menge Reitpferde und mehrere sogenannte Linien, eine Art langer Droschken oder Wurstwagen, worauf man zu beyden Seiten sitzt, eine der Länge lang laufende Rücklehne die Seiten trennt und oft acht, zehn und mehrere Personen Platz haben.

Dieser Garten zeichnet sich vor dem von H. -- hauptsächlich dadurch aus, daß er nicht nach und nach entstanden ist, wie dieser, sonder seine Entstehung einem Plane verdankt, der dem Lokal angemessen, fest bestimmt war und nachmals unverändert blieb. Diejenigen in der Gesellschaft, die sich auf die höhere Gartenkunst zu verstehen glaubten, bildeten eine eigene Gruppe, ließen sich von dem gelehrten Kunstgärtner planmäßig in dem Garten herumführen und beurtheilten alle Details, und zuletzt das Ganze mit kritischer Strenge; während alle Übrigen sich weit und breit zerstreuten, sich nach Gefallen sammelten und vertheilten, hier im Schatten ruhten, dort bey einer heitern Aussicht verweilten, und, um es kurz zu fassen, dasjenige freudig genossen, was jene Kunstrichter bloß beurtheilten.

Jene Kritiker waren, wie das zu geschehen pflegt, sehr verschiedener Meynung über den Gegenstand, und dieser Umstand zog das Gespräch gar sehr in die Länge. Einem Andern war es aber vorbehalten, sie sämmtlich zu vereinigen, und zwar gegen seine eigne, höchst

sonderbare Meynung. Er behauptete nämlich, was man Gartenkunst nenne, sey gar nicht Kunst, im engern und höhern Sinne des Wortes. Als man ihn zu Worte kommen und sich verständigen ließ, schien er sehr respectable Gründe für seine Behauptung zu haben; aber man ließ sie nicht gelten, und der Zuhörer bemerkte bald, daß der Eine von dem Begriffe: Kunst und der Idee der höhern bildenden Kunst, die Andern aber nur von dem sprachen, was bey der Anordnung eines geschmackvollen Gartens als Regel und Gesetz gelten müsse. Es begreift sich, daß hier keine Verständigung möglich war, wenn der Kunstvertheidiger sich nicht dem engern Ansichten der Gartenfreunde fügte, um sie aus ihrem Gesichtspunkte zu widerlegen.

Dieser versuchte es auch wirklich, und sagte unter ander: „Ich spreche von Gartenkunst; Ihr solltet daher vor Allem festsetzen, was Garten und was Kunst ist, um daraus zu finden, was Gartenkunst seyn soll. Ihr würdet meine Ansicht von Kunst ohne Zweifel gelten lassen, wenn Ihr dabey nur für einen Augenblick Euren Garten vergessen, und für dessen Gesetze nicht einen höhern Range fordern wolltet, als den alle Modekünste und mechanische Künste haben, die keinen andern Zweck zulassen, als Erregung eines flüchtigen Wohlgefallens. Ich will denn also über Kunst nicht mit Euch streiten, ich will Euch nur zu bedenken geben, was Euer Garten eigentlich ist. Es würde keinem Menschen einfallen, einen bloßen Lustgarten zu bauen (denn von Obst-, Blumen- oder Gemüse-Garten soll ja nicht die Rede seyn), wenn ihm nicht die äußere Natur manches zu wünschen übrig ließe, und sich eine schönere Umgebung machen wollte. Man trifft daher in wüsten und öden Gegenden, bey reichen Gutsbesitzern, Gärten an, in denen man wie in den reizendsten Gegenden Europas umgeben ist; aber auch gerade in diesen trifft man widerum Gärten, die weit hinter der Schönheit der Gegend außer denselben zurückbleibt. Unterdies fragt sich auch: was denn eine schöne Gegend ist? Jeder hat darin einen andern Geschmack, und das geht so weit, daß bey vielen Menschen die abgeschmackteste Uniform für Schönheit gilt. Gedenkt dabey nun noch der Schwachheit der Menschen, einander Alles nachzumachen, der Mode, des Überbietens an Pracht und Luxus, des Reizes der Neuheit, des Durstes nach Veränderung und unaufhörlicher Abwechslung, und Ihr werdet einsehen, daß aus dem Allen sich keine allgemeinen Gesetze für die Gartenkunst ableiten lassen. Die Vernunft, sagt Ihr, behauptet am Ende doch ihre Rechte, und erhebt aus dem Chaos des Bizarrerien das, was nach dem mannichfaltigsten Wechsel sich als geläuteter, guter Geschmack dauernd erhält, Ich bitte Euch aber, Eure Vernunft doch nicht mit dem Undinge zu paaren, das Ihr Geschmack nennt, und geläuterten, guten Geschmack, der so gut zur Mode hinaus kommt, wie jeder andere. Die Gärten des Le Notre und seiner Zeit, mit langen, geschorenen Hecken nach der Schnur, mit Terrassen, Sternalleen etc. waren lange Mode und geläuteter guter Geschmack und sind es noch in mehreren Ländern Europens; aber Ihr verwerft diesen Geschmack, weil er bey Euch nicht mehr Mode ist. Ihr behauptet, ein Garten müsse mannichfaltiger und unregelmäßiger angelegt werden, um natürlicher auszusehen, das heißt, um der Gegend außer den Garten ähnlicher zu werden; wozu macht ihr denn Garten, wenn Ihr es außer demselben eben so gut nach Eurem Geschmacke habt? Ey! meynt Ihr, unsre Gegend, in der wir leben, ist uns nicht schön genug, wir wollen uns eine solche machen, wie sie in schönern Ländern ist. Das Mögt Ihr; aber Ihr werdet doch gestehen, daß das nicht in der Idee des Wortes Garten liegt. Sagt mit Aufrichtigkeit: es gefällt uns im Freyen besser, als im Garten, so wird Niemand etwas dagegen haben können; wenn Ihr aber behauptet: es müsse im Garten so aussehen, wie im Freyen, das sey der einzige, geläuterte, gute Geschmack, und wer das anders mache, verstehe die Gartenkunst nicht, so seyd Ihr arge Tyrannen, um nichts vernünftiger, als ein Modejournal. Ihr behauptet ferner: der Mensch könne nichts Vollkommenes hervorbringen, als was der höchsten Vollkommenheit, der Natur, sich möglichst nähert. Der Grundsatz ist wahr und untadelhaft; aber wie

verkehrt wendet Ihr ihn an! Ihr verbannt vor Allem, um einen recht natürlichen Garten zu machen, die geraden Wege, weil die in der äußern Gegend nicht vorkommen, und macht Eure Wege krumm und geschlängelt; ahmt ihr denn damit die Natur nach, oder macht etwa die Natur Wege und Fußstege auf den Fluren? Die Menschen und der Zufall machen sie draußen krumm, warum sollten die Menschen sie in Gärten nicht gerade machen, um sie bequemer, kürzer, übersehbarer oder größerscheinend einzurichten? Ist das gegen die Vernunft oder gegen einen Geschmack, der für alle Zeiten paßt? Ist es nicht eben in der Idee des Gartens gegründet, daß er etwas Anderes darstelle und gewähre, als was sich im Freyen findet? Ist dies nicht gerade das Bedürfniß, das Allem, was Garten heißt, eine Entstehung gegeben hat? - In unserm Norden scheint es freylich, als könne man sich über Kargheit der Natur beklagen, und als müsse man wünschen, sie sich verschönern zu können. Aber in Italien, in Spanien, Frankreich und in der Schweiz macht man auch Gärten, und nach Eurem Geschmack sind diese ungleich weniger schön, als die sie umgebende Landschaft ... Mit welchem Recht wollt Ihr aber Gesetze der Gartenkunst geben, die überall, und auch dort, als passend anerkannt werden müssen? - Ihr könnt Euch freylich eine äußere Natur machen, nach Eurem Belieben, aber Ihr müßt Euch nicht einbilden, Gesetze der ewigen, großen Natur erforscht zu haben, und Eure Einbildung dafür auszugeben und allen Menschen aufdringen zu wollen. Dieser hohe Ton ist es nur, der mit Recht getadelt wird. Laßt ihn fahren und laßt den Geschmack jedes Einzelnen, der seinen Garten baut, das gelten, was er ist, unbedeutende Geschmackssache, Mode oder Eigenheit; laßt Euch nicht auf das Beurtheilen und Kritisiren ein, sondern genießt, wenn Ihr könnt, das Schöne und Gute, das sich Euch darbietet, und laßt zur Seite, was Euch nicht behagt, ohne mit Vornehmen Dünkel es herabwürdigen, oder gar aus der Höhe eingebildeter Gartenkunst als schlecht und verwerflich zu verdammen. - Dieser Garten ist nach einem durchgeführten Plane angelegt, sagt Ihr, und behauptet, er habe darum große Vorzüge vor dem von H., der nur nach und nach durch Ausarbeitung und Benutzung einzelner Theile des Lokals entstanden ist. Es kann Euch Vergnügen machen, einen solchen ersten Plan nun wirklich ausgeführt, ein vorgezeichnetes Bild natürlich dargestellt zu sehen; das ist auch eine Art Gartenfreude. Dabey müßt Ihr aber durch Verdammungs-Urtheile, die Freude Derer nicht stören, die die wirklich existirenden und gegenwärtigen Schönheiten beyder Gärten wie sie gerade da sind, genießen, wie es Jeder nach seiner Weise thut. - Wollt Ihr dennoch den Rang der höhern Künste für Eure geliebten Gartenanlagen nicht fahren lassen, so vernehmt denn, wie sie gedacht seyn müßten, um Kunst heißen zu können; dies sey mein letztes Wort:

Bey anderer Gelegenheit habe ich schon gezeigt, was das Wesen der Kunst in diesem Sinne ist. Streben nach dem Ideal, nach dem unerreichbaren Ziele, dem absolut Schönen, und Darstellung einzelner Schönheiten auf diesem Wege. So sind es Malerey, Bildhauerey, schöne Baukunst und Andere. Die Natur ist vollkommen und stellt also das Ideal unsern Sinnen dar; aber wir erkennen es nur auf unsere beschränkte Weise, und also nur sehr unvollkommen; indessen üben wir unsere Kräfte in diesem Streben nach Erkenntniß der Natur, und kommen ihr näher. Wir erkennen schon das Ideal unsers verehrten Winkelmann für einen Irrthum; einzelne auserwählte Theile, der Natur nachgeahmt und willkürlich zu einem Ganzen gefügt, kann nie zum Ideale führen; es heißt: die Natur unvollkommen, mangelhaft finden, und sie zur Höhe des Menschenwerks erheben wollen; also klein von der Natur denken. Was die Natur darstellt, wie kleines Detail oder wie unübersehbar Großes es sey, ist uns immer ein Ganzes, vollendet in sich und in Harmonie mit Allem. Es hat als ein Ganzes eine gewisse geist-körperliche Individualität, die wir anerkennen müssen, ohne sie erklären zu können, de, sich nichts nehmen und nichts hinzufügen läßt, ohne es zu zerstören, und das ist der Ausdruck des Gegenstandes, der seinen Eindruck auf unser Gefühl nie verfehlt, so wenig wir uns von demselben, dem Verstande, genügende Rechen-

schaft zu geben wissen. Diese Individualität, Ausdruck, Eigenthümlichkeit des Gegenstandes herausfühlen und möglichst ähnlich der Kunst darstellen, ist die Aufgabe des Künstlers; geistlose Nachbildung der Natur in vereinzelt Details oder getrennten Theilen, ist nur eine Übung, sich Herrschaft über das Material zu erwerben. Dies zeigt sich deutlich in der Ausübung jeder Kunst, also auch in der Landschaftsmalerey. Alles, was in der Landschaft mit einem Blicke übersehen werden kann, ist das Bild, das Einheit haben, das ein Ganzes seyn und als solches seinen bestimmten Ausdruck, seinen Gedanken oder seine Idee haben muß, wozu jedes einzelne Detail beytragen und bestimmt mitwirken muß. So wie alle Bäume, Berge, Wasser, Kräuter, Ebenen u.s.w. zur Einheit der Idee des Ganzen einwirken sollen, so soll es auch der Charakter der Zeichnung, das Colorit, das Helldunkel, die Composition u.s.w. und dies Alles soll der Natur vollkommen ähnlich und angemessen seyn, so zwar, daß die Natur diese Landschaft gerade so und nicht anders dargestellt hätte, wenn die allgemeine einfache Idee des Bildes ihre Absicht gewesen wäre. In der Wahl der Grundidee ist der Landschaftsmaler auch Dichter, oder Künstler im Allgemeinen. So wie alle Töne, Bilder und Ideen der Natur, um menschlich von ihr zu sprechen, sich als Gefühle, Empfindungen und Vorstellungen in der Seele des Menschen wiederfinden, so kann Jedes derselben der Charakter eines Gegenstandes der Natur sowohl, als auch die Grundidee des Werkes jeder Kunst seyn, und es giebt keine menschliche Vorstellung, kein Gefühl, keine Empfindung, die nicht durch die Einheit des Charakters der Landschaft dargestellt werden könnte. Derjenige Maler nun, der dies am vollkommensten erreicht, und dessen Bild dabey der Natur am ähnlichsten ist, muß also der beste und vorzüglichste Künstler, seine Landschaft das vorzüglichste Kunstwerk seyn.

Ich bin mit meinem Beweise fertig. Ihr seyd verwundert, daß ich von der Gartenkunst nicht gesprochen habe? Ich denke, das findet sich von selbst. Eure Gartenkunst kann nur Kunst genannt werden, wenn sie in dem Sinne der Landschaftsmalerey verfährt, wenn Euer Garten auf Gesichtspunkte berechnet ist, von deren jedem sich eine Landschaft zeigt, in völliger Einheit ihres Charakters, dem eine Idee deutlich und bestimmt zum Grunde liegt. Findet Ihr diese Forderung übertrieben, weil Ihr in Eurem Garten nicht Herren der Farben, der Beleuchtung u.s.w. seyd, so habt Ihr das keineswegs den zu hohen Forderungen der Kunst, wie Ihr vermeynt, sondern lediglich der Mangelhaftigkeit Eurer Gartenkunst zuzuschreiben, die, von Mitteln zu ihrem Zwecke entblößt, keine Kunst ist. - Wenn aber in Euren Anlagen, indem die Natur dabey nach und nach das Ihrige thut, auch wider Euren Willen sich solche plastischen Landschaften gebildet haben, daß mancher Beschauer seine Freude daran hat, und auch ich, so viel ich auch an Eurer eiteln Gartenkunst zu tadeln finde, eben so sehr, oder gar mehr davon, als von der Wildniß angezogen werde, so freut Euch doch dieses Erfolges, fügt Dies und Jenes hinzu, was Euer Wohlgefallen, Eure Bequemlichkeit, Euren Vortheil dabey erhöhen kann, laßt die Eitelkeit auf eingebilddete Kunst-Verdienste fahren. laßt Euren Garten so nach und nach entstehen, oder baut nach einem Plane, gleichviel! Genießet nur und kritisirt nicht. -

Unter solchen Verhandlungen über den Garten, die vielleicht am wenigsten in den Garten paßten, waren die Kunstrichter in demselben in eine Gegend gekommen, die nach allen verschiedenen Meynungen nicht zu einem solchen zu gehören schien. Der Weg war immer enger und unebner geworden, dann ein schmaler Fußsteg, der sich durch Gebüsche wand, an Abgründen hinstieg, auf Felsen bald auf- bald abwärts den unsichern Schritt leitete, dann ganz verschwand und nur noch den umgefallenen moosigen Stamm einer alten Weide zeigte, der als Steg über einen stürzenden Gießbach führte; jenseits wand man sich mühsam durch dunkle Büsche und stand plötzlich auf einem kleinen freyen Rasenplatz in der Mitte des Dickichts. Hier erregte eine malerische Felsengrotte die Neugier; in ihrem finstern Hintergrunde glaubte man einen Lichtschimmer zu bemerken; man folgte ihm und fand

sich in der Klause eines Einsiedlers, die eine Alabaster-Lampe erleuchtete, die freylich nicht vom Gelübde der Armuth zeugte, aber deren weiche Moosbank zur üppigen Ruhe, deren tiefe Stille, in der das Rauschen des Wasserfalles nur wie Geräusch der fernen Welt verhallte, zur Betrachtung, deren kleine Büchersammlung zum Nachdenken und zur Erhebung des Geistes einlud. Solcher Einladung zu folgen, verhinderte der Umstand, daß man in sehr lustiger Gesellschaft und durch die Kritik der Gartenkunst bereits von der Betrachtung abgeschreckt war. Eine willkommene Entdeckung in der Klause war daher eine zweyte versteckte Thür, die in einen unterirdischen Gang, voll Lampen von buntem Glase, führte, der sich aufs mannichfaltigste in viele einzelne Gänge verzweigte, die alle mit irgend einer geistreichen Decoration endigten und keinen fernern Durchgang verstatteten. Es fehlte uns der Faden dieses Labyrinthes und wir irrten daher lange, kamen immer wieder in neue oder in die alten Irrgänge, konnten lange weder auf unserm alten Wege zurück, noch auf einem andern ans Licht kommen, bis wir endlich, nachdem wir allerley Zeichen gemacht und Hülfsmittel angewendet hatten, nach einigem Aufwärtssteigen, nicht ohne Mühe an eine Thür im ältesten egyptischen Style gelangten, die in tiefer Dämmerung lag und durch welche man ins Finstre wieder hinabsteigen mußte. Nicht ohne einige Spannung näherten wir uns einer zweyten Thür, sie wich unerwarteterweise der ersten Berührung, und höchst überrascht standen wir in dem schönsten Saale, den schwellenden Divans umgaben, der ein wohlbesetzte Tafel, mit vielversprechenden Erfrischungen, in seiner Mitte hatte, und in welchem die übrige Gesellschaft mit allen Frauen versammelt war. Man lachte allgemein über unsere unterirdische Irrfahrt, aus der wir etwas verblüfft ans Licht traten und sendeten einen Bekannten herab, um zwey Gefährten zu suchen, die noch immer kreuzten. Die untergehende Sonne verbreitete ein rosenfarbiges Licht; ich trat zur Thür hinaus, um des Schauspiels besser zu genießen; da stand ich auf einem weiten reinlichen Platze von Kiessand; rings im halben Kreise lagen große kubische Granitblöcke, wie zu Sitzen bestimmt, unter dem Schatten hoher Ahorne; ich wendete mich nach der Thür und sah nun, daß der Saal, aus dem ich kam, in der großen Pyramide auf der Höhe war, die bisher überall im Garten point de vue gemacht hatte und mir jetzt die ausgebreitetste Aussicht gewährte.

Drinne hatte sich bereits wieder der Streit über Gartenkunst erneuert, und man debattirte die Frage: ob unterirdische Gänge, ob überhaupt attrapes und surprises, wie man es nannte, kunstgerecht und im geläuterten Geschmacke seyen? Die Wagen fuhren vor und machten dem Streite ein Ende.

Ferdinand meynete, zu unsern Reitpferden, die wir auf dem Schloßhofe hatten halten lassen, den nächsten Weg durch den unterirdischen Gang zu nehmen, in dem r Bescheid wußte, und ich begleitete ihn. Die Bücher in der Klause zogen meine blicke an, ich las die Titel, die Stille um uns her war nach dem Geräusch in der muntern Gesellschaft doppelt wohlthätig; in einem der Bücher fand ich als Zeichen ein Blatt eingelegt, daß mit völlig unbekannte Züge einer fremden Sprache enthielt, unten am Rande aber auch folgende deutsche Worte: „In der Einsamkeit beschäftigt sich der Gedanke mit würdigen Dingen und die Betrachtung derselben befördert die Reise des Geistes und des Charakters; in der Welt ist man gezwungen, sich mit den Menschen zu beschäftigen und die bunte Einförmigkeit ihrer Äußerungen wiegt die Seele in trägen Schlummer oder ertödtet gar den Geist; dies allein wär hinreichend --“ Wer mag das geschrieben haben? fragte ich. Man sagt, der Fremde, der Müller hieß, mehrere Jahre in Liefeland lebte, antwortete Ferdinand, und hier in dieser bequemen Klause zuweilen mehrere Tage zubrachte, wenn er nicht durch Besuche gestört wurde. - Wer ist dieser Müller? - Das ist schwer zu sagen! Ich habe ihn nie gesehen; es laufen die wunderlichsten Gerüchte über ihn im Lande, denen man es aber anmerkt, daß sie aus Unwissenheit über ihn, aus Aberglauben, Neid oder Klatscherey flie-

ßen; Niemand hat ihn persönlich genau kennen gelernt, man weiß weder wo er her ist, noch wohin er gekommen ist; der Einzige, der vielleicht etwas Näheres von ihm weiß, ist der Obrist X., bey dem er mehrere Jahre Arzt und Hauslehrer war, der ihn geliebt und geachtet hat und nicht ohne Ernst und Rührung seiner gedenken kann, wie man sagt. - Das ist also dieser Müller? Von dem kann ich Dir Nachricht geben; wenigstens was mir der alte Onkel von ihm gesagt hat. Aber freylich! Das ist nur etwas von dem, was er gethan oder gesagt hat, aber ich weiß daraus auch nicht, wer er ist. - J nun! meynte F., es ist das Bedeurende! Aus dem, was er gesagt oder gethan hat, läßt sich vielleicht schließen, ob er ein guter, reiner, verständiger oder gar ein weiser Mann ist, das genügt mir; wes Landes, Standes oder Glaubens er seyn mag, kann nur die Neugierde befriedigen, die bey jenem höheren Interesse kaum in Betracht kommt. Laßt doch hören, was weißt Du von ihm? -

Während ich dem Freunde mit Wärme mittheilte, was mir der alte Onkel von sich und seinem Freunde erzählt hatte, war es völlig Nacht geworden; wir ritten auf dem ebenen Landwege neben einander in jenen langen Schritten, den nur gut gerittene und brave Pferde im Gleichmaße aushalten, wenn sie spät Abends oder Nachts der Heimath zuschreiten, ein Schritt, der mächtig fördert, Eile und Ruh zugleich auszudrücken scheint und den derjenigen kennt, der Märsche zu Pferde gemacht hat oder Reisen zu Pferde zu machen gewohnt ist. Das Gewimmel der Sterne über uns, die milde Kühle und die Finsterniß flösten uns jene Stimmung ein, die dem gefühl-vollen Jünglingsalter eine wehmüthig-süße Wohlthat ist; Alles ward uns bedeutend in der nächtlichen Stille, selbst das, was allein sie unterbrach, der einförmige Schlag der Wachtel aus den wogenden Kornfeldern; ein altes deutsches Lied kam zur Sprache, das die Wachtel, dem Rhythmus ihres Schlages nach, redend einführt, und wie einst Trinius, unser Freund, in ähnlichem Falle wie jetzt wir, sich dessen nicht ganz wörtlich erinnerte und es in seinem Sinne und seiner Sprache uns sie gab:

„Horch, wie schallt's drinnen so lieblich hervor!

Fürchte Gott! fürchte Gott!

Ruft mir die Wachtel in's Ohr.

Sitzend im Grünen, von Halmen umhüllt,

Mahnt sie den Horcher am Saatengefeld:

Liebe Gott! liebe Gott!

Er ist so gütig und mild.

Wieder bedeutet ihr hüpfender Schlag:

Lobe Gott! lobe Gott!

Der Dich zu lohnen vermag.

Siehst Du die herrlichen Früchte im Feld?

Sieh sie mit Rührung, Bewohner der Welt!

Danke Gott! danke Gott!

Der Dich ernährt und erhält.

Schreckt Dich im Wetter der Herr der Natur?

Bitte Gott! bitte Gott!

Und er verschonet der Flur.

Machen die künftigen Tage Dir bang,

Tröste Dich wieder der Wachtelgesang:

Traue Gott! traue Gott!

Deutet ihr lieblicher Klang.“

Unter mannichfaltigen Belustigungen und durch manchen städtischen Genuß erweiterten Freuden des Landlebens rückte der frühe Herbst mit seiner Jagdlust heran.

Die Jagd ist frey in Liefeland; jeder Gutsbesitzer ist in dieser Hinsicht unabhängiger Gesetzgeber innerhalb der Grenzen seines Besitztums. Die Freunde der Jagd unter ihnen gestatten sich nicht bloß gegenseitig, Einer auf des Anderen Grenzen zu jagen; sie verbinden sich auch zu großen Jagdpartien, die mehrere Wochen dauern und Gegenden von zwanzig und mehr deutschen Meilen im Umkreise durchstreichen. So waren auch hier bald viele solcher Jagdfreunde versammelt. Jeder hatte ein Paar Reitpferde für sich, andere für seinen Reitknecht, drey bis vier Windhunde und einen Piqueur mit sechs bis acht Koppel-Jagdhunden mitgebracht. Die vorzugsweise so genannten Jagdhunde, sind die bekannten kleinen schwarzen Hunde mit gelben Flecken über den Augen, gelben Füßen, oft auch mit weißen Abzeichen, seltener bunt und hellhaarig, die des Wildes Fährten aufspüren und die aufgefundenen kläffend verfolgen; sie bleiben zu zweyen an den Halsbändern zusammengekoppelt um den Piqueur versammelt, der sie am Orte ihrer Bestimmung erst von der lästigen Koppel befreyt und ihnen damit das Signal zum Suchen giebt. Der Piqueur reitet meistens einen Schimmel und ist roth gekleidet, um aus der Ferne erkannt zu werden; sein Ruf feuert unablässig die Spürer an, ihre Pflicht zu thun, und sich nicht in hündischen Nebenbelustigungen zu zerstreuen; seinem Horne sind sie nach den verschiedenen Signalen gehorsam, und diese unterrichten zugleich die Jäger in der Ferne von Allem, was ihnen zu wissen Noth thut. Die Windhunde sind überall bekannt; schon ihr Bau und ihre Stellung kündigt auf den ersten Blick an, daß sie keine Nase haben; aber ihr Blick wetteifert mit dem des Falken, die Schnelligkeit ihrer dünnen Läufe mit der des Windes, nach dem sie genannt werden.

Bis auf eine beschränkte Gegend in Südosten, unsern der höhern Düna, sieht man im ganzen Herzogthum keinen eigentlichen Berg, keine Felsen, keine Schluchten. Das Land zeigt dem schweifenden Blicke überall abwechselnde flache Anhöhen, zuweilen weite Ebenen, oft kleine Flüsse und Bäche, deren jeder im Grunde eines breiten eingesenkten Thales fließt. Holzungen sieht man überall, von nordischen Laubgattungen, deren buntes Gemisch einen heitern Anblick gewährt; die Felder stehen um die Jahreszeit in Stoppeln oder in der Wintersaat; Graben und Verzäunungen kennt man an ihnen nicht; die Wiesen sind trocken oder feucht, nicht naß und tief; Sümpfe und Moräste kündigen sich durch ihr Ansehen schon aus der Ferne an und sind leicht zu vermeiden oder zu umgehen.

Es war ein frischer, aber heiterer Morgen, als auf dem weiten Schloßhofe schon vor Tage Alles von Jagdhunden wimmelte, die muntern Hörner ertönten und die Piqueurs ins Feld zogen. Nach und nach sammelten sich auch die Jagdfreunde zu dem gemeinschaftlichen Frühstück; hierbey ward der Schnaps nicht vergessen, und jeder Reitknecht war bereits mit kalter Küche für seinen Herrn und für sich versehen, denn die Mahlzeit war auf die späten Stunden festgesetzt worden, wo die Jagd des Tages beendet seyn würde. Die muthigen Rosse hörte man wiehern und stampfen, die Hunde hie und da sich beißen, manchen getretenen jämmerlich heulen, die Reitknechte rufen und fluchen; bald saßen alle Reiter zu Pferde, jeder führte ein Paar Windhunde an der Schmitze, und im muntern Schritt zog die bunte Gesellschaft zum Thore hinaus und hin über die weiten Stoppelfelder, durch den Glanz des Reifs und der Spinnweben auf den Stoppeln im Lichte der Morgensonne, einem fernen Holze zu, dessen hohe Birken, Erlen, Ahorn, Ebereschen und Ulmen, von zerstreuten dunkeln Fichten gehoben, zu freundlichen Besuche einzuladen schienen, als jetzt die Mordlust den Hasen und Füchsen in ihrem Schatten bereitete.

Wir hatten uns so aufgestellt, daß wir in einiger Entfernung voneinander eine Bogenlinie bildeten, und die Ebene vor uns bis zum Holze etwa tausend Schritte betrug; hinter dem Holze, etwa zweytausend Schritte lang und breit, wurden die Jagdhunde losgekoppelt,

zerstreuten sich im Dickicht, schlugen bald munter an, die Hörner ertönten im Walde, kündigten, durch verschiedene Melodie, bald nach dieser Seite einen Hasen, bald nach jener Seite einen Fuchs an; immer lauter ward es im Walde, immer stiller und erwartungsvoller auf der Ebene; die Windhunde standen mit gespitzten Ohren ungeduldig da und waren von den Pferden herab an der langen Schmitze kaum zurück zu halten; die scheuen Hasen sprengten zuerst auf die Ebene; die ungeduldigsten der Jäger ließen ihre Hunde ablaufen; wie losgelassene Winde waren diese hinter dem Hasen her, die Jäger und Reitknechte mit lautem Rufe ihnen nach, Alles in der gespanntesten Bewegung: der schnellste oder klügste von den Hunden warf den Hasen mit einem Stoße der Brust, er oder ein zweyter packte ihn im Genick, warf ihn in die Höhe, und ehe die Meute ihn zerreißen konnte, waren schon die schnellsten der Jäger bey der Hand, befreiten ihn von den Hunden und gaben ihm den Rest mit einem Stoße des Waidmessers. Der Jäger, dessen Hund den Hasen zuerst geworfen, ihn geraamt hatte, ließ ihn von seinem Reitknecht an den Sattel hängen; aber da man noch die Hunde sammelte, waren schon andere Hasen da, und der listige Fuchs schlich in einer Furche zwischen den Stoppeln hin, um unbemerkt zu entkommen; die ruhigeren Jäger ließen jetzt ihre Hunde ablaufen, die mit dem Fuchs listiger und beherzter seyn mußten und seinen bekannten Künsten mit bewundernswürdiger Gewandtheit und Erfahrung begegneten, worauf der Sieg über diesen Feind mit Jubel ausgerufen wurde. Die Hetze erneuerte sich immer wieder, solange noch Hasen und Füchse an diesem Orte erschienen; dann ward ein anderes Holz abgejagt, und dies geschah mit mehrern und nach dem Plane, der das letzte Holz für diesen Tag in der Nähe des bestimmten Nachtquartiers bezeichnete.

Dieses war heute, der Localität des großen Operations-Planes nach, ein großer Krug, der auf dieser Nacht für die zahlreiche Gesellschaft ausschließlich in Beschlag genommen und aufs sorgfältigste eingerichtet war. Die Pferde und Reitknechte wurden in die eine Stadolle logirt, in die andere die Rüdennknechte und die Hunde. Ein großer Küchenwagen und ein anderer mit vielen Matratzen und Betten waren schon am Morgen hier eingetroffen, der Krüger und seine Familie delogirt, der große Raum, Krugsstube genannt, zwey sogenannte deutsche Kammern und die Stube des Wirthes waren auf das Sorgfältigste gereinigt und geputzt worden; man hatte mit Wacholder geräuchert, junge Birken an die schwarzen Wände gestellt, und den Boden überall mit zerschnittenem duftenden Kalmus bestreut; in jeder Kammer war eine hohe Streu von frischem Heu, mit Matratzen, Betten und saubern Tüchern bedeckt, zur Schlafstätte einladend eingerichtet; eine große Tafel, in der Mitte des ländlich geschmückten Raumes, war nicht minder einladend mit Weinflaschen besetzt, und der Koch war eifrig beschäftigt, die letzte Hand an sein wohlthätiges Werk zu legen.

Das Alles war jedoch nicht fähig, den ersten Blick der Gäste auf sich zu ziehen. Kaum hatten sie abgesessen, so eilte Jeder mit Hast die Hasen und Füchse zu zählen, die seine Hunde besiegt hatten und die zu beyden Seiten am Sattel seines Reitknechts herabhingen. Laut wurde von Jedem die Zahl der Getödeten ausgerufen, die Zahlen wurden verglichen und kontrolliert, die Hunde bekamen sogleich die Eingeweide ihrer Feinde zum Lohne, als Vorkost ihrer eigentlichen Mahlzeit, und erst nachdem die Lorbeeren des Tages die gehörige Anerkennung erhalten hatten, begab man sich unter Dach und überließ Hunde und Pferde den Leuten, bis auf den Lieblings-Windhund jedes Jägers, der gewohnt war, als eigentlicher Vermittler der Lorbeeren, die Gesellschaft der Triumphatoren nicht zu verlassen.

Daß die Mahlzeit mit Vergnügen eingenommen wurde, und welche Gespräche sie würzten, läßt sich denken. Was sich aber Niemand denken kann, der eine ähnliche Jagdgesellschaft nicht gesehen hat, ist die leidenschaftliche Verwirrung des Gespräches dieser gereizten und animirten Jäger und die mehr als übertriebenen Prahlerereyen von der Schnelligkeit

der Hunde und der eigenen Geschicklichkeit und Geistesgegenwart, die immer Jeden laut auflachen machten, der nicht selbst die Wunderdinge vortrug. Alle sprachen zugleich, und nur wer durch den Bissen im Munde zum Schweigen verurtheilt war, machte für den Augenblick den Hörer, nahm aber sogleich wieder das Wort und richtete es an die Kauenden. Die schlimmsten Fälle waren aber natürlich diejenigen, wo es noch nicht ganz außer Zweifel gesetzt war, wessen Hund diesen oder jenen Hasen geraamt hatte, der zwar Demjenigen zu Theil geworden war, dessen Reitknecht der schnellere gewesen war, um ihn für seinen Herrn in Beschlag zu nehmen, der aber diesem streitig gemacht wurde durch den Andern, dessen Hunde gleichfalls an dem Erwischen desselben Hasen Theil gehabt zu haben schienen, was in den meisten streitigen Fällen, bey dem Getümmel und Durcheinander auf dem Schlachtfelde, schwer zu entscheiden blieb. Diese Streitigkeiten hörten nur mit dem Athem und der Stimme auf, die jeder dabey zuzusetzen hatte, liefen auch immer à l'amiable aus, weil die Streitenden gute Freunde waren, wurden aber nie ausgeglichen und aufs Reine gebracht, weil keiner seinen Hunden etwas vergeben wollte.

Diese Hunde sind aber auch Thiere, für die man sich interessiren kann, selbst ohne ein so leidenschaftlicher Jäger zu seyn. Des Pudels, des Spitzes und Anderer Treue und Anhänglichkeit an den Herrn haben sie gewöhnlich nicht, doch zeichnen sich einige vorzügliche Individuen dieser Art auch hierin vor ihres Gleichen aus. Ihre Bestimmung ist das Hetzen und der Hasen und Füchse, und diese erfüllen sie nicht bloß durch ihre außerordentliche Schnelligkeit, sondern auch mit viel Klugheit und Gewandtheit und mit genauer Kenntniß der Natur des Wildes. der schlechtere Hund thut nichts im Laufe, als daß er dem Hasen direkt folgt; der bessere erräth den Weg, den der Hase nehmen will, kommt ihm auf kürzerem Wege zuvor und irrt nie. Der Hase, wenn ihm die Hunde so nahe sind, daß sie ihn eben zu werfen versuchen wollen, drückt sich plötzlich nieder, die ganze Meute schießt über ihn weg und er springt sogleich wieder auf und flüchtet in entgegengesetzte Richtung; aber die minder guten Hunde sind es nur, die bey dieser List des Hasens in Rückstand kommen; der gute Hund hat zu viel Erfahrung, um sich zu übereilen, und zu viel Aufmerksamkeit, um nicht augenblicklich zu halten und zu wenden, wie es sein Schlachtopfer thut, das ihm nicht entgeht; der schlechtere Hund packt den Hasen überall, wo er ihm maulrecht ist; der gute Hund packt ihn nur im Genick und tödtet ihn gleich. Von dem Fuchse wird der minder gute Hund fast immer gebissen, oft sehr gefährlich verwundet; von dem bessern oder vorzüglichern Hunde aber noch überlistet und sicher gepackt. Wie nun aber die Schnelligkeit nicht bloß eine Folge der Leichtigkeit, sondern auch der Muskelkraft und Stärke überhaupt ist, so ist diese es auch besonders, die den guten Hund macht; es giebt eine Race derselbst, die man vorzugsweise sibirische Hunde nennt; diese sind meistens sehr groß, haben das kurze Haar etwas gekräuselt, einen sehr buschigen Schweif und an dem Bauche und den Hinterschenkeln langes Haar; sie sind schnell und ganz besonders stark und muthig, überwältigen den Wolf ohne Mühe und die Besten unter ihnen werden auch mit zwey Wölfen zugleich fertig. Die sogenannten englischen Windhunde sind durchaus kurzhaarig, sehr schnell, seltn mit Klugheit begabt, diebisch und ungehorsam. Andere Arten sind oft von ganz vorzüglicher Schönheit in allen Verhältnissen des Körpers, haben ein weiches, seidenartiges Haar, blendend weiß, ein schönes sprechendes Auge u.s.w, und diese sind denn auch die besten Hunde, denn ihr Schönheit ist die Folge von der Reinheit ihrer Race, und es ist mit den Hunden wie mit den Pferden; von welcher Race auch das Individuum seyn mag, es ist um so braver, klüger und vollkommener, je reiner seine Abkunft in derselben ist. Die Jagdhunde sind gleichfalls sehr verschieden, und wie die andern, nicht sowohl der Race nach, als vielmehr nach ihrer individuellen Reinheit in derselben, mehr oder minder gut. Ihr Verdienst im Allgemeinen, wie sich denken läßt, ist die Nase zum Spüren; die mehr oder weniger seine Nase macht aber nicht allein den vor-

züglichen Hund, sondern auch die Aufmerksamkeit, die Fährte nicht zu verlieren; sie durch die eckigen Umwege, sogenannten Haken, mehrere zusammenlaufende Fährten und Unterbrechungen derselben, nicht irre machen zu lassen; das gleichmäßige Anschlagen; die Verschiedenheit des Anschlages auf der Fährte des Fuchses und der des Hasen; die völlige Gleichgültigkeit gegen alle andere Spuren von Thieren und Menschen etc. - Aber diese oft ganz vortrefflichen Thiere sind immer nur der Aufsicht des Piqueurs überlassen, die Vorzüge einzelner Hunde werden den Jägern kaum bekannt, die nur die ganze Meute nach den Resultaten des allgemeinen Aufjagens beurtheilen und das wahre Verdienst unbemerkt lassen.

Unmittelbar nach dem Essen begab man sich in eine der Kammern, wo auf dem Tische bald Karten erschienen und ein ansehnlicher Haufen Gold, schön geränderte neue holländische Dukaten; an dieser Pharaobank ward es bald still, nur abgebrochene Worte hörte man von Zeit zu Zeit und den Klang des verhängnisvollen Metalles, von dessen Gewalt sich kein Mensch, aber wohl das verachtete Thier, befreyt.

Diejenigen von der Gesellschaft, die entweder nicht reich oder nicht leichtsinnig genug waren, um sich diesem Glücksspiele zu vertrauen, oder zu ängstlich dazu oder auch ihre pecuniären Mittel anders anzuwenden gesonnen blieben, waren gerade die jüngsten, was (beyläufig gesagt) kein übles Zeichen ist, und blieben am Tische versammelt. Hier gab es denn, wie sich denken läßt, des Gesprächs und Geschwätzes mancherley, das sich zuweilen nur auf wenig Augenblicke von der Jagd ablenkte und gleich wieder zu ihr zurückkehrte..

Diese Hetzjagd im Herbste, auf der man jeden andern Lärm, nur keinen Schuß hört, ist nicht die eigenthümlichste der Jagden in Liefland, wenn man nicht das eine Eigenthümlichkeit nennen will, daß man sich dabey von einer gewissen Jägerpedanterie frey hält, die in Deutschland bey aller Art von Jagd auf den höchsten Grad getrieben wird. Dort glaubt man, kein Jäger zu seyn, wenn man nicht einen bestimmten Jagdrock von grüner Farbe trägt und mit einer Menge Geräthschaften versehen ist, die selten nützlich, aber immer lästig und hindernd ist. Am wenigsten verständig aber ist die Affektation einer eigenen Jägersprache, die manchem adelichen Junker hinreichend scheint, um mit ihr für einen vollendeten Jäger zu gelten, und vollends die kindisch übertriebene hohe Meynung, die solche Leute von der Wichtigkeit einer Belustigung haben, die bey ihnen ein Handwerk wird, und einer Geschicklichkeit, die meistens nichts als leere Prahlerey ist. Sie halten mit einer ausschließenden Jägereteiligkeit zusammen: sehen den von oben herab an, dem die Jagd nur eine Belustigung, nicht ein Geschäft von Wichtigkeit ist; glauben eine Jagdwissenschaft studirt zu haben, und halten sich befugt, in jeder Gesellschaft Jedermann, selbst Frauen, mit ernster Miene zu berichtigen, die nicht Löffel, sondern Ohren, nicht Schweiß, sondern Blut sagen, und gerade nicht des Hasen Läufe meynen, wenn sie von Hasenfüßen sprechen. Die technischen Ausdrücke der verschiedenen Gewerbe sind aus der Nothwendigkeit entstanden, gewissen Dingen, die nur bey ihnen existiren und in der allgemeinen Sprache keinen Namen haben, einen beyzulegen; solche Namen aber gegen allen Sprachgebrauch zu erfinden, und die existirenden, allgemeinen Namen zu verwerfen, bloß um sich ein besonderes Ansehen zu geben, das Blut Schweiß zu nennen, obgleich jedes dieser Worte einem ganz verschiedenen und sehr bestimmten Begriffe angehört, ist mindestens höchst lächerlich und um nichts vernünftiger, als wenn eine Gesellschaft reisender Handwerksburschen sich verabredete, die Landstraße nie anders als Pappelzweig, die Berge Gruben, die Wirthshäuser Stecknadeln, die Sonne Baum und den Markt Petersilie zu nennen. Doch läßt sich auch denken, daß die Veranlassung zu dieser abentheuerlichen Terminologie der Jagdkünstler in einigem Zusammenhange mit dem übertriebenen wissenschaftlich organi-

sirten Forstwesen in Deutschland steht. - Dieses fehlt nun freylich in Liefland ganz, denn jeder Wald ist hier mehr oder weniger eine Wildniß. Sollte hier aber jemals Forst und Jagd in Verbindung und in die Fesseln einer regelmäßigen Administration gebracht werden, so ist es nicht unmöglich, daß der Nachahmungstrieb dann auch hier in den Mißbrauch der guten deutschen Sprache unter Jagdfreunden, die alsdann erst stolze Jäger seyn werden, einführt. - Roth- und Schwarzwild gibt es in Liefland nicht. Hasen und Füchsen wird auch zuweilen mit dem Treibjagen und der Flinte nachgestellt, dem Geflügel, wie in Deutschland, mit Hühner- und Wasserhunden, die mit großer Sorgfalt erzogen werden. Die sogenannte Sprengjagd findet im Spätherbste statt, wo der Hase nicht mit Lärm aufgeschreckt wird, sondern der Reiter mit seinen Windhunden der Fährte auf dem frisch gefallenem Schnee folgt und den aufspringenden Hasen hetzt. Die Wolfs-, Bären- und Elens-Jagden sind aber eigenthümlicher und außer Rußland weniger bekannt, und finden nur im Winter und in der Wildniß größerer Wälder statt.

Bären und Elen findet man gewöhnlich beysammen. Wer die Fährte eines dieser Thiere im Schnee bemerkt, gewöhnlich Bauern, die Holz im Walde holen, verfolgt sie nicht, sondern umkreiset eine große Strecke im Walde, bis er auf seinen Ausgangspunkt zurückkommt. Hat er auf diesem Wege keine andere Fährte, in den Kreis laufend, angetroffen, und die erste wieder außerhalb desselben gefunden, so war seine Mühe vergeblich; gewöhnlich aber trifft er mehrere Fährten von Elenen und Bären, die auf ein Dickicht im Walde zusammenlaufen, wo diese Thiere Tage lang ruhig liegen bleiben, wenn sie nicht gestört werden: Der Finder eilt sodann zu dem Gutsherrn, kündigt an, was er eingekreiset hat, und erhält die dafür festgesetzte Belohnung. Man sendet sogleich umher, eine Menge Bauern zu entbieten, die ein guter Schütze in die angewiesene Gegend führt und in aller Stille, mit Anbruch des Tages ausstellt. Um diese Zeit finden sich auch die Jagdfreunde ein, werden in tiefer Stille und mit sorgfältiger Wahl auf die entgegengesetzte Seite in eine Reihe postirt, und dann fangen die Treiber, im langsamen Anrücken, den Lärm mit Peitschen, Schnarren und Geschrey an, der das Wild den Schützen zutreibt. - Das Elen kommt in langen, hohen Sprüngen herbey, zu denen es durch das sogenannte Lagerholz gezwungen wird, gewaltige Baumstämme, die in diesen Wäldern seit vielen Jahren niederliegen, und unter Moos und Kräutern und jungem Anwuchse nach und nach dahinfaulen. Das Elen ist scheu und furchtsam, rennt hin und her und wird bald niedergeschossen; längere Zeit geängstigt und in die Enge getrieben, geht es aber auf seinen Verfolger los und stößt mit den Vorderhufen so heftig, daß ein Mensch von einem solchen Stoße ums Leben gebracht wird. Wir sahen einst einen Russen, der unbewaffnet einem verfolgten Elen zufällig begegnete, auf den ungleichen Boden fiel, und dem das zornige Thier die ledernen Handschuhe, die er auf dem Rücken in den Gurt eingesteckt trug, mit einem Stoße durch den Leib völlig durchtrat. - Selbst der Bär ist furchtsam, wenn er auf die Schützen getrieben wird, und bleibt es noch nach dem ersten nicht tödtlichen Schusse; der zweyte Schuß, wenn er von diesem nicht getödtet wird, macht ihn aber wüthend, ergrimmt geht er dann, mit größerer Schnelligkeit, als der Unerfahrene seiner schwerfälligen Gestalt zutraut, auf den Pulverdampf los, und wehe dem Schützen, der sich verschossen hat oder ungeschickt schießt, denn an eine Flucht ist nicht zu denken. Diese Jagd, wenn gleich nicht ganz gefahrlos, hat manches Unterhaltende; die Wildniß der sich überlassenen Wälder ist oft sehr schön, und die beyden Gattungen des Wildes haben sehr viel Eigenthümliches.

Dem Wolf stellt man auf vielerley Weise nach; mit Gruben, Netzen, Fallen u.s.w. Belustigend ist die Anstalt, wo in der Mitte eines Kreises, eines etwa sechs Fuß hohen dichten Zaun, eine junge Ziege oder ein Lamm angebunden ist; ein zweyter Zaun ist dicht an den ersten gezogen und hat eine Thür, die vermöge eines Gewichtes oder einer Feder, immer offen steht; der Wolf, um zu der meckernden Ziege zu gelangen, schlüpft in diese Thür und

geht in dem engen Gange fort, in welchem er sich auf keine Weise umwenden kann; hat er den Kreis durchschritten, so gelangt er an die sperrende Thür, die er zudrückt, die sich aber gleich hinter ihm wieder öffnet, indem er sich schon über dieselbe hinaus und also wieder im ersten Anfange des Ganges befindet, den er nicht verlassen kann; die Ziege meckert immer ängstlicher, da sie den blutdürftigen Feind nahe weiß, lockt andere Wölfe dadurch an, die in dieselbe Falle gehen, und so sieht man oft viele derselben im rastlosen Ringelrennen hinter einander herumlaufen, und tödtet sie mit aller Bequemlichkeit.

Die verschiedenen Arten der Wolfsjagd sind langweilig, weil der Wolf die Witterung des Menschen schon aus beträchtlicher Ferne hat, und sich mit viel Schlaueit zu entfernen weiß. Der Hunger bringt ihn jedoch im Winter auf die Landstraßen und in die Nähe der Viehställe und Wohnhäuser; man hat deshalb immer wohlgeladenes Gewehr in Bereitschaft, wodurch aber selten eine Wolf erlegt wird. - Eine Art der Wolfsjagd ist indessen unterhaltend und belustigend und wird im Februar und März angestellt, wo man die Wölfe in den Wäldern in großen Heerden beisammen trifft; es ist aber eine einsame Jagd, und sie erfordert Besonnenheit und Entschlossenheit. In einem sehr leichten kleinen Schlitten von Baumrinde, mit einem zuverlässigen, braven Pferde sorgfältig und sicher bespannt, einem leichten Burschen zum Kutscher, begeben sich in einer mond hellen Nacht, bey mäßigem, stillem Froste, in den Wald, aus dem das Geheul der Wölfe weit in die Ferne ertönt. Dort angelangt, selbst im Angesichte der hunrigen Heulenden, binde ich einen starken Bindfaden, etwa 10 Fuß lang, hinten an meinen Schlitten, und an das andere Ende desselben die ausgestopfte Haut irgend eines kleinen Hausthieres. Ein ähnliches lebendiges, gewöhnlich ein Ferkel, in einem zugebundenen Sacke steckend, liegt in meinem Schlitten, auf welchem ich mit dem Gesichte nach hinten sitze und mehrere scharfgeladene Gewehre in Bereitschaft habe. Daß ich ohne Schellen, in tiefer Stille fahre, versteht sich. Bin ich den Wölfen nahe, so trete ich das Ferkel im Sacke, das erbärmlich schreyt, während ich im kleinen Trabe durch die Mondlichter und großen Schatten im Walde fahre, und das ausgestopfte Ferkel hüpfend folgt. Dieses halten die vom Geschrey angelockten Wölfe für das Schreyende, traben in einiger Entfernung neben und hinter dem Schlitten her, werden immer gieriger, nähern sich dem Angebundenen immer mehr, und bald macht der Keckeste von ihnen einen gewaltigen Satz nach demselben und fällt von meinem Schusse, zu dem ich genug Zeit hatte, um gut zu treffen. Diesen Augenblick, da die übrigen Wölfe erschrecken und sich zurückziehen, benutze ich den Gefallenen vollends zu töten, treibe ihm einen eisernen Haken durch die Kehle, den ich mit einem Riemen an die Kufen meines Schlittens schnalle, bringe das Ausgestopfte wieder in Ordnung und fahre so fort mit der nächsten Jagd. Die blutige Spur auf meinem Wege lockt die Wölfe eben so sehr nach, als das erneuerte Geschrey meines Ferkels. Hatte mich aber nach dem ersten Schusse das hungrige Zudringen der Wölfe verhindert, mich meiner Beute zu bemächtigen, so fielen sie selbst über den Verwundeten her, fraßen ihn, und das verdarb mir die Jagd. So bringe ich, wenn ich glücklich war, ein halbes Dutzend Wölfe nach Hause. Es kann aber auch mißlingen; denn es geschieht wohl, daß mich 80 oder mehr Wölfe in die Mitte nehmen, daß das ausgestopfte Ferkel abgerissen ist, das im Sacke nicht schweigen will, die hungrigen Wölfe es wittern, auf den Schlitten eindringen und ihn mit ihren Sätzen erreichen - da sieht alsdann das gierige Gesicht, mit heraushängender Zunge, in der Nähe etwas beunruhigend aus; ich bin gezwungen, mein Ferkel im Sacke hinauszuerwerfen, während es verschluckt wird, mich eiligst vom Orte wegzubeben und beschämt nach Hause zurückzukehren. - Die tiefe Stille der Winternacht; das um so schauerlicher ertönende Geheul der Blutgier; der Glanz des Schnees im Mondlicht, der das Geflimmere der Sterne weit übertrifft; die dick mit Schnee beladenen Fichten und Tannen; das bunte Gewirre der Schatten und Lichter im Walde; das lautlose Traben des Pferdes und Gleiten des Schlittens auf der weichen

Schneedecke; die stille, milde Kälte; die angestrengte Aufmerksamkeit des Kutschers, auf dem unebenen und versteckten Boden, das hier doppelt gefährliche Umwerfen zu vermeiden; die eben so angestrengte Aufmerksamkeit des Jägers auf den ausgestopften Balg am langen Faden, auf die Gänge und Sprünge der Wölfe und die gehörige Benutzung des Augenblicks; die vorsichtige Hast bey Erlegung und dem Anschnallen, zuweilen auch Verfolgung des Verwundeten; die aufmerksame Beurtheilung des nächsten Augenblicks; die abscheulichen Gesichter, Gebärden und geifernden Rachen der Wölfe, die meinen Eifer in der Verfolgung zu rechtfertigen scheinen und aufs Höchste steigern; ihr Zudrang bey großer Anzahl in dieser meilenweiten Entfernung von allen Wohnungen der Menschen, das Bewußtseyn der klugen Überlegenheit in dieser schauerlichen Einsamkeit - das Alles hat etwas überaus Anziehendes, und ich gestehe, daß ich noch jetzt mit dem größten Wohlgefallen an dieser Erinnerung der Lieblingsform meiner Jagd hänge.

Einstweilen ging indessen die Hetzjagd mit ihren Nebenbelustigungen lustig fort, so lange nur die Witterung einigermaßen günstig blieb. Gewöhnlich gelangte man schon vor der frühen Dämmerung ins Nachtquartier, das nicht immer in einem Krüge war, sondern noch öfter auf dem Gute eines der versammelten Jagdfreunde oder eines andern Bekannten, der mit dem Generalplane der Herbstjagd bekannt war und die Gesellschaft eingeladen hatte. Hier fanden wir denn auch jedes Mal die Frauen und Töchter versammelt, machten nach unserer Ankunft eilig Toilette und brachten den Abend mit hübschen Cousinen und lebenswürdigen Tanten so angenehm wie möglich zu; denn an gesellschaftlichen Spielen fehlte es selten, an munterm Tanze nach dem Fortepiano nie. Und war ein großer Theil der Nacht durchtanzt worden, so hinderte das nicht, mit dem Tage wieder aufzusitzen und der flinkste Tänzer war dann auch der rüstigste Jäger, was Leuten widerfuhr, die unter andern Umständen, etwa im Geschäftsleben, von 10 Uhr Abends bis 10 Uhr Morgens ruhig schliefen, ohne besser ausgeruht zu haben und stärker, wohlbeleibter und rüstiger zu werden, als bey einem lustigen Leben wie dieses, das den jungen Greisen in größeren Städten eine tödliche Strapaze wäre. - Es ist nicht möglich, daß die Jugend nicht Kräfte verschwenden sollte, denn sie hat einen Überfluß derselben. Nur die Art und Weise, wie dieses geschieht, macht den großen Unterschied; es versiegt die Quelle entweder bald völlig, und dies geschieht dann immer auf ein unedle, auch den Geist verderbende, Weise, oder es geschieht auf einfache natürliche Weise und im Sinne der kräftigen Naturen, wo alsdann die Kräfte bey dem größten Aufwande unerschöpflich sind und ihr Gebrauch günstig und betüchtigend auf die Seele wirkt, deren Anlagen, wenn sie zu schlummern scheinen, wenigstens erfrischt und gestärkt erwachen können. Aber welches Erwachen läßt sich von der Ohnmacht erwarten?

Wir ritten eben in den Schloßhofe des Gutes B. ein, dessen Eigenthümer mit seiner Familie abwesend war, wo aber Ferdinand einen Theil des Abends zubringen wollte, um nothwendige Briefe zu schreiben. Ich hatte ihn einmal begleitet, von der Jagd waren wir wohl auf ein Paar Meilen entfernt; ich zog es daher vor, den Weg zum rendez-vous ein Paar Stunden später zu machen, um es in Begleitung meines Freundes zu thun.

Mit einem Belystift und einigen Bogen Papier, die ich aufgerafft hatte, um dies bescheidene Material bey der Hand zu haben, wenn sich mir etwa ein Bild darstellte, was sich mit einigen Umrissen nothdürftig festhalten ließ, was überall geschieht, auch wo nicht Schweiz und nicht Italien ist, - ging ich über den Schloßhof, am niedrigen Zaune des Gemüsegartens und einer Scheune vorbei, durch ein Gebüsch von schlanken Birken und jungen Vogelbeeren und Tannen, über eine große Wiese, die von der breiten Embach in tiefen Ufern still durchströmt ward. Nahe am Fluß stand auf einer geringen Erhöhung eine alte Ulme, die mit ihren weit verbreiteten Ästen sinnend in den Strom zu blicken schien, wäh-

rend die milden Strahlen der herbstlichen Sonne ihr die bejahrten Scheitel sanft erwärmte. Rings umher war tiefe Stille. - Als ich unter den Baum trat, hörte ich sprechen; ich blickte hin, und sah auf dem Abhange des Ufers, da wo die dicke Wand von Schilf und Binsen eine Lücke ließ, an einen alten Weidenstamm gelehnt, einen Greis von rüstigem Ansehen und silberweißer Scheitel sitzen; sein reinlicher soldatenhafter Überrock, mit einem Kreuze und ein Paar Medaillen im Knopfloche, kündigte ihn als einen Invaliden an, der hier auf dem Lande in der Stille sein letztes Stündlein ruhig und heiter erwartete. Vor ihm, ins Gras gestreckt, lag ein Knabe in grauem Wams mit offener Brust, etwa neun bis zehn Jahre alt, dem eine Fülle gelber Locken auf die Schultern hinabfiel; er war schön wie der Tag, lag mit der Brust und den beiden Armen auf den Knien des Greises, an dessen Lippen sein großes blaues Auge mit der ganzen Innigkeit der Jugendliebe hing. - Meine erste Bewegung war, das Papier auszubreiten, um die reizende Gruppe zu zeichnen; aber ohne daß ich wußte, wie es zunging, war mein Auge Ohr geworden, und meine Hand, die die Umriss des Sprechenden zeichnen sollte, schrieb mechanisch ihre Worte hin.

Du bist heute ein guter, braver Junge gewesen, sprach der Greis, hast fleißig gearbeitet, und mit Geschick, und hast ungeheiß den Arbeitern ihr Mittagsbrod ge-bracht; ich will Dir gern etwas zu Gefallen thun, aber erzählen, und immer erzählen! Ich habe Dir schon sehr viel erzählt, und habe es schon so oft wiederholt, ich weiß Dir nichts Neues mehr zu erzählen. - „Dann singt mir Euer Leiblied; Ihr wißt schon, daß ich es gar gern habe und nicht zu oft hören kann.“ - Ja, lieber Junge, wenn Du Dir auch nur was Rechts dabey zu denken wüßtest! Aber es thut mir in der Seele weh, wenn Ihr Andern mir mein Liedchen abgelernt habt, und es dann ganz gedankenlos ableyert, wie der Nachtwächter seyn: Hört ihr Herrn! - „Das könnt Ihr mir nur glauben, Vater, daß ich mir gewiß was Rechts bey Euren Liedern denke; ich habe den ganzen Tag über den Kopf voll davon.“ - Nun, laß sehen!

Gott grüß' Euch, Alter! schmeckt das Pfeifchen?

„Seht! das weiß ich sehr genau; da sitzt ein alter Husar mit einem Stelzfuße an der Heerstraße, raucht sein Pfeifchen, und ein rechter Gutsherr aus der Nachbarschaft geht spaziren, dem gefällt das Pfeifchen, und darum will er es gleich haben.“

Ganz recht! Fritz. Daran kannst Du den reichen Mann und das unerzogene Kind erkennen, beyde wollen gleich Alles haben, was ihnen gefällt; sie können es nicht ruhig im Besitze anderer Leute wissen, und ihr Wohlgefallen ist immer zugleich ein Begehren.

„Da sollte man es aber dem reichen Manne auch so machen, wie dem Kinde, und ihm eben das nicht geben, was er begehrt.“

Das thut denn auch der liebe Gott, wie es die Reichen am Ende wohl wissen; denn was sie am nothwendigsten brauchen, dazu können sie mit allem Reichthume doch nicht gelangen.

„Was könnte das seyn? Es giebt doch nichts, was nicht um Geld zu haben wäre.“

Meynst Du? Ich dächte schon, Du selbst, so arm Du bist, besäße Manches, das für Geld nicht zu haben ist, und das Dir so mancher reiche, vornehme, mächtige Mann beneidete.

„Ey! Vater, das wäre kurios! Da bin ich doch begierig!“

Nun! wir kommen wohl wieder einmal darauf! - Jetzt möchte ich nur wissen, ob Du Dich noch jenes Morgens erinnerst, wo Du mit dem Rechen auf die Wiese gingest und den kleinen Heinrich am Zaune liegen fandest?

„Wie sollte ich mich des unglücklichen Morgens nicht erinnern! Die ganze Nacht hatte der arme Junge mit dem zerbrochnen Beine da gelegen, und wie ich ihn auf dem Rücken hergetragen brachte, und ich zu Hause Niemand fand, der mir ihm abheben konnte, bis die alte Liese kam und wir glaubten, er sey auf meinem Rücken gestorben -“

Und wie des Verwalters wilden Fuchs aus dem Stalle holtest und damit in die Stadt zu Chirurgus jagtest, und der krank war, und auf Dein dringendes Bitten sich doch endlich willig finden ließ, sich auf den athemlosen Gaul zu setzen, und Du die 14 Werste lang nebenher liefst und am Ende doch schon Alles aus zu seyn schien.

„Ach! die Todesangst, die ich damals hatte!“

Was ging Dich aber auch der Junge an? Du hattest ihn nie gesehen; wie konntest Du solche Liebe zu ihm haben, vier Wochen lang an seinem Lager jede Nacht zu wachen und Dich um ihn zu ängstigen?

„Ich weiß es nicht! Aber all mein Blut hätte ich hingegeben, um ihm zu helfen; und eine größere Freude giebt es doch auf der Welt nicht, als wie ich ihn das erste Mal wieder an die Sonne führen konnte:“

Ey bewahre! Solche Freude kann sich jeder reiche Mann eine Menge machen; für Geld wird es ja zu haben seyn!

„Nein, nein Vater - das kann man für Geld nicht haben!“

Sieh, Fritz! Die Thräne, die Dir da eben entschlüpft, ist der Beweis, daß Du ein guter Junge bist, und das könntest Du für Geld nicht werden, wenn Du es nicht ohne das schon wärest; und daß ich Dich nun wie meinen Augapfel liebe, und daß jeder gute Mensch Dich so lieben muß, sprich! Womit ist so ein Glück zu erkaufen? Mit den Schätzen der Welt?

„Nein, lieber, lieber Vater -“ - (und der Knabe hing an des Greises Halse und weinte stolze Thränen der Demuth und Liebe.)

Aber, fuhr der Alte fort, wie nun der Heinrich gesund war und Dir Wams und Hut stahl und fortlief, daß man nie wieder von ihm gehört hat, da war mein Fritz toll! Stampfte mit den Füßen und weinte ein Thränlein des Zornes.

„Ihr wußtet recht gut, daß es nicht des Wamses und des Hutes wegen war, und habt gewiß nur Euren Spaß mit mir. Ich habe ja noch das alte Wams, und zu einem Hute habe ich von meinen Pfropfreisern schon einen silbernen Rubel beysammen, meine Strohkästchen und Pappschachteln vom vorigen Winter, meine Drechslerarbeit und Tischlerarbeit, Alles noch vorrätig, und nun der ganze Vorrath an Sämereyen und von Blumenzwiebeln! Nein, die alte Liese soll ihren Rock, der alte Jürri seinen Wams schon haben, ehe es kalt wird, und mein neuer Hut wird mir auch nicht entgehen. - Aber der Heinrich! Daß er so schlecht seyn konnte; ein Dieb! Das kann ich ihm noch jetzt nicht vergeben. Er hätte es ja nur sagen dürfen; Hut, Wams und was er sonst noch wollte, Alles hätte er haben sollen. Ich hatte es mir schon so hübsch ausgedacht: reinlich war er schon ziemlich geworden; nur konnten wir Zwey doppelt so viel arbeiten wie Einer, und mehr noch; denn so lange der Eine in der Gegend umher Geschäfte machte, konnte der Andere die Arbeit um so besser fördern, da er ungestört dabey blieb; Vieles, was wir anschaffen mußten, konnten wir gemeinschaftlich brauchen, um so mehr Erworbenes also für Andere erübrigen, prächtige Obstbäume kaufen, eine Kuh, ein Pferd zum Pflügen -“

Halt! Halt! Das geht ja rasch mit dem Milchtopf! Du weißt wohl. - Aber wieder auf den Heinrich zu kommen: der junge mißfiel mir von Anfange an, und wenn Du Erfahrung hättest, wärest Du vorsichtiger mit ihm gewesen. Seine Eltern sind wahrscheinlich von der Gattung Menschen, die man liederliches Volk nennt, und wie ich deren gar Viele im Leben kennen gelernt habe. Sie betteln aus Armuth und bleiben arm aus Faulheit. Den Genuß des Wohlstandes kennen sie nicht, die Ordnung also auch nicht, und ihr ganzer Lebensgenuß besteht in der Befriedigung des dringendsten Naturbedürfnisses und im Müßiggange. Eben der Müßiggang aber läßt sie nicht zu den Mitteln kommen, Hunger und Durst zu stillen, ihre Blöße zu decken oder gar Holz zur Feuerung anzuschaffen; dem Müßiggange können sie nicht entsagen, jene Mittel können sie nicht entbehren, es bleibt ihnen also nicht übrig, als zu stehlen.

„Schrecklich! Schrecklich“ und doch auch ganz unbegreiflich. Wißt Ihr noch, vor zwey Wintern, wie ich der Verwalterin zu Gefallen gelogen hatte? Wie ich bezeugte, daß der Thomas in der Scheune gearbeitet habe, ob ich gleich wußte, daß er heimlich zu ihrer Schwester in die Mühle geschickt war und mit ihr in die Stadt fahren mußte. Ich mußte, zur Strafe für die Lüge, einen ganzen, langen Tag durchaus müßig seyn. Das war der schrecklichste Tag meines Lebens! Und die armen Leute von denen Ihr sprecht, verurtheilen sich selbst dazu, gehen aus eingenem Willen müßig, und stehlen noch gar, um nur zu leben! Das ist doch entsetzlich.“

Ja wohl, entsetzlich! Ihr ganzes Leben bringen, sie zu, in Müßiggang, Faulheit, Diebstahl; in unaufhörlicher Sünde; mit Gewissenlosigkeit; denn sie haben nicht einmal ein Gewissen, und keine innere Stimme sagt ihnen, daß sie sündigen; die Furcht vor öffentlicher Strafe ist allein ihr Peiniger, statt des Gewissens, und wie der Brudermörder Kain, den Du so oft beweint hast, irren scheu und flüchtig auf Erden umher; wagen den Blick nicht zum Himmel zu erheben, oder glauben nicht, daß es ein Gott da ist, der die Welt und die Schicksale regiert. -

„Um Gottes willen, Vater! Wie furchtbar ist doch die Sünde! Wie elend sind doch die armen Sünder!“

Ha wohl, elend! Und diese Menschen waren Kinder; sind unter Sünde, Müßiggang, Schmutz, Elend und Unordnung lebendig geworden, und nach und nach groß und alt; haben nie etwas Anderes an ihren Angehörigen erlebt; sind von ihren Eltern zu dem Allen angeleitet, wohl gar gezwungen worden, meynen nun einmal, zu solchem Leben allein auf der Welt bestimmt zu seyn; haben auch wieder Kinder, die nun nichts besser werden können, weil sie dieselbe Anleitung wie ihre Eltern bekommen; und so dauert solches Volk immer fort. Man erkennt solche Leute bald an den ersten Äußerungen, wenn man Erfahrung hat, und darum habe ich es dem Heinrich gleich angesehen, daß er nichts tauge, und solcher liederlichen Leute Kind sey.

„Da fällt mir aber ein, Vater, daß der Heinrich doch eigentlich nicht dafür kann, wenn er ein Dieb und Lügner ist; denn, wenn ihm Vater und Mutter geheißen haben zu lügen und zu stehlen, wie sollte er es denn nicht thun! Und hat Niemand gesagt, daß Lügen und Stehlen Schande und Sünde und Elend sind, wo soll er es denn her-haben und wissen? Der arme, arme Heinrich! Ohne Ehre! Ohne Gewissen! Und weiß nicht einmal, was das ist! und ist selbst nicht einmal Schuld daran! Hätte ich das gewußt, ich hätte es ihm wohl sagen sollen. Ach! wir müssen ihn durchaus finden! Ich ruhe nicht eher! Und dann werde ich es ihm sagen. O, wie wird er sich schämen, keine Ehre gehabt zu haben! wie wird er froh seyn, aus dem Elende zu kommen! Gerettet zu seyn! Wie glücklich bin ich doch, daß ich ihn retten kann! Ich will gleich auf der Stelle -“ -

Halt! Halt! Wo läufst Du denn hin? mein guter Junge. - Du mit Deiner Liebe und Treue, mit Deiner Wahrheit und Ehre, Du wirst mir keinen Dieb und Läufling in seinen Schlupfwinkeln aufspüren. Und, gesetzt, Du fändest den Jungen; glaubst Du, er würde Dir Rede stehen? Die Furcht vor der verwirkten Strafe würde ihn wie einen Hasen vor Dir herscheuchen; Du würdest ihn aufs Liebreichste zusprechen, ihn bitten, ihm Lohn versprechen, Alles vergebens! Und triebest Du ihn in die Enge, so wendete er sich gegen Dich und griffe Dich an; denn nachdem er Dich bestohlen hat, ist es ihm, seiner Gesinnung nach, nicht möglich zu glauben, daß Du was Anderes wolltest, als Rache an ihm nehmen, weil er in Deinem Falle nichts Anderes wollen würde.

„Freylich! Er soll erst die andere Gesinnung bekommen, die er noch nicht hat, und nach der seinigen wird er mir nicht Stich halten, das läßt sich begreifen. Was ist aber dabey zu thun? Hätte ich es zu Anfange gewußt, ich hätte ihn damals bedeutet, wie er mit dem zerbrochenen Beine noch nicht davon laufen konnte. Jetzt weiß ich wirklich nicht-“

das Beste wäre doch, wenn Heinrich gleich eine Menge Geld bekäme, so viel, daß er sich Ehre, Wahrheit, rechtliche Gesinnung und ein gut Gewissen kaufen könnte.

„Wie Ihr doch nur so scherzen könnt! Als ob das gekauft werden könnte. Und wenn das auch zu Kaufe ausstünde, so hat da Heinrich eben nicht Lust, das zu besitzen; er könnte das ja auch ohne Geld haben, so bald er es erst für wünschenswerth hielte.“

Sieh' mal! Du wirst ja schon ein Menschenkenner! Was siehest Du denn aber so nachdenkend vor Dich hin?

„Ich denke nur, wie es doch wohl zugehen mag, daß ich nicht auch so elend und unglücklich geworden bin, wie der arme Heinrich. Ihr habt mir freylich gesagt, was Recht ist; aber wie kommt es, daß ich es geglaubt habe? Den Herrn Pastor habe ich so oft sagen gehört, daß man nicht recht und gut werden könnte, als durch Religion und Erziehung; das kann es aber doch nicht seyn; denn ich wüßte doch nicht, daß ich jemals Religion und Erziehung bekommen hätte, und ich bin denn doch gut und recht - nicht wahr Vater?“

Ja, das bist Du, Herzens-Junge! Und wirst es bleiben. Aber der Herr Pastor hat auch Recht. Du verstehst nur die fremden Worte nicht, die er gebraucht hat. Religion heißt so viel als Liebe, und Erziehung so viel als Beyspiel. Nun, besinne Dich einmal! So lange Du denken kannst, bin ich nicht immer bey Dir gewesen? Hast Du je etwas Anderes von mir erfahren als Liebe? Hast Du je andere Gesinnung für mich gehabt, als Liebe? Weil wir uns aber lieben, so brauchen wir nichts vor einander geheim zu halten, und können immer die Wahrheit sagen, das heißt, Alles was wir denken, und so haben wir die Ehre von selbst, ohne sie erst weit zu suchen. Du liebst auch alle Menschen, die Du jemals gesehen hast, und bist darum vergnügt und glücklich mit ihnen, weil Du sie liebst. Du bist aber nie müßig, Du siehst andere Menschen nur immer auf wenig Augenblicken, wenn Du ein Geschäft mit ihnen hast, und kehrst nach abgemachten Geschäft sogleich wieder zurück zur Arbeit und wir arbeiten mit einander. Wie Du nun mit mir arbeitest, und Du dein Leben mit mir zubringst, hast Du das Beyspiel an meinem Leben und an meiner Gesinnung; und ohne daß Du Dich darum bemühen brauchst, gewöhnst Du Dich nach dem Beyspiele, gut und brav zu seyn, denn die Liebe hilft Dir, daß Du es mit Freudigkeit bist und bleibst. So ist es mir auch ergangen, da ich ein Knabe war. Den Heinrich hat Niemand geliebt und er liebt Niemand; Beyspiel hat er gehabt, aber sehr schlechtes, und er folgt dem schlechten Beyspiele, wie Du dem guten; beides ist ganz natürlich.

„Muß denn aber der arme Heinrich nun immer so elend bleiben? Muß er ganz verloren seyn? Es hat ihn Niemand geliebt, sagt Ihr; daran mag es ja wohl liegen; und wann er nun erst recht geliebt würde, von uns z. B., so würde er uns auch lieben, und dann unserm Beyspiele folgen. Welch Glück, Vater, wenn wir einen Menschen retten könnten! Alles gäbe ich darum! Alles was ich bin und habe! Alle Mühe und Geduld wollen wir anwenden; wir müssen den Jungen durchaus wieder auffinden, es koste was es wolle! Wo er doch nur stecken mag!“

Nun, wir wollen sehen! Ich will Dir gern suchen helfen; aber es wird Mühe kosten, und dennoch finden wir ihn vielleicht nicht. Ja, wenn wir reich wären! Recht viel Geld hätten! Da fände sich Alles von selbst. es gäbe für uns keinen unerfüllten Wunsch.

„Ihr neckt mich immer mit dem Gelde und dem Reichthume, und ich habe es freylich wohl verdient, denn ich habe vorhin sehr unüberlegt geurtheilt. Ich weiß wohl, daß das Beste, was vor Allem gewünscht zu werden verdient, weil darin die Ehre und die Liebe und das rechte Glück besteht, nicht für Geld zu haben ist, und daß der arme Mann das eben so gut haben kann, als der Reiche. Wenn ich mich aber besinne, wovon wir darauf zu sprechen kamen, so war denn das doch etwas ganz Anderes, ein Pfeifenkopf. Einen Pfeifenkopf kann man doch überall für Geld haben, wäre er auch noch so schön, und wenn ein Reicher weit mehr dafür giebt, als er werth ist, so ist es von dem Armen immer eine

Thorheit, das Geld nicht nehmen zu wollen, wofür er zehn solcher Dinger, und doch viel nothwendigere Dinge kaufen kann.“

Mit Verwunderung höre ich Dich Deine Gründe anführen. Du führst Deine Sache vortrefflich. Ich erkenne mich überwunden, und gebe zu, daß der Alte ein Thor ist, seine Pfeife von rothem Thon nicht für einen doppelten Dukaten weggeben zu wollen; zumal, da er einen so ungereimten Grund zu seiner Entschuldigung anführt:

O Herr! Den Kopf kann ich nicht lassen;
Er kam vom bravsten Mann,
Der ihn, Gott weiß es welchem Bassen,
Bey Belgrad abgewann.

„Freylich! Der bravste Mann hat da allerley Leute todt geschlagen, und Einem die Pfeife weggenommen; wie er aber selbst sterben muß, und sie ihm nichts mehr nütze ist, schenkt er sie dem Altern; und darum hat der Alte die Pfeife so lieb. Das ist ein ganz kurioser Alter! Der bravste Mann ist doch ein schlechter Kerl gewesen, auf solche Weise zu der Pfeife zu gelangen!“

Das Todtschlagen ist allerdings eine große und schwere Sünde. Wer todtschlägt, verdient gleichfalls todtgeschlagen zu werden; verdient aber noch mehr, verdient nicht bloß das Leben, sondern auch die Ehre zu verlieren; und das läßt auch der Richter an ihm geschehen, weil -

„Euer Wort in Ehren, Vater! Aber dies Mal irrt Ihr Euch, oder Ihr treibt wieder Euren Spaß mit mir. Denkt doch nur an die Soldaten; die sind ja dazu da, um sich unter einander todt zu schlagen; und machen sich eine große Ehre daraus, wie Ihr mir wohl gesagt habt. Ihr seyd ja selbst Soldat gewesen, habt selbst Andere todt geschlagen, und man läßt Euch doch leben, und ehrt Euch obendrein dafür.“

Ey, sieh doch! Willst Du mir etwa das Todesurtheil sprechen? Höre Fritz! Das bekommt Dir übel. Denke nur nach; bist Du nicht nahe daran gewesen, selbst einen Menschen todt zu schlagen?

„Ich weiß schon, was Ihr meynt: Das war der Reisende mit dem kleinen Stutzbärtchen und den rothen Backen. Aber vom Todtschlagen war es noch weit ab, und daß ich mich gewehrt habe, könnt Ihr doch nicht übel nehmen.“

Gewehrt! Hast Du denn nicht angefangen? Der fremde Mann hält mit seinem Wagen auf der Heerstraße, wo Du auf der Wiese beym Heumachen bist und mit dem Rechen hinzuläufst, ihn mit seinem Wagen zu betrachten; er schilt seinen Diener, daß dieser den Koffer so schlecht auf den Wagen befestigt, seine Pflicht so schlecht gethan hat, und bestraft ihn dafür mit ein Paar tüchtigen Mauschellen. Was ging Dich diese Hauszucht fremder Leute an?

„Ey, Vater! Das muß jeden Menschen was angehen. Blutete denn der arme Mensch, mit dem Golde auf dem Kragen, nicht aus der Nase? Das war eine arge Mauschelle! Und doch habe ich dem Stutzbärtchen nichts zu Leide thun wollen. Nur meine Verachtung habe ich ihn fühlen lassen; denn ich sagte ihm, daß er schlecht handle, einen Menschen, der sich nicht wehren dürfe, so zu mißhandeln, und daß er also ein Mensch ohne Ehre sey. Da wollte er auch an mich, und wie ich den Rechen hob - tausend! Was machte er für Gesichter! Roth und blau wurde er, wie ein Truthahn, riß ein Pistol aus dem Wagen, legte auf mich an - Wahrhaftig! Ich wollte nichts, als ihm das verwünschte Ding aus der Hand schlagen; aber der Rechen traf ihn auf den Kopf und er fiel lang hin.“

Da hattest Du denn eine gewaltige Furcht vor Strafe, und liefst davon wie ein gehetzter Hase.

„Nein, Vater, aus Furcht bin ich gewiß nicht gelaufen; Ihr wißt recht gut, daß ich nicht Furcht habe. Aber ich dachte wirklich, daß er eine schwere Beule am Kopfe hätte, oder doch gar ärger verwundet sey, und lief so hastig in das Haus des Schulmeisters, Hülfe zu suchen; aber da war Niemand zu Hause, als das kleinste Töchterchen; das zeigte mir die Flasche mit der Arquebusade, und lief auch mit mir auf die Straße; aber da fuhr der Wagen schon fort; ich sah ihn ganz aufrecht im Wagen sitzen, schrie ihm nach und hielt das Fläschchen hoch, um es ihm zu zeigen; aber er war schon zu weit, und sah sich nicht um.“

Wenn er sich aber nun aber doch umgesehen hätte? Glaube mir Fritz! So ein Stutzbärtchen vergiebt keine Beleidigung, und ist immer wüthend gegen Unbewaffnete. Hätte er Dich gesehen, er hätte Dich gepackt und Dich ganz erbärmlich durchgeprügelt.

„Was? Prügeln? Mich Prügeln? Mit diesen Händen hätte ich ihn erdrosselt.“

Armer junge! Er war vermuthlich viel stärker als Du; zwey Bediente und der Postillon, die ihm geholfen hätten; was konntest Du ausrichten!

„Ich hätte doch Hülfe gerufen; es wären schon Leute gekommen, die mir geholfen hätten; wir hätten sie gut zurichten wollen! Das nehmt mit nicht übel; wenn Einer so unvernünftig ist, mich Prügeln zu wollen, so wehre ich mich; das darf ich, ich thue es, so gut ich nur immer kann, es entstehe daraus, was auch immer wolle.“

Du denkst aber nicht daran, daß der Andere auch Rechte hat, die Du ihm nicht kränken darfst. Ist er denn nicht auch in der Nothwehr gegen Dich? Und wenn Du ihn erdrosseln willst, will er Dich Prügeln, so darf er Dich doch mindestens auch Prügeln, will Du ihm ein Loch in den Kopf geschlagen hast.

„Das war gar nicht meine Absicht; es war ein Versehen; und noch dazu that ich es nur, mich zu wehren, denn er hätte mich niedergeschossen, wenn ich mich nicht gewehrt hätte.“

Natürlich! Denn wer gab Dir das Recht, ihn ehrlos zu erklären? Du selbst liebst die Ehre mehr als das Leben; dem Andern aber raubst Du Ehre und willst nicht zugeben, daß er Dir dagegen das Leben nehme. Das ist doch sehr unbillig, Fritz.

„Kann ich ihm denn die Ehre rauben, wenn er wirklich Ehre hat? Das Leben aber hat Jedermann, daß konnte er mir gewiß rauben und es recht gut zu wissen. Hatte ich mich aber geirrt, was doch nicht möglich ist bey einem Menschen, der einen Andern mißhandelt, der sich nicht wehren darf, so durfte er sich ja nur mit Worten vertheidigen, wie ich mit Worten angriff, und ich hätte ihn herzlich gern um Verzeihung gebeten, wenn ich ihm Unrecht that.“

Du sprichst wie Einer, der keine Erfahrung hat, lieber junge, der weder die Menschen, noch die mehrsten Dinge kennt, und das ist dir nicht zu verargen. Kannst Du Dir aber wohl denken, was aus diesem Vorfalle entstanden wäre, oder hätte entstehen können, wenn Dir Leute gegen jene vier Reisenden zu Hülfe gekommen wären, und Ihr Alle mit der größten Erbitterung gegen einander gekämpft hättet? Wobey denn doch Jeder, mit mehr oder weniger Recht, aus Nothwehr zu kämpfen meynt, und auch wirklich in der Nothwehr ist, wenn er im Handgemenge ist.

„Ich glaube gar Vater, es hätte gar blutige Köpfe gesetzt; auch wohl Mancher an einem unvorsichtigen Schlage streben können. Aber was läßt sich dabey thun? Wenn mein Gegner mich so hart angreift, so muß ich mich doch wehren, das es hilft; dabey kann ich unmöglich so genau und vorsichtig seyn, daß ich keine gefährliche Stelle am Kopfe, oder sonst wo treffe, die ich auch nicht einmal kenne; bin ich nun aber so unglücklich, daß er an meinem Schlage stirbt, so habe ich freylich einen Menschen todt geschlagen, aber was kann ich für das Unglück? Sollte ich still halten und mich Prügeln lassen? Sollte ich gar die Flucht ergreifen? Nein, Vater, solchen Schimpf möchtet Ihr doch nicht an mir erleben!“

Du denkst nur immer an Dich selbst, Fritz, und vergießest, daß Du Andere zu Hülfe gerufen hast, die von Eurem Streite nicht einmal etwas wissen, die Du aber durch Dein Hül-

ferufen zum Raufen verleitest. Was haben diese Andern für Rechte zuzuschlagen? Leute, die ihnen ganz unbekannt sind, zu verwunden, oder gar zu tödten?

„Ey, wie kann hier nur von Recht die Rede seyn, wo mir Gewalt geschieht, und ich alle Gewalt, die in meinen und meiner Freunde Kräfte steht, anwenden muß, um mich zu wehren? Wenn Mehrere über Einen her sind, und er ruft um Hülfe, so springe ich ihm bey, sey es, wer es wolle; denn es ist von Ihnen Unrecht, und wenn ich das Unrecht müßig ansähe, so wäre das eben so unrecht und schimpflich. Es kann freylich Unglück daraus entstehen, aber daß Einer unschuldig leidet, ist das größte Unglück von Allem.“

Wie weißt Du denn aber, ob der Schwächere auch der Unschuldige ist? Kann der Stärkere nicht auch mit Fug und Recht den Schwächeren züchtigen?

„Darum frage ich auch erst, was es giebt; aber wenn erst Gewalt eingetreten ist, so antworten sie nicht, nehmen das Fragen wohl gar noch übel -“

Und meynen: was geht den naseweisen Burschen unser Handel an? Was hat er sich in unser Händel zu mischen? Diese Meynung ist ihnen auch gar nicht zu verargen; sie haben vielmehr Recht. Denn ob sie mit Recht oder mit Unrecht gegen einander Gewalt brauchen, haben sie selbst zu beurtheilen, selbst zu verantworten; wer aber die Ursache des Streites nicht kennt, kann sie nicht beurtheilen und wissen, auf wessen Seite das Unrecht ist; weiß er es aber auch, so hat er doch kein Recht sich in den Streit zu mischen, übt hiermit nicht Recht aus, sondern Gewalt, und thut damit gerade dasselbe, was er für Unrecht hält und durch seine Theilnahme an dem Streite bestrafen oder abwehren will.

„Das verstehe ich nicht recht. Das Recht und Unrecht geht mit im Kopfe herum; aber Unrecht muß doch nicht geschehen. Es mag freylich wohl erst nachzudenken seyn, wer eigentlich Recht oder Unrecht hat, und der Klügste findet das gewiß am besten heraus. Aber es wird in der Welt so viel Krieg geführt, wie Ihr sagt, und da kann ich mir doch nicht denken, daß die vielen Soldaten alle erst nachdenken sollten, welcher Kaiser oder König Recht hat; und das Nachdenken würde ihnen auch zu nichts helfen, denn sie können doch einmal keinem andern König beystehen, als der nun einmal der ihrige ist; und über dies sagt Ihr ja selbst, daß es des Soldaten erste und heiligste Pflicht ist, Blut und Leben für seinen König zu lassen, seinem Hauptmann blindlings zu folgen und nie zu fragen, warum? Wie kann nun also da noch von Recht die Rede seyn, wo Keiner weiß, warum er sich todt schlagen läßt?“

In Deinem Sinne sprichst Du ganz gescheut, mein Junge, aber Du wirst selbst einmal ganz anders darüber denken. Weißt Du wohl, warum es Könige in der Welt giebt?

O ja! Das hat mir der Verwalter gesagt. Hier auf dem Gute giebt es 3000 Bauern, ohne die Weiber und Mädchen. Diese vielen Menschen würden die Felder des Hofes nicht beackern, die Wiesen nicht mähen und überhaupt keine Arbeit thun, wenn der Verwalter es ihnen nicht beföhle; und sie würden seinen Befehlen nicht gehorchen, wenn sie nicht wüßten, daß er sie alsdann bestrafte. Sie würden aber auch die Arbeit bey dem besten Willen verkehrt machen, wenn Jeder nach seinem eigenen Sinne arbeitete; darum macht der Verwalter die große Ordnung, wie das ganze Guth bewirthschaftet werden muß, stellt die Arbeiter danach an, sagt Jedem nur so viel, als er wissen und was er eben arbeiten soll, paßt auf, daß es genau geschehe, und läßt sich vom Kubias, von drey Küllakubiassen und von dem Schilder im Aufpassen helfen; denn sie haben ihre angewiesenen Geschäfte, wobey sie die Aufsicht über die Arbeiter führen und dem Verwalter berichten müssen. Wenn die Bauern etwas nicht recht thun, oder Streit unter einander bekommen, so schlichtet oder berichtet sie ihr Aufseher, der wissen muß, wer Recht und wer Unrecht hat; sind sie damit nicht zufrieden, so kommen sie vor den Verwalter, der weiß Alles und hat Macht zu lohnen und zu strafen; was der sie heißt, das müssen sie thun, sonst bekommt es ihnen übel. - Gerade so ist nun der Kaiser; nur daß das Reich ungeheuer groß ist, und er 40 Millionen Men-

schen zu verwalten und aufzupassen hat. er hat auch viel mehr Aufseher, die alle vornehme Herren sind und viel größere Dinge zu berichten haben. Die Ordnung im Reiche macht er aber auch und sagt nur Jedem, was er zu wissen braucht. Die Händel läßt er auch durch seine Aufseher schlichten, oder thut es auch selbst; aber keiner darf thun, was er ihm nicht vorgeschrieben hat. - Gelt, das habe ich gut behalten?“

Vortrefflich! Dein Verwalter ist ja ein Philosoph und ein Politiker so gut als er Veralter ist; und belehrt Dich aus dem Grunde. Ein Paar Kleinigkeiten, die er in der Eile vergessen hat, könnten bey gelegener Zeit auch noch nachgeholt werden, der Vollständigkeit wegen. Einstweilen möchte ich Dich aber doch noch an Manches erinnern, was Du sehr gut weißt; was Dir aber nicht so schnell einfällt, als des Verwalters Regierungsgemälde. Weißt Du nicht, wie es damals ausgesehen haben mag, als es noch keine Könige und Kaiser gegeben hat?

„Nein! das weiß ich nun wirklich nicht. Ich kann mir einen solchen Zustand auch gar nicht denken; und wenn es jemals einen solchen gegeben hat, so kann ich mir nur ganz dunkel denken, da es die allergrößte Unordnung und Verkehrtheit gewesen ist.“

Ey, warum denn? Hast Du nie von Republiken sprechen gehört?

„Freylich wohl! Rom war ja eine Republik und Griechenland war voll von kleinen Republiken. Aber wenn wir davon sprachen, wißt Ihr wohl? wie es da herging, so war es im Grunde doch nicht anders als in der Monarchie. Im Rathe ging Alles nach dem Willen des klügsten, oder den man dafür hielt, und der Wille dieses Einen war eben nicht anders, als der Wille eines Königs. Hatte dann ein Anderer dasselbe Ansehen im Rathe, daß Alles wieder nach seinem Willen ging, so war das eben so, als wenn in der Monarchie der König gestorben und ein Anderer König geworden war. Das Volk glaubte freylich, es ginge in der Republik Alles nach seinem Willen; aber das war nur Spaß! Der eine wußte sich dem Volke immer angenehm zu machen und es dabey zu leiten; er schwatzte nur zum Volke und that, was er wollte.“

Und Du schwatztest vom Volke und seinen Führern, als ob Du sie alle im Sacke hättest, was man kaum einem jungen Autor nachsieht, der mit seinem ersten Versuche ein sehr berühmter Mann werden will. laß doch hören! Du meinst, es hätten die Menschen von jeher, wie sie nun in größere und kleinere Gesellschaften geteilt sind, als Nation oder Volk, einem Könige gehorcht, oder unter andrem Namen irgend einem Anführer, Befehlshaber, Machthaber. Wie geht es denn aber zu, daß eine große Menge gesunder und starker Menschen, von denen Jeder nach eigenem Gefallen leben könnte, sich dem Willen eines Einzelnen unterwirft, Alles thut, was er will, seine unangenehmsten Befehle befolgt, sich von ihm bestrafen, ja sogar am Leben strafen läßt?

„Das ist allerdings schwer zu begreifen! Ich lasse mir es gern gefallen, daß Recht und Gerechtigkeit im Lande ist, daß mich Niemand berauben und mir Niemand Unrecht thun darf, ohne dafür bestraft zu werden. Aber die Menschen, die Raub und Unrecht begehen wollen, die mögen doch nicht ganz zufrieden damit seyn, daß ein König da ist, dem seine Trabanten gehorchen, sie einzufangen und zu bestrafen. Es ist zu verwundern, daß sie sich nicht der Ordnung entziehen.“

Natürlich! Sie könnten ja nur von Raub und Mord leben; und wenn sich ihre Zahl nicht vermehrte, so wären sie stark genug, alle andere Menschen nach ihrem Willen zu zwingen, und es würde bald Niemand mehr zu berauben und zu ermorden übrig bleiben, wobey denn die Ordnung ganz von selbst sich einfinden würde.

„Das glaube ich doch nicht. Solche böse Menschen gönnen Anderen nichts, rauben aus Geiz und morden aus Raubgier. Wenn sie nicht aus Noth sich einander helfen und beistehen, so wird schon Einer von den Andern berauben und morden. An Ordnung ist da gar nicht zu denken.“

Nicht? Was hast Du mir denn neulich aus dem Buche der Verwalterin von einem Räuberhauptmanne vorgelesen? Wußte der nicht Ordnung zu halten in der Bande?

„Es ist wahr! Die ruchlosesten Menschen brauchen doch immer einen Anführer. Sie geben ihm auch Gewalt über sich, weil Jeder von dem Andern Unrecht fürchtet, was der Anführer verhindern, und darum die Gewalt zu strafen haben muß. Es läßt sich auch denken, daß Jeder lieber die Strafe zu vermeiden suchen, als sich dem Unrecht und der Gewaltthat so vieler Anderer aussetzen wird.“

Das mag unter Räubern und Spitzbuben wohl nöthig seyn; aber alle Menschen sind ja nicht Spitzbuben; wozu brauchen denn ehrliche Leute Könige und Anführer?

„Das ist keine Frage! Es läßt sich keinem Menschen ansehen, ob er gute oder böse Gesinnung hat; und Mancher, der eben nicht sonderlich gut gesinnt ist, thut doch gut und schadet Niemand, wenn er weiß, daß Einer da ist, der Macht hat, ihn zu strafen, wenn er nicht gut thut.“

Es ist doch schlimm, daß es so hergeht in der Welt! Daß die Menschen nur aus Furcht vor Strafe gut thun, und daß ein König nur da ist, um zu strafen! Dein Verwalter hat ganz Recht; so ein König ist er auch -

„Der Verwalter ist aber nicht hergesetzt, um bloß zu bestrafen. Die ganze Einrichtung und Verwaltung des Gutes ist ihm genau vorgeschrieben, und er hat diese Vorschriften genau zu befolgen; nur nach diesen Vorschriften hält er die Bauern an, ihr Pflicht zu thun. Das wissen die Bauern auch, thun ihre Pflicht gern, weil er seine Pflicht so genau erfüllt, und haben ihn sehr lieb, stehen ihm gern bey; ja ich glaube, wenn er in Gefahr käme und rief um Hülfe, die ganze Bauerschaft lief flugs zusammen und schlug sich ihm zu Liebe auf Tod und Leben.“

Glaubst Du, daß der Knecht ihm auch beystände, den er vor acht Jahren so gewaltig prügeln ließ?

„O ja! Der Knecht hatte gestohlen. Wenn einer stiehlt, so muß der Verwalter ihm nach seinen Vorschriften die bestimmte Strafe geben lassen und darf nicht mehr und nicht weniger thun. Die Bauern wissen alle, und derselbe Knecht weiß es auch, daß der Verwalter ihn nicht darum strafen ließ, weil er böse auf ihn war, sondern weil er seine Vorschrift befolgen und seine Pflicht thun mußte. Darum lieben ihn eben die Bauern, weil er seine Pflicht thut und gerecht ist.“

Das mag mit dem Verwalter wohl so seyn, denn der hat nicht viel zu bedeuten; den kann der Gutsherr jeden Tag absetzen, darum befolgt er die Vorschriften so genau; und am Ende sind doch die guten Vorschriften nur sein gepriesenes Verdienst. Aber ein König -

„Sagt das nur nicht, Vater! Ein König hat eben auch nach Gesetzen zu thun, wie der Verwalter nach seinen Vorschriften. Glaubt Ihr denn, ich hätte schon vergessen, wie in der Geschichte so viel auf Gesetze gehalten wird, daß die weisesten Männer behauptet haben, die schlechtesten Gesetze, wenn sie recht genau befolgt würden, wären noch besser, als die besten Gesetze, die nicht befolgt würden.“

Das hast Du gut behalten. Weißt Du aber auch, wie es kommt, daß diese sonderbare Behauptung doch wahr ist?

„O ja! Es kann ja ein König ein sehr braver Mann seyn, und doch nicht jeden Augenblick wissen, was nun gerade das Beste zu befehlen sey. Es kann auch ein König ein hitziger und zorniger Mann seyn, ja es kann sogar ein König allerley bösen Willen haben, und den Unterthanen großes Unrecht thun, wenn er immer allein nach seinem Willen thut, wie es ihm jeden Augenblick einfällt. Hat ein König aber geschworen, genau nach den Gesetzen zu regieren, so kann er nie Unrecht thun; und sind auch die Gesetze nicht die besten, so weiß denn doch Jeder sich nach ihnen zu richten, weiß im Voraus, was er zu thun und zu lassen hat, und kann ein gehorsamer und guter Unterthan seyn, weil er weiß, was seine

Pflicht ist; wenn aber noch so gute Gesetze da sind, und der König achtet sie nicht, thut nur, was er jeden Augenblick will, so kann Niemand wissen, was er wollen wird, und bey dem besten Willen kann man behandelt werden, wie wenn man bösen Willen hätte.“

Die Gesetze, meinst Du, schrieben also ganz genau vor, wie der König in jedem vorkommenden Falle thun soll?

„Das kann man wohl nicht sagen. Es kann ja oft etwas Neues vorfallen, woran in den Gesetzen nicht gedacht war; die Gesetze können überhaupt nicht jede Kleinigkeit vorschreiben, sondern nur die Hauptsachen, und dann auch die Art und weise, wie in andern Fällen geurtheilt werden soll.“

Da mag denn aber auch wohl Manches unterlaufen, wo der König ganz nach eigenem Bedünken verfährt, und man ihm nichts vorwerfen kann, weil die Gesetze eben darin nichts bestimmt haben.

„Ja wohl! sehr Vieles! Aber alsdann zeigt sich es gerade, ob der König wirklich ein guter König ist. So lange er nur die Gesetze genau befolgt, weiß man noch nicht, was er selbst wohl möchte; kommt aber etwas vor, worüber die Gesetze nichts bestimmen, so thut er nach seinem Gefallen, gut oder böse, klug oder einfältig, nützlich oder schädlich, und danach wird er denn auch geliebt oder gehaßt, bewundert oder verachtet. Es hat wohl manche so gute Könige gegeben, die in solchen Fällen so herzensgut und gescheut handelten, daß man hätte wünschen können, daß sie überhaupt durch keine Gesetze gebunden wären; vor Allem aber fällt mir dabey immer der römische Kaiser Trajan ein; den muß doch jeder Römer mehr als sich selbst geliebt haben. Wenn ich diesen Trajan zum König gehabt hätte, keine größere Freude hätte ich gewußt, als ihm meine Liebe und Treue zu zeigen und für ihn zu sterben.“

Das hätte Dir nicht viel geholfen; ich nehme an, Du wärest ein Soldat in seiner Armee gewesen, so wären ja viele Tausende eben so brav und ihm eben so ergeben gewesen als Du; wie hättest Du Dich aus den Tausenden ihm ganz besonders bemerkbar machen wollen?

„Das wäre auch gerade nicht nötig gewesen. Ich meine nur, daß ich so große Liebe zu ihm gehabt hätte, aber nicht, daß er es hätte wissen müssen. Wenn ein Anderer auch so gut wäre, ich hätte gerade dieselbe Liebe zu ihm gehabt.“

Wenn nun Dein Hauptmann, so gut und brav gewesen wäre, wie Trajan; er hätte Dir alle Befehle mit Liebe und Vertrauen gegeben, die Du auch zu befolgen verpflichtet warst, wenn er sie mit Härte und Rohheit gegeben hatte; wenn dieser herrliche Hauptmann Dir täglich bewies, daß er auf Dich, als einen braven guten jungen, was hielte -

„Ach! der wäre mir noch zehn Mal lieber gewesen, als der Kaiser, den ich gar nicht kenne! Was hätte ich nicht Alles ihm zu Liebe gethan!“

Hättest Du z. B. deinen Hauptmann ruhig oder gar gleichgültig sterben sehen können?

„Nicht überleben möchte ich solchen Verlist!“

Wäre Dir denn ein Geschenk, daß er Dir mit Liebe und Treue auf dem Todbede machte, ein Andenken der Liebe eines solchen Mannes, wenn es auch ohne diesen Umstand die erbärmlichste Kleinigkeit, etwa nur ein Bleystift war, gleichgültig gewesen?

„O mein Gott! alle Schätze der Welt wären mir Nichts dagegen!“

Wäre das Andenken aber ein türkischer erbeuteter Pfeifenkopf, so wäre es doch thöricht, ihn nicht für den hohen Preis von zwey Dukaten hinzugeben; sagtest Du das nicht vorhin? - Du siehst ja ganz beschämt aus! Schämst Du Dich etwa vor den armen Alten, daß er einen so gewaltthätigen Menschen, der Türkenpfeifen erbeutet und verschenkt, so lieb haben kann?

„Nein, lieber Vater! Über mich selbst bin ich beschämt, daß ich so unbesonnen und vorzeitig war. Ein Hauptmann, den sein Dienstmann so herzlich lieb haben kann, muß ein sehr

guter und braver Mann seyn, und ich glaube, der alte Stelzfuß ist es auch. Ich kann mir denken, wie die Beyden sich treu gewesen sind. Ich hätte auch den Pfeifenkopf für Nichts weggegeben.“

Der reiche Gutsherr scheint aber doch anderer Meynung gewesen zu seyn; er will den Alten nicht einmal ausreden lassen, will seinen Handel so bald wie möglich ausmachen, und ruft ungeduldig aus: Ein ander mal von euren Thaten!

„Das hat mich immer an ihm verdrossen. Der Alte will ihm erzählen, warum er die Pfeife lieb hat und der will nicht hören, will nur die Pfeife haben und ein ander Mal hören, warum der Alte sie nicht geben will. Das ist doch unsinnig!“

Mit dem andern Mal ist ihm auch nicht Ernst gewesen. Nach reicher Leute Art hat er eine Geringschätzung für Jeden, der wie ein armer Mann aussieht, so lange er ihn nicht näher kennt und nichts Besonderes von ihm weiß. Die Leute von der großen Welt, wenn etwas Gutes an ihnen ist, schätzen den braven Mann nach den guten Handlungen, die sie an ihm kennen lernen; setzen aber selten gute Gesinnungen bey dem Armen voraus, so lange sie ihn nicht näher kennen gelernt haben, und glauben, dem Armen müsse für Geld Alles feil seyn. So meynt auch hier der Reiche, des Alten Geschichten könnten wohl nicht weit her seyn, und weil er sie gar nicht hören will, sagt er mit einer Höflichkeit, die etwas Geringschätziges andeutet: Ein ander Mal von Euren Thaten! Und meynt damit, er möge ein ander mal einem Andern seine Thaten vorrühmen. Ohne andere Rücksicht den Menschen in jedem Unbekannten achten, wie er auch aussehe, bloß weil er ein Mensch und unsers Gleichen ist, das fällt den Menschen von der großen Welt, die Reichthum und Ansehen haben, nicht ein; den Besten unter ihnen auch nur gewiß sehr selten.

„Ey, seht doch! Da hat sich der Fuchs wieder losgerissen und rennt auf der Wiese herum; da muß ich doch nachsehen!“

Damit war der Knabe aufgesprungen und rannte dem entlaufenen Pferde nach. Der Alte erhob sich nun auch und ging nach der Richtung des Edelhofes über die Wiese. Die niedrige Sonne warf ein mattes Licht über die Gegend, der Strom glänzte wie ein breites, silbernes Band, die Gebüsche warfen lange Schatten, die herbstliche Kühle begann schon früher, als der Abend einzutreten, langsam faltete ich das Papier zu und folgte sinnend der Spur des Alten, die die Feuchtigkeit auf dem Grase sichtbar machte. Nicht ohne einige Wehmuth ward der Wunsch in mir rege: der Spur dieses achtungswerthen Greises im Leben überall folgen zu können. Ich forschte mit Wärme, so bald wir wieder aufgesessen waren, nach ihm; Ferdinand konnte mir sagen, daß er ein pensionirter Feldwebel aus –schen Diensten sey, den Dienst nicht früher hätte verlassen können, weil in demselben die Capitulation nicht gehalten worden, und nicht Officier werden können, weil er nicht von Adel sey; daß er mit dem geheimnißvollen Herrn Müller ins Land gekommen und hier auf dem Gute untergebracht sey, mit dem Auftrage, wie es scheine, die Aufsicht zu haben über den Knaben, der eine Waise, Sohn eines in der Gegend verstorbenen Reisenden sey. Der Greis und der Knabe zogen mich mächtig an; ich nahm mir vor, recht bald wieder hierher zurückzukommen, den Alten kennen zu lernen; ich machte eine Menge Pläne, nach welchen unsre Bekanntschaft uns beyden sehr nützlich werden sollte; aber die guten Freunde und das lustige Leben, die hübschen Cousinen und die Bälle, das gewohnte Gleis eines gedankenlosen Fortlebens in anständiger Gesellschaft, von dem alles Ungewöhnliche still und geräuschlos verschlungen wird, verdrängte bald das Bild dieses Abends aus meiner Seele und ich dachte mehrere Jahre hindurch nicht wieder des braven Feldwebels und des herrlichen Knabens.

Der Postschreiber zu R.

Es war ein drückend heißer Sommertag, starr stand der Himmel, kein Lüftchen regte sich; keuchend zogen vier Pferde meinen leichten Wagen am öden Strande hin und die Räder wühlten bis an die knarrende Are im glühenden Sande, als sich endlich das langersehnte Posthaus zeigte, eine elende Hütte mit einer großen Scheune, die zum Poststalle diente. Ermüdet, erhitzt, verschmachtet begrüßte ich dies Strohdach, unter dem ich Schatten, einige Nahrung und vor Allem einen frischen Trunk zu finden hoffte. Meine Ansprüche waren bescheiden, aber die Hütte leistete noch weniger als sie versprach. Es giebt nichts Ärmlicheres, Öderes, Abschreckenderes, als der Weg auf der Landeenge von M. nach K.; sie ist ein durchaus unfruchtbarer, schmaler, von Wasser umgebener Landstreif, oder hohe Sandbank, auf deren Mitte die Stürme einst den Sand zu beträchtlicher Höhe aufgethürmt, wo seitdem hohe Kiefern aufgeschossen sind, in deren Wipfeln graue Adler horsten, die die Lüfte krächzend wie mit traurigen Klagetönen erfüllen. An dem südöstlichsten Strande liegen elende Fischerhütten zerstreut, aus Trümmern verunglückter Seefahrzeuge zu Theil nothdürftig aufgerichtet; kleine eingezäunte Räume bezeichnen den Ort, wo einzelne dürrtige Kohlpflanzen schmachten und die Kartoffel Viel gut zu machen hat; graue Fischernetze hängen auf den niedrigen, vom Sande halb überweheten Zäunen, und das Ansehn der Menschen, die hie und da einzeln sichtbar werden, ist dem der Gegend, die sie bewohnen, vollkommen angemessen.

Während ich mich auf dem öden Küchenheerde des Posthauses zu R. nach Feuer und Wasser vergebens umsah, trafen noch andere Reisende ein. Es war ein Gutsbesitzer aus P. mit seiner Familie, die Verwandte in C. zu besuchen gedachte und die Reise in mehreren Wagen mit eigenen Pferden machten, die in dem tiefen Sande umkommen zu müssen schienen. Er bejammerte seine Pferde, verfluchte die Qualen des Fegefeuers aller Reisenden, die Hülfslosigkeit unter so armen, groben und ungefälligen Einwohnern, wie er überall angetroffen hatte, und verlor vollends den letzten Rest Geduld, als Weiber und Kinder in Lumpen herbeygelaufen kamen, ihn umringten und mit lautem Geschrey um Almosen bettelten. Schafft mir das Lumpengesinde vom Halse! schrie er seinen Leuten zu. Aber die gnädige Frau sprach zum Kammermädchen: Lisette! Geben sie doch den Leuten etwas! Jeder Frau einen Groschen, es sind ihrer vier; schreibe sie es auf besondere Rechnung; aber dann sollen die Weiber auch mit ihren Kindern bescheidenlich nach Hause gehen und daheim Gott danken für die unverhoffte Wohlthat. - Die kleinen Fräuleins holten ihre Sparbüchsen aus dem Wagen, brachten einiges Geld daraus der alten Gouvernante und baten: Ach Mabonne! Geben Sie das den Armen! - Ey! tragen Sie es ihnen doch selbst hin, oder rufen Sie sie! - Ach! sie sind so schwarz und zerlumpt! Wir fürchten uns. - Ne faites pas l'enfant! Gehen Sie hin! -- Die beiden Junker hatten unterdessen Wurst und Butterbrod und kalten Braten hervorgeholt und hielten sich eifrig daran. Der Informator trat zu ihnen: Wollen Sie denn den armen Kindern nichts geben? - Ach ja! Nehmen Sie nur aus der Sparbüchse! - Die liegt ihnen freylich nicht sehr am Herzen, da sie gefüllt wird, so bald Sie sie ausgeleert haben; geben Sie aber ihr Butterbrod her. - Ach ne! Wir sind noch hungrig! - Aber Sie hören doch, die Kinder weinen nach Brod, haben seit zwey Tagen gehungert. - Ein Stückchen wollen wir ihnen geben. - Nein, Alles! Er zwingt sie, Alles hinzugeben; die Jungen schleichen tückisch umher und weinen; da kommt die Mutter, streichelt sie und spricht empfindsam: Ach ihr guten Kinder! Seyd so gerührt von dem Elende Eurer Mitmenschen! Das lohne Euch Gott tausendfältig!

Unwillig wandte ich mich ab, und da sah ich im Schatten des Hauses auf der Bank den altern Postschreiber sitzen, ehrenwürdig durch seine gebleichte Scheitel, sein ruhig heiteres Antlitz und seinen würdigen Anstand, bey dürrtiger Kleidung. Ich kannte ihn von frü-

heren Reisen, ohne mehr von ihm zu wissen, als daß er der arme Postschreiber zu R. sey. Ich setzte mich zu ihm auf die Bank und machte meinem Unwillen Luft über die Wohlthätigkeits-Dressur, deren Zeuge auch er so eben gewesen war. Es entspann sich ein langes Gespräch zwischen uns über diesen Gegenstand, und wie der Alte sich im Verfolg desselben mehr und mehr erwärmte, sein Auge glänzte, seine edlen Züge sich belebten, erkannte ich mit Bewunderung in dieser elenden Wüste einen Weisen, in dieser dürftigen Fülle ein edler, großes Herz. Unvergeßlich ist mir von seinen Äußerungen unter andern Folgendes geblieben:

Alle sie gewöhnlichen Almosen, milden Beyträge und Armenspenden aller Art, die gedankenlos wie tägliche Gewohnheiten, ohne sorgfältige Wahl, oder auch mit kühler Berechnung abgemacht werden, sind allzumal nicht viel besser, als die Wohlthätigkeits-Dressur des Informator hier, denn sie sind auch nur ein Maschinen-werk. Der Säemann säet am Ende doch immer noch besser, als die beste Säemaschine, welches sich auch an der Frucht zeigt; wie sollte den die bestberechnete Maschine ausreichen für den Samen, der aus dem Herzen auf den Acker des Lebens ausgesäet werden soll? Die wahre Menschenliebe und die Wohlthätigkeit nicht als eine besondere Tugend preisen, und der wahren Wohlthätigkeit sind Almosen nur Ankündigung stets reger Bereitwilligkeit, nur ein kleines Vorbild großer Willfähigkeit, nur äußere Zeichen innerer Theilnahme. Wer die armselige Armenspende selbst für Wohlthätigkeit hält, dadurch eine Pflicht solcher Natur abgethan, und sich dadurch von ferneren Anforderungen, etwa bis zum nächsten Sonntage, befreit zu haben glaubt, ist um nichts achtbarer, als der Herr dort, der vorhin schrie: Schafft mit das Lumpengesinde vom Halse!

Der Begriff Wohlthätigkeit ist allerdings aus dem Worte abzuleiten, oder das Wort spricht ihn deutlich aus; nur muß man es nicht mißverstehen und dabey ausschließlich an die Beschenkten denken, vielmehr es in der Beziehung auf den Geber nehmen; nicht die Gabe eine Wohlthat, die dem Armen widerfährt, nennen, sondern Wohlthat eine wohlgemeynte Handlung, Wohlthätigkeit der Gesinnung, das Wohl überall nach Kräften zu fördern. Ob und wie viel wir mit unsrer Spende dem Bedürftigen nützen, wahrhaft nützen, ist nur in sehr seltenen Fällen auszumitteln; wie sie uns selbst aber nützt, zu unsrer eigenen Veredlung beyträgt, das müssen wir im Allgemeinen sowohl als in besonderen Fällen, wenn wir uns nicht aufrichtig zu prüfen wissen, uns selbst sagen können, und das ist der Maaßstab unsrer Wohlthätigkeit. Darum ist auch der Dank nicht der wohlverdiente Lohn des Gebers; der Dank ist die Gabe des Armen, und kann eine köstliche Gabe seyn, wenn die Gesinnung des Dankenden ihn dazu erhebt. Die Gabe des Wohlgesinnten ist ein Dank für die himmlische Wohlthat, geben zu können; der Dank des Wohlgesinnten ist ein Gebet, dem Betenden Wohlthat.

Der Minister eines großen Reiches, das vielleicht eine Millionen Armer und Hilfsbedürftiger zählt, macht vortreffliche Einrichtungen, giebt alle Lebensmittel und sonstige Bedürfnisse des Volkes zu sehr geringem Preise oder gar umsonst her, sorgt auch, daß sie an den rechten Mann kommen, weiß einige Mißbräuche zu beseitigen, neue Quellen nützlicher Gewerbe und belebenden Handels zu eröffnen. Jene Million ist nach Verlauf einiger Jahre nicht mehr so arm, als sie es war; der Minister lebt in Aller Herzen und sein Nachruhm scheint für die Ewigkeit gegründet. Allerdings ein seltner Minister! - Wie möchte es aber in der Stunde strenger Selbstprüfung mit ihm ausgesehen haben? War er nicht vielleicht im hohen Grade ruhmsüchtig? Oder einer der gutmüthigen, leichtsinnig-schwachen Alltagsmenschen, die lieber Gutes thun als Böses, wenn ihnen jenes nicht mehr Mühe macht als dieses, oder kein Opfer kostet? Oder war dieß, nach den Gesinnungen des Landesherrn, der Weg zu Lohn und ehre? Hatte er etwa Secretaire und Unterbeamte, die für ihn dachten, wollten und handelten, denen er die gutmüthige Spielerey gutmüthig nachsah

und zu dem Kranze lächelte, den ihm die öffentliche Meynung ehrfurchtsvoll aufs Haupt setzte? Die Gesinnung eines vornehmen, labyrinthisch umgebenen Weltmannes ist nicht leicht zu entziffern. Es läßt sich denken, daß er viel Gutes that, den Dank von Millionen verdiente, und doch nicht ausgeprägt war mit dem Stempel der Wohlthätigkeit, dem Zeichen, welches das Ebenbild des Schöpfers kenntlich macht.

Ich habe in meinem Geburtsorte einen verabschiedeten Steuereinnnehmer gekannt, der mit seiner Frau und fünf Kindern von einem mäßigen Vermögen unabhängig lebte. Er machte sich ein Geschäft daraus, jeden Armen im Orte, jeden Anfänger im Handwerk, jeden Neuanbauer in der Gegend umher, jeden kränklichen Knecht, jede unbemittelte Wittwe, überhaupt jeden Menschen, der etwas bedürfen konnte, nicht nur seinen Bedürfnissen nach, sondern auch in seinen Verhältnissen, Neigungen, Tugenden, Fehlern und ganzem Wesen so genau wie möglich kennen zu lernen, ohne der Ridicules zu achten, die er sich oft dabey in den Augen der Weltleute gab. Wer Mangel litt, dem wußte er daher auch die Ursache desselben aufs Genaueste zu nennen, zugleich aber auch die Mittel anzugeben, ihm vorläufig abzuhelpen und ihn für die Zukunft zu vermeiden. Jeder dürftige Kranke erhielt durch ihn die ärztliche Hülfe und Arznei zu geringem Preise oder unentgeltlich. Der gesunde, aber verarmte Arbeiter ward unfehlbar unterstützt, aber nur so viel, daß ihm die eigene Arbeit rechtlichere Früchte tragen konnte. Was eines Menschen wirklichere, und was seine eingebildeten Bedürfnisse in beschränkter Lage waren, darüber gab ihm der Steuereinnnehmer schonen Auskunft; sein freundlicher Zuspruch und sein guter Rath wurden oft nützlicher als baares Geld, und durch vertrauliche Berathung immer wohlthätig belebend und ermutigend. Er ging unaufhörlich mit sich zu Rathe, was Diesem oder Jenen wahrhaft nützen könne und wie die Mittel zu erlangen seyen. Er setzte alle wohlhabende Bekannte in Contribution und wußte sich manchen vollen Beutel offen zu halten. Sein eigenes Haus hatte er auf den Fuß eines armen Landmannes eingerichtet, um möglichst viel zu erübrigen; er gestand sich und den Seinigen nur das Nothwendigste zu, und hatte daher vom mäßigen Einkommen noch immer ansehnliche Summen für die Nothfälle Anderer in Bereitschaft. Der gute Erfolg seiner Spenden und Bemühungen war auf alle Weise klug berechnet, und dazu mußte er seine Leute persönlich genau kennen; aber als Geber wußte er immer unbekannt zu bleiben, und schien den Dank des Begabten wie ein Eingriff in seine Rechte zu fürchten. Auf die Erziehung seiner Kinder verwendete er wenig Geld, aber sehr viel Sorgfalt, und wie Eins heranwuchs und nicht nur theilnehmend, sondern auch vernünftig wurde, machte er es mit seinen Geheimnissen und Bemühungen bekannt, gebrauchte es bey seinen Umtrieben, sagte aber, daß das Wort Wohlthätigkeit nie gedacht, viel weniger gesprochen wurde.

Sie werden mir nicht vorwerfen, daß ich mit Worten spiele und die Begriffe verdunkelte, wenn ich die Wohlthätigkeit und die Wohlthat nur in das Bewußtseyn, in die Fähigkeit, in den Willen setze. Ich finde sie nur dort, wenn sie dort rechter Art ist, so tritt sie notwendig ins Leben, und wird an ihrem Einflusse, wie der Baum an seinen Früchten, erkannt. Ein Thor kann thun, was ein Weiser vor ihm that; ein Schwächling kann sich ermannen, ein Träger kann arbeiten und ein Geiziger ansehnliche Gaben spenden; aber nur der Weise führt ein gottgefällig Leben, nur der Starke vollbringt das Große, nur dem Arbeitsamen reift die Frucht und nur wer die Wohlthätigkeit als eine Gesinnung besitzt, erreicht ihre Zwecke wirklich.

Der Steuereinnnehmer war in seinem thätigen Eifer, seiner Umsicht und Zähigkeit manchem Dürftigen, der durch Faulheit oder Nachlässigkeit verarmte, und die Dürftigkeit gern losgeworden wäre, um ohne Gefahr faul und nachlässig zu bleiben, sehr lästig geworden; aber das hinderte ihn nicht, auf seinem Wege rüstig fortzuschreiten. Er folgte dem Patienten wie sein Schatten, und mahnte ihn wie sein Gewissen; er führte eine genaue Aufsicht

über die Thätigkeit und das ganze Betragen dessen, dem er helfen wollte; ließ nicht nach zu rathen, zu warnen, zu drohen, nachdrücklich zu ermahnen, half aber auch eben so nachdrücklich und unfehlbar, und rettete der Ehre, der Arbeitsamkeit und Ordnung, was bey aller Freygiebigkeit, bey dieser am ehesten, ohne seine lästige Zudringlichkeit zu Grunde gegangen wäre. - Es jammerte ihn, um ein anderes Beyspiel anzuführen, der elenden Schreibmaschinen, die vom frühen Morgen bis in die Nacht hinter dem Schreibtische sitzen, um geringen Lohn des Lebens verlieren und kaum den Hunger stillen; der kleine Krämer, der bey der peinlichsten Sparsamkeit nicht aus den Schulden kommen können, weil sie kein Vermögen zu den nothwendigen Auslagen ihn ihrem Handel, aber Weib und Kind zu ernähren haben; der hungrigen Candidaten der Gottesgelahrtheit, die das Land überschwemmen, die Pfarrer besuchen und keine Pfarre bekommen können, und aus Hunger Informatoren werden, sich satt zu informiren. Solchen Leuten Unterstützung in baarem Gelde zufließen zu lassen, war von ihm nicht zu erwarten, das stritt gegen seine Grundsätze und gegen seine Begriffe von Recht und Pflicht und Wohlthätigkeit. Vielmehr that er Alles was in seinen Kräften stand, diesen Brodlosen Müßiggängern und Maschinenmenschen ihren erwählten Beruf zu erschweren und zu verleiden, und sie in eine würdigere und einträglichere Thätigkeit zu bringen; besonders empfahl er die nützlichen Gewerbe und Handwerke. Es gelang ihm mit manchem verständigen Candidaten, daß er bey einem geschickten Meister in die Lehre ging, ein vortrefflicher, geachteter und wohlhabender Handwerker wurde; auch mancher Schreiber ließ sich bewegen ein Gewerbe zu lernen, das mit einiger Bequemlichkeit getrieben werden konnte und Wohlstand versprach; schlimmer war es gar mit den Krämern, die gern für angesehene Kaufleute gelten wollten, und bereits durch den täglichen Müßiggang im Laden zur besseren Betriebsamkeit verdorben waren. Die größte Mühe machte ihm aber die albernen, hoffährtigen Mütter, denen Acker und Pflug, Handwerk oder Gewerbe ihrer Männer für die Söhne nicht vornehm und anständig genug dünkte; sie hätten Alles darum gegeben, und geriethen in eine Art Glücksschwindel bey dem bloßen Gedanken, das Söhnlein als Herr Pfarrer einherstolziren, oder in seinem wohlgeputzten Kaufladen sich brüsten zu sehen, und auf diese Verklärung des Sohnes hin, gegen die Nachbarinnen und Gevattern selbst vornehm thun zu können; in Ermangelung so hohen Ruhmes, hätten sie für das Söhnlein allenfalls auch mit dem Schreiberdienste vorlieb genommen, denn auch dabey kann man sich ja vornehmer als der Handwerker dünken, kann wohl gar vom Copiist Canzlist werden, vom Canzlist Secretair u.s.w. Daß der Steuer-einnehmer auch bey diesen Weibern seinen Zweck nicht ganz verfehlte, vielmehr eine bedeutende Anzahl ihrer Söhne von der Gefahr jenes ertödtenden Müßigganges rettete, und den Gewerben und Handwerken gewann, von denen jedes mehr oder weniger seinen goldenen Boden hat, das war gewiß ein größerer Beweis von Eifer, Thätigkeit, Ausdauer und unerschütterlichem Willen, als Hannibals Zug über die Alpen, und Carls des Großen Unterjochung der Sachsen. So mühselig und beschwerlich diese Methode der Wohlthätigkeit ist, so reich belohnte sie sich; ganze Familien dankten ihr Fort-kommen, Zufriedenheit und blühendes Lebensglück; sie ist so einfach als sicher; aber welcher Geist der Wohlthätigkeit und Menschenliebe gehört dazu, sie mit solcher Ausdauer anzuwenden!

Die Methode des Ministers, in seinem großen, weiten Wirkungskreise, hatte einen großen Maaßstab und ganz andern großen Charakter. Erfuhr er von einer entfernten Provinz, daß sie in Noth und Armuth versunken sey, so hieß es: dem ist leicht abgeholfen! Er hatte sich nämlich ein für alle Mal gefragt: was brauchen arme und elende Menschen, um nicht mehr arm und elend zu seyn? Und sich ein für alle Mal geantwortet: Brodt, Dach und Fach, nothdürftige Kleidung und allenfalls etwas Taschengeld, um sich Sonntags, in geziemender Mäßigkeit, des Lebens zu erfreuen. Jeder Artikel ward sonach in baarem Gelde angeschlagen, nach dem Militair-Etat oder den Bestimmungen des Arbeitshauses; mit der

Einwohnerzahl jener verarmten Provinz multipliziert und die Summe angewiesen. Diese tabellarische Methode ist sehr bequem und ganz objektiv. Es ward eine ungeheure Menge Korn, Geld, Tuch und Leinwand in die Provinz geschickt, und der Vorsteher derselben angewiesen, allen armen Leuten Korn und Geld geben, Häuser bauen und Kleider machen zu lassen, auch mit großer Sorgfalt darauf zu wachen, daß kein Mißbrauch vorfallen, kein Dürftiger leer ausgehen und kein Unwürdiger durch Unterschleif Vorthail ziehen könne. Das erforderte große Anstalten und diese erforderten viel Zeit und Mühe, worüber manche Familie vollends zu Grunde ging, ehe sie in den Genuß der beabsichtigten Wohlthat kommen konnte. Dann hätte die Hälfte aller Einwohner Zimmerleute und Schreiber werden müssen, um die andere Hälfte zu kleiden und unter Dach zu bringen. Große Summen mußten an Zimmerleute, Schneider und Fuhleute verwendet werden, die aus Wohlhaben sehr reiche Leute wurden, ehe noch einem Armen geholfen war. Die Menge des eingeführten Kornes brachten die Preise herunter; Landleute und Gutsbesitzer wurden dadurch zu Grunde gerichtet und die Zahl der Armen vermehrt. Die Armen selbst wurden durch den mühelosen Gewinn zum Theil liederlich und aus Tagelöhnern Tagediebe. Die so verwandten Summen mußten durch außerordentliche Steuern beygetrieben werden, wurden dem ganzen Reiche eine fast erdrückende Last, und verbreiteten die Armuth in allen Provinzen desselben. Wie ging es aber zu, daß das Resultat der einfachen Berechnung so wenige entsprach? Mit den Tabellen hatte es doch seine vollkommene Richtigkeit? Allerdings! Auch sind die nächsten Ursachen in die Augen fallend. Die erste Ursache aber, die keinen andern Erfolg zu ließ, ist die, daß der Minister nur Wohlthaten verbreiten wollte, nicht aber ein Mann von wahrhaft wohlthätiger Gesinnung war; daß er nicht subjektiv, sondern nur objektiv wohlthätig war, und das Objekt selbst dadurch verlor, daß er nicht das rechte Subjekt dafür war.

Der Minister war ein Gelehrter Mann, Weltmann, und hatte den aufrichtigen guten Willen, sich wahrhafte Verdienste zu erwerben, also ein sehr seltener Minister. Der Steuereinknehmer war ein schlichter braver Mann von gesundem Menschenverstande; aber er war durchdrungen von Liebe und Theilnahme für Alles, was Mensch heißt; ward unwiderstehlich hingerissen von dem Triebe, wohl zu thun, und hatte nur durch Erfahrung, und durch jenen Mutterwitz, dem die Erfahrung Früchte trägt, gelernt, was den Menschen wahrhaft wohl thut. Sich Verdienste um Menschen, oder gar um die Menschheit zu erwerben, das fiel ihm nicht ein. Eben so wenig dachte er jemals daran, einen Dürftigen, Leidenden oder Unglücklichen aus seiner Lage heraus zu ziehen und ihn in eine andere, glücklichere zu versetzen; vielmehr suchte er Jeden mit seiner Lage, wie sie gerade war, zu befreunden; ihm die Lasten zu erleichtern, die kargen Annehmlichkeiten zu erhöhen und zu vervielfältigen; ihm die Vorzüge seiner Verhältnisse einleuchtend zu machen; mit dem Lichte wahrer Aufklärung Genügsamkeit, mit der Arbeitsamkeit Zufriedenheit, nach und nach Wohlstand, Nächstenliebe und Frömmigkeit zu verbreiten. Seine Zwecke erreichte er daher auch meistens, so wunderbar es scheinen kann, mit wenigen Gelde. Brauchte er aber Geld dazu, so fehlte es nie, nur spendete er es dann auf seine Weise; wußte den Schein eines Entgeltes wahrscheinlich zu machen; pflegte lieber zu leihen als zu schenken, wo die Aufforderung zu Fleiß und Arbeitsamkeit dadurch dringender gemacht, oder ein Schwacher in heilsamer Abhängigkeit gehalten werden konnte; gab er von dem Seinigen, so hieß es: das ist von einer Summe, die ein Bekannter für Hilfsbedürftige hergegeben; oder: ein Reicher, der mit seinem Gelde nichts anzufangen weiß, soll das schon hergeben! Es ist sein Überfluß und ihre Nothdurft, läßt sich in bessern Tagen ersetzen etc. So wußte er das Peinliche, das an dem baaren Gelde klebt, zu beseitigen und alles Gefühlverletzende, in seiner schlichten Weise, sich und Andern leicht zu machen.

Der Minister war gutmüthig, gab gern und reichlich, aber er wußte nichts als Geld zu geben; wußte jedoch auch, daß man, wenn man gut erzogen ist, dergleichen im Geheim thut. Er sprach je zuweilen im Vertrauen zu seinem alten Kammerdiener: Ich habe von einer Familie N. R. gehört, die sehr dürftig seyn und in der Vorstadt wohnen soll; setze Dich in mein Cabriolet, fahre aufs Polizei-Büreau, erkundige Dich, wo die Leute wohnen und bringe ihnen diese Rolle Gold, von unbekannter Hand, verstehst Du? Und nicht geschwatz; Du weißt, daß ich das nicht liebe. Aber aus allen Fenstern sieht man dem wohlbekannten Jockey nach; wo es nur zu ungewöhnlicher Stunde hingehet? Der Wagen hält vor dem Hause der bezeichneten Familie; die Neugierde an den Fenstern wird immer größer, mit ihr die gaffende Menge auf der Straße; im Hause ist der überraschende Freund sprachlos; das Geld kam gerade in einem entscheidenden Augenblick; die Beglückten wollen danken; der Kammerdiener empfiehlt Schweigen und Incognito. Kaum ist er fort, so strömen neue unbekannte Freunde herein; das Haus faßt sie kaum: Ey! welche möge doch die ganze besondere Ursache seyn, die Sr. Excellenz bewogen haben ... Ja, es ist ein gar gnädiger Herr ... und ein gar mächtiger ... ach! wie glücklich sind Sie! Dabey wird es gewiß nicht bleiben ... das wird nun tagtäglich so fortgehen ... ach! das liebe rothe Geld! Ich gratulire von ganzem Herzen! u.s.w. - Nun wird der dringendste Gläubiger befriedigt; andre dringende sind plötzlich höchst nachsichtig geworden; es wird das Nothwendigste angeschafft; der alte Hausrath ist zu schlecht geworden, er wird durch brauchbarern ersetzt; dem Nothwendigen folgt bald das Überflüssige; man wünscht auch Andere Theil nehmen zu lassen an dem neuen Glück; mit den Geschäften ziehen Putz und Luxus ins Haus - über ein Kleines ist die ansehnliche Summe dahin; der große Gönner hat die Avantüre längst vergessen; die Gläubiger gesellen sich zu den Gästen und verdrängen sie; den eiteln Hoffnungen folgen Scham und Reue; das Elend ist jetzt unermesslich und die Verzweiflung macht der Thorheit ein Ende. - In den Cirkeln der großen Welt wird indessen die Wohlthätigkeit des Ministers bis zu den Sternen erhoben; aber wer die Tonangeber dieser Cirkel kennt, dem ist auch nichts so ekelhaft und verächtlich als ihre Lobsprüche, selbst die aufrichtigen und gut gemeinten Bannformeln: Ein ehrlicher, großherziger Mann! Ein edler Mensch! Eine gemüthliche Seele! Ein Vater der Armen! Er thut den Armen so viel Gutes! (das heißt: er giebt jedem Bettler Geld, hat aber noch nie einen Dürftigen persönlich und seinen Verhältnissen nach kennen gelernt; weiß nur historisch, daß es Arme giebt, und schickt ihnen Geld).

Hier ward mein alter Postschreiber unterbrochen. Es kam eine Estaffette an, er mußte sie befördern und ließ mich allein. - In der Stille, die jetzt um mir war, hörte ich ein Flüstern hinter der offenen Hausthür, und die alte Französin zu dem Kammermädchen sagen: thue sie mir den Gefallen, Lisette, tragen sie diese Päckchen hinüber zu den Häusern, zu den armen Leuten. Ich hatte mich vorhin hingeschlichen, um zu sehen, wie es darinnen aussieht; ach Gott! armselig genug! In dem dritten Hause, vor dem ein Fliederbusch neben der Thür wächst, liegt eine Wöchnerin; der gebe sie dies Päckchen mit wollenem Zeuge, Strümpfe und einer Mantille. Nehme sie es aber in Acht! Es ist auch eine Bouteille Malla-ga darin, den ich für meinen schwachen Magen auf die Reise mitgenommen hatte. Hier sind Hemden und Schuhe, die trage sie an das fünfte Haus, das mit dem niedrigen Strohdache; da sitzen zwey alte Frauen an Spinnrädern, die dergleichen gar sehr bedürfen; hier ist ein Thaler für jede, und für die Wöchnerin ein Dukaten. Ein Paar Häuser weiter sitzt ein alter Mann vor der Thür, dem der Tabak ausgegangen ist; gebe sie ihm dieses Pfund Rauchtak, das mir der Jäger geliehen hat. Richte sie mir es ja gut aus, ohne sich aufzuhalten! Es wäre da noch mancher Noth abzuheffen; vielleicht giebt mir der Baron einige

Dukaten dazu; sie muß sich daher erkundigen, wo man hier einen ordentlichen Menschen findet, dem das Geld und die gehörige Vertheilung zuzutrauen wäre; Nach Tisch treffen wir uns allein und sprechen uns. - Das Kammermädchen watete mit der Last durch den Sand. Ich trat zu der alten Französin: Entschuldigen Sie meine Indiscretion, Madame; der ordentliche Mensch, den Sie suchen, ist der hiesige alte Postschreiber, ein ausgezeichneter braver Mann; sprechen Sie ihn selbst, Sie werden sich davon überzeugen. Sie dankte freundlich und ging.

Bewegten Herzens und in Betrachtung vertieft, schritt ich langsam vorwärts. Ohne es zu wissen, war ich den Hütten am Strande nahe gekommen; als ich die Augen aufschlug, und es bemerkte, bewog mich ein innerer Trieb, unter irgend einem Vorwande, in eine und die andere Hütte einzutreten. - Das Kammermädchen unterhielt sich gerade mit der Wöchnerin, belehrte sie über den Gebrauch des Flanels, des Mäntelchens und über den Werth des Goldstücks, das die arme Frau nicht in geringes Verstaunen setzte. Sie lag auf einem ärmlichen Bette, aber es war reinlich und mit einiger Sorgfalt geordnet. Auf dem weiß geschauerten Tische lag ein Messer, mit einer Kette an den Tisch befestigt; einige Töpfe, hölzerne Teller und Löffel waren der ganze Hausrath, aber sie waren reinlich gehalten. Ein junges Mädchen kratzte Wolle, die Wöchnerin strickte Netze. So ärmlich und doch reinlich, ordentlich und arbeitsam sah es in den mehrsten Hütten zu R. aus, was den auffallendsten Contrast mit den übrigen kleinen Ortschaften auf der Halbinsel machte, in denen nur Unordnung, Unreinlichkeit, Vernachlässigung und Elend aller Art anzutreffen war. Um einige Aufklärung über diese Erscheinung zu halten, wendete ich mich an den Greis, dem die Französin den Rauchtabak bestimmt hat, und der, mit der leeren Pfeife in der Hand, noch auf der Schwelle seiner Thür saß. Die Auskunft, die ich erhielt, war im Wesentlichen die Folgende:

Es hat hier nicht immer so ausgesehen, wie jetzt. Vor zwanzig Jahren, ja vor zehn Jahren hättet Ihr kommen sollen, Ihr hättet es ganz anders gefunden. Wir Männer sind von je her gewohnt, auf dem Wasser zu leben, haben mit Fischen vollauf zu thun, und fahren unsern Fang nach N. oder verdingen uns zum Dienst auf den großen Böten, die mit Reisenden, mit Holz oder Waaren hin und her fahren. Die Arbeit ist schwer und mühselig, der Lohn gering. Die wenigen Groschen verlaufen sich bald, und wir kamen ehemals immer mit leeren Händen heim. Da war denn die Noth groß, Weiber und Kinder, halb nackt in Lumpen, fielen uns wie gierige Wölfe an und heulten nach Brod. Wir hatten selbst keins. Das Elend zerriß uns das Herz, oder doch die Ohren; wir rannten wieder aufs Wasser; mancher kam nie wieder, soff sich todt, oder ging in die Fremde als Bettler. Kam einer heim und fand sein Weib verhungert, so scharrete er die Leiche in den Sand und dachte: ein großes Elend weniger! Stumpf und dumm, wie wir waren, dachten wir weiter nichts dabey; es ging wie es konnte; hatte einer was im Leibe, so faulenzte er herum, fehlte es, so zog er den Schmachtriemen zusammen.

So war es hier, als vor zwölf oder funfzehn Jahren ein Reisender herkam. Ich sehe ihn noch drüben auf den Steinen sitzen, die Arme verschränkt, wie er düster hinstarrte in den gräulichen Jammer und große Tropfen ihm aus den Augen in den Sand herabrollten. Er sprach mit mir und fragte mich aus nach unserm Leben, und wie es bey uns hergehe. Ich lachte damals, daß der Mann so dumm war, nach solchen Lumpen, wie wir, zu fragen; ich dachte: es mag wohl auch ein Lump seyn! Und ließ ihn sitzen. Er aber stand auf vom Steine, blickte mit gefalteten Händen und nassen Augen auf zum Himmel, ging ins Posthaus, wo der Schreiber gestorben war, wurde Postschreiber, und ist noch immer da.

Nu seht, Herr! Wie es der Himmel lenkt! Diesem alten Postschreiber danken wir es, daß das ruchlose Leben jetzt so ziemlich doch ein Ende hat, und etwas Menschliches an uns ist. Ich begreife selbst nicht, wie es zugegangen ist, aber es ist so. - das weiß ich noch, daß er sich zuerst hinter die Weiber steckte; da wollt es auch lange nicht gehen; nach und nach sah man aber doch ein Spinnrad, dann wider eins, später sogar einen Webestuhl, schlecht genug aus Tannenbalken gezimmert, dann etwas Kohl und Kartoffeln hinter einer und der andern Hütte, dann Hühner, Gänse, endlich gar ein Schwein, ein Paar Ziegen. Wo es herkam, weiß ich nicht; aber das weiß ich wohl, daß wir Männer jetzt lieber und öfter nach Hause kommen, besonders wir Alten. Mit mir kam es so weit, daß ich ganz zu Hause blieb, bey meiner Tochter. Da sah ich, wie es herging. Abends kam der Postschreiber herüber; ging die Hütten durch; fragte nach der Arbeit; zeigte an, wo es nicht recht gemacht war; wie es besser gemacht und klüger angegriffen werden müsse; brachte Beile, Messer, Sägen mit und gab es hin, wo es am geschicktesten gehandhabt wurde, und lehrte die Weiber jeden Hausrath selbst anzufertigen. Nach und nach war eine Drehbank zu Stande gebracht, und ein lahmer Fischer hier, ist ein guter Drechsler und Tischler geworden. Nun fehlte es bald in keiner Hütte mehr an Spinnrädern, es giebt drey Webestühle, ganz andere, als der erste war, und die Weiber weben alles, was wir brauchen. Mit dem Postschmidt führt der Postschreiber Rechnung für die Arbeit und das Eisenwerk, und er hat keinen andern Gesellen mehr als R. Die Weiber hielt er immer zu großer Pünktlichkeit in Bezahlung ihrer Schulden an, und das Geld, das durch seine Hände geht, hat so guten Segen, daß es mit gemeinem Verstande gar nicht zu begreifen ist. Aber nicht bloß die Weiber stellt er bey der Arbeit an, auch die Kinder müssen fleißig seyn, und es ist zu verwundern, wie vielerley nützliche Beschäftigung für größere und kleinere, ja selbst für fünfjährige Kinder ausgedacht worden sind.

Was der Postschreiber von Anfang an beklagt hat, ist, daß es weit und breit in der Gegend keine Kirche giebt. Er kommt deshalb schon früh jeden Sonntag aus dem Posthause herüber und läßt uns alle zusammenkommen, ihm zuzuhören, wie es der Pastor in M. auch macht. Da liest er uns denn ein Capitel aus der Bibel vor, und macht es uns dabey so klar, daß es ein Kind begreifen kann, und man ihm gern alle Tage zuhörte; darauf erzählt er uns, was wir die Woche recht und unrecht gethan haben, weiß uns die guten und bösen Folgen davon haarklein vorzurechnen, und zeigt uns, wie viel wir schon durch Ordnung, Reinlichkeit, Arbeitsamkeit und Mäßigkeit gewonnen haben, wie viel wir noch gewinnen können, wenn wir es noch besser machen, und wie leicht es ist, es noch besser zu machen. Herr! Es ist eine Freude, dem Manne zuzuhören. - Noch eifriger treibt er es mit den Kindern. Im Sommer, bey Sonnen-Aufgang auf den Sanddünen, Winter, ein Paar Stunden vor Tage in meiner Hütte, erwarten ihn schon alle Kinder. Im Winter, wo man bey dem Kienspalt im engen Raume nicht viel sieht, erzählt er ihnen allerley nachdenkliche Sachen; ruft jedes beym Namen; spricht mit ihm, damit es das recht verstehe, was er sagt; fragt sie auch, was er gestern und früher gesagt hat, und wenn sie es recht wissen, lobt er sie, und das macht die zur Arbeit den ganzen Tag so frisch und lustig, daß es ein Segen ist. Ich alter Krüppel muß auch zuhören, und alles genau behalten, und in der Mittagsstunde die Kinder ausfragen, und es ihm widersagen, ob sie recht gewußt haben. Lesen und schreiben und aus dem Kopfe rechnen können sie Alle, wie in einer ordentlichen Stadtschule, wissen allerley Händearbeit zu machen, was eben recht Noth thut, und mit ihren kleinen Händchen allen Hausrath selbst auszubessern, auch wohl anzufertigen. - Ich habe noch in meinen alten Tagen von dem Postschreiber lesen und schreiben lernen müssen, und nun bezahlt er mich dafür, daß ich ihn bey den Kindern helfe, so gut es gehen will. Jedes Kind hat sein A. B. C.- und Lesebuch. IN jedem Hause giebt es aber noch zwey andere Bücher: eines voll Ge-

schichten aus der Bibel, mit Gebeten; das andere voll Geschichten von fleißigen und gottesfürchtigen Landleuten, wie sie arbeiten, säen und erndten, ihre Kinder erziehen, mit einander leben, allerley Handwerke und Gewerbe treiben, ihr Vieh behandeln, mit Kranken umgehen, fischen, jagen, Handel treiben und den Garten bauen. Diese Bücher hat der Postschreiber selbst in M. drucken lassen und uns geschenkt, und ich muß immer lesen, jedem der sich bey der Arbeit vorlesen lassen will, dafür giebt er mir wöchentlich guten Lohn.

Mein Tochtermann, ein gar lieber Kerl und frecher Säufer, und noch einige andere Kerls von seinem Schlage, wollten es anfänglich nicht leiden, wenn sie einmal nach Hause kamen, weil sie es nicht verstanden; sagten: was hat der Postschreiber sich bey unsern Weibern einzunisten, und Alles nach seinem Sinne zu richten? Sie haben ihn auch wirklich einmal angefallen. Seit zehn Jahren aber, da sie gute Früchte sehen, die es trägt, lassen sie sich gefallen. Einige Männer sind sogar viel ordentlicher geworden, versaufen nicht mehr den Verdienst, bringen jedes Mal einige Thaler mit und geben sie der Frau in die Haushaltung. Einige andere bleiben gar den ganzen Winter daheim, bauen sich ein besseres Haus, sind fleißig und hängen dankbar dem Postschreiber an, so wie auch den jungen Fremden, von denen einer immer hier war, wenn der Alte einmal verreiste. Die Besten unter uns sind die jungen Kerle; nur Schade, daß sie doch meistens wegziehen! Dem Postschreiber ist das nicht allemal recht, doch läßt er es geschehen. So weit hat er uns schon, daß Keiner mehr etwas gegen seinen Willen thut, und selten einer ohne seinen Rath verräth; Gott weiß, wie es zugeht! Aber es ist so.

Die Knaben schickt er oft, wenn sie heranwachsen, mit einem Briefe zum Pastor nach M. Der führt so einen Jungen zu allerley Handwerken herum, macht ihm Alles recht klar, wie es mit jedem Handwerke und mit dem Fortkommen zusammenhängt, und läßt ihn eines wählen, das ihm gefällt; da geht er denn in die Lehre, dann in die Fremde, wird am Ende selbst Meister und manchmal ein gar stattlicher, wohlhabender und künftlicher Mann. Wir haben hier schon einige Wittwen gehabt, die mit jüngern Kindern, worunter auch Krüppel waren, zu ihren Söhnen nach M., T. oder K. zogen, dort in schönen Häusern wohnen, alle Tage puren Kaffee trinken und gar schönes Zeug auf dem Leibe tragen. Wer aber hier fortzieht, muß sein Haus mit allem Hausrathe abgeben; das bekommt ein Anderer, der es nicht so gut hat und doch fleißig war, und bleibt eines übrig, so läßt der Postschreiber eine arme Familie aus einer andern Gegend, bey N. oder S. her, einziehen, und damit ist die Zahl wider voll. - Ich sollte vielleicht nicht so viel davon schwatzen; denn in der Fremde von unsern Einrichtungen, und wie es hier hergeht, zu schwatzen, hat der Postschreiber ernstlich untersagt. Er mag seine Ursachen haben; ich weiß das nicht; aber ich meyne, wie es jetzt ist, läßt sich schon besser davon sprechen, als wie es vor seiner Zeit war.

Hier unterbrach ihn das Kammermädchen mit dem Rauchtabak. Tief gerührt schlich ich nach dem Posthause zurück.

Umrisse
aus
meinem Skizzenbuche.

Erster Theil.

Onde si muovono a diversi porti
Per lo gran mar dell'essere, e ciascuna
Con istinto a lei dato che la porti.

DANTE.

Der fucinische See auf dem Apennin.

Früh um vier Uhr Morgens verließen wir die warmen Betten, die dumpfigen kleinen Zimmer der schlechten Locanda des Don Checco in Tivoli, schlüpfen durch den unreinlichen Durchgang in den Hof und in den schönen kleinen Tempel der Vesta, wo das Frühstück uns bereits erwartete. Wie schön! Wie erheiternd war der Morgen! Noch war es nicht vollkommen Tag. Wir waren in der Mitte des Juny.

Tiefe Stille herrschte noch in den Häusern und Straßen der Stadt; aber in dem tiefen Felsenabgrunde zu unsern Füßen donnerte Anio's gewaltige Stimme rastlos fort durch die Grotten des Neptuns und der Syrene; oben glänzten die breiten Berge von Thau und rings umher lag dichter Nebel im Abgrunde und in allen Thälern. Einzeln erhoben sich daraus einige Trümmer der Villa des Vopiscus, Ponte Lupo, der alte Tempel der tyburtinischen Sybille und abgesonderte Häusergruppen der Stadt. Noch lag die Sonne hinter den Riesenmassen des Sabiner-Gebirges, das seine gewaltigen Schatten weit in die klassischen Ebenen Roms verbreitete.

Es giebt in diesen zauberischen Lande Dinge, die nie alt werden, deren erster Eindruck immer neu bleibt, und die nach Jahren eines täglich wiederholten Anblicks noch so mächtig auf uns wirken können, wie es jenseits der Alpen oft die erfreulichste Überraschung nicht vermag. Die Gegend rings umher war uns durchaus bekannt; jeder Fußsteg, jeder Busch, jeder Stein, jedes alte Gemäuer, jedes Bächelchen, jeder Felsenspalt war ein alter Bekannter; jede Art der Beleuchtung hatten wir gesehen; was alte Schriftsteller von diesem Orte und den vorhandenen Überresten damaliger Werke melden, gelesen; jede Sage war uns bekannt; so schön wie der heutige Morgen ist jeder in dieser Jahreszeit, und wir fühlten wieder, daß die Schönheiten der Natur des Reizes der Neuheit nicht bedürfen, um das offene Menschenherz zu laben und zu entzücken.

Wir bestiegen unsre kleinen Esel, die wir in Tivoli gemiethet hatten, wo die Gewinnsucht der Einwohner immer dergleichen für die Fremden in Bereitschaft hielt. Ein Esel, mit unserm wenigen Gepäck beladen, wurde von dem nebenher laufenden Treiber vorausgetrieben, und diente uns zum Wegweiser. Nicht alle Fremden sind an diese Reiterey gewöhnt, und Manchem ist sie auffallend. Im Gebirge ist es jedoch die beste und zweckmäßigste Art des Fortkommens, zumal wenn es auf die Bekanntschaft der Gegend ankommt. Der Esel geht sehr bequem, kommt fast überall durch mit dem Fußgänger, klettert besser als das gewandteste Gebirgspferd, ermüdet dabey nicht, bedarf nur schlechter Nahrung, die überall angetroffen wird, und fast gar keiner Pflege. Hitze, Mühe, Durst und Hunger erträgt der Esel besser, als jedes Pferd, und ist durch die unbedeutendste Erholung gleich gestärkt und erfrischt; er ist sehr gelehrig, bey guter Pflege wie ein muntres Pferdchen abzurichten, und, obgleich etwas eigensinnig, doch so klug, daß davon die abentheuerlichsten Geschichten erzählt werden. Die allgemeine große Beschuldigung dagegen ist des Esels Faulheit, und die ermüdende Langsamkeit solcher Spazirritte; indessen geht es zu Esel doch so schnell als zu Fuße, und da zieht denn Jeder das Reiten vor. Aber um auch schnell zu reiten und den Esel rasch zu machen, hat es der erfinderischen Grausamkeit des Menschen nicht an Mitteln gefehlt, obgleich der ärgsten Prügel bey diesem Thiere nicht viel ausrichtet. Der junge Esel, wenn er bald das Alter der Brauchbarkeit erreicht hat, wird einige Zeit in seinem Stalle eingeschlossen gehalten, und so wie man ihn zum ersten Male ans Tageslicht bringt, sticht man ihm einen langen, scharfen Nagel tief in den Rückgrat, auf den Widerroß, dicht vor dem Sattel, und der Nagel fährt am Knochen unter der Haut hin. Diese Marter läßt dem Thiere, so schnell auch die Wunde wieder heilt, für immer schmerzliche Spuren an dem Orte zurück, der sein empfindlichster Fleck bleibt. Wenn der Reiter diesen nur mit dem Finger berührt, zuckt der Esel, wedelt mit dem Schweife, setzt ich gleich in

Trott, läßt bald wieder nach, wird auf dieselbe Weise wieder erinnert und so geht es im Trabe fort wie mit dem muntersten Pferde. Dies Geheimniß sieht der Eselteiber sehr ungern den Fremden verrathen, hauptsächlich, weil er gezwungen ist, nebenher zu laufen, was ihm in der Hitze wenig Vergnügen macht.

Ohne uns diesen Kunstgriff sonderlich zu Nutze zu machen, zogen wir auf der breiten Straße hin, rechts die weite fruchtbare Ebene, links und vor uns die gewaltige Bergkette. Wie die Schatten der Berge sich nach und nach aus den Thälern an ihren Fuß zurückzogen und sich auf dem eigenen Abhange verloren, erschien auf ihren Rücken die Sonne, langsam steigend, zerstreute bald die fliegenden Nebel, die nicht mehr die Thäler und Bäche verhüllten, und schlürfte den lebenden Thau von den erfrischten duftenden Kräutern. Nun öffneten sich die Aussichten; der majestätische Gennaro färbte sich mit den lebhaftesten Farben, höher glänzten hinter ihm Avellino und Leonessa in vergoldetem Schnee, die nähern Höhen und Tiefen zeigten ihre Dörfer und Wälder, und die großen Schatten der Klüfte trennten sich mit scharfen Umrissen von den duftigen hellen Lichtern der vortretenden Felsrücken.

Wir hatten kaum acht römische Miglien zurückgelegt, als die Hitze uns schon sehr lästig ward, und uns die Überzeugung aufzwang, daß man des Guten und Besten unter gewissen Umständen auch zu viel haben könne. Besonders auffallend war uns hier der nordische Germanismus Sonnenschein, der für einen hellen Wintertag, auch wohl überhaupt für den kühlen Norden passend seyn mag, wo das Daseyn der Sonne nur ein Schein ist; statt dessen aber hier Sonnenglut und Sonnenfeuer gesagt werden müßte. Die Glut war so arg, daß unsre Sonnenschirme das unentbehrlichste Stück unsers Reisegeräthes waren, und gegen das unerträglich blendende Licht mußten wir unsere Augen mit grünen Brillen bewaffnen, was einen hier sehr gewöhnlichen Aufzug gab, in welchem wir aber in dem Thiergarten bey Berlin, oder auf der Straße von Hamburg nach Blankenese nicht ungestraft hätten erscheinen dürfen.

Eine andere große Unbequemlichkeit, die wir uns auf keine Weise erleichtern konnten, waren unzählige Schafheerden, die wir auf unserm Weg antrafen. Sie brachten uns auf der breiten Straße so sehr ins Gedränge, daß wir oft gezwungen waren, in der Mitte oder hinter einer Heerde von einigen Tausend Schaafen uns sehr langsam mit ihr fortzubewegen, oft zu halten und in der ungeheuren Staubwolke die Gefahr zu ersticken und alles Ungemach des unerträglichsten Staubes zu bestehen. Es war nämlich um die Zeit, da in den Ebenen bey Rom die Weiden verdorren; die Brunnen und Bäche ihr Wasser verlieren, die Luft von den Strahlen der Sonne wie entzündet ist, die Erde schädliche Dünste haucht und die sogenannte cattiv'aria ihre Herrschaft auf mehrere Monate beginnt. Da werden die Schaafe, die in ihren Pelzen am meisten leiden, ins Gebirge getrieben, so hoch, bis sie eine Temperatur finden, die ungefähr unsern deutschen Sommern gleichkommt; hier finden sie unabsehbar lange, oft schmal eingeschlossene, ebene Landstriche, die von den Eigenthümern zur Schaafweide vermietet werden, und auf allen Karten als tratture di pecore bezeichnet sind. Das Hornvieh ist härter und erträgt die Hitze so gut, daß es den ganzen Sommer in den Ebenen bleibt.

Das Städtchen Vicovaro (ol. Varie) am Anio (der seinen alten Namen noch jetzt führt, obgleich nur bis Tivoli, wo er in seinen halsbrechenden Fällen zerstäubt und das Gedächtniß der alten Zeit verliert und nachher als Teverone bald in der Tiber untergeht), hatte selbst nicht Einladendes, aber die feisten Mönche des Franciscaner-Klosters S. Cosimato, das von seinem hohen Berge weit umher die Gegend beherrscht, stehen im Rufe, ganz vortrefflichen Wein zu haben, weshalb es sich auch so leicht kein Wanderer oder Reisender zu Schulden kommen läßt, bey diesem Keller, in der belle-étage des Gebirges, trockenen

Mundes vorbei zu gehen. Die Esel schickten wir auf bequemen Wegen zum Kloster hinauf und wählten für uns den unbequemen aber höchst romantischen Fußsteg.

Am Fuße des hochgethürmten, schroff abgerissenen Felsens, auf dem das Kloster liegt, treibt unten am Anio, höchst malerisch, eine Mühle ihr klapperndes Werk, und nahe dabey sind die Trümmer einer großen Bogenbrücke aus alter Zeit. Dies schöne imposante Gemäuer mit seinen großen Flächen und scharfen Ecken, reinlich gefugt als opus reticulatum, mit Epheu, Weißdorn und Capern bewachsen, sticht abentheuerlich ab mit der Mühle, im Style neuer Armseligkeit, an dem schäumenden Flusse in dieser Felsenschlucht. Gleich hinter der Mühle erhebt sich in hohe Grotten hinein der Fußsteg, der durch die Krümmungen des Felsens und dunkles Gebüsch, bald finster, bald lichter, zur schwindelnden Höhe führt. Unten, am Eingange der Grotten, wo Steine und Pflanzen in sonderbarem Gemische herabhängen, saß ein Ziegenhirt auf einem hervorragenden Granitblocke und blies die Schalmey, auf dem niedern Mühlendache saß ein braunes Mädchen und begleitete sein Spiel mit dem Tamburin, die Ziegen hatten sich auf der Felsenspitze unten, höher und ganz hoch oben vertheilt, horchten, guckten in den reißenden Strom hinab, machten wunderliche Sprünge und bildeten mit ihren zierlichen Gestalten die artigsten Gruppen, während wir im Schatten der Ruine dies anmuthige Bild betrachteten.

Auf dem helldunklen Felsenstege gelangten wir, kletternd wie die Ziegen, in ein wunderliches Gewirre von kleinen Grotten, Zimmerchen, Capellen und Zellen, die, durch kleine Brücken, Treppen, Stege und Geländer verbunden, neben und über einander in den Fels gehauen und mit Altären, Lampen und Heiligenbildern geschmückt waren. Dies abgeschmackte Etablissement der unsinnigen Frömmeley, das nur noch mit durchwachsenem Moose, Epheu, Farnkraut und Venushaar die allwaltende Natur verschönert, bezeichnet unmittelbar den Ort, den einst ein schöner Jüngling, der heilige Benedict, in schöner Einsamkeit der geräuschvollen Welt vorzog. Seine Wohnung waren die großen Höhlungen des Aquaducts der Aqua Claudia, die durch diesen Felsen geführt und damals schon längst verfallen war. Da aber nach und nach noch viele andere fromme Männer sich hier einnisteten und die Einsamkeit vor ihnen floh, folgte ihr auch Benedict von einem Orte zum andern nach, bis ins Grab, wo beyde nicht mehr getrennt werden konnten.

Der malerische und mühselige Mönchs- und Ziegen-Pfad führte uns endlich unmittelbar hinauf in den fruchtbaren Klostergarten auf den Zinnen des Berges, wo ein prachtvoller Granatbaum eben in voller Blüthe da stand, daß ein freudiges Ach! bey seinem Anblicke unwillkührlich aus jeder Brust flog. Er mochte 18 bis 20 Fuß hoch seyn, war sehr schlank aufgewachsen, hatte viel Laub und rings umher waren diese dunklen glänzenden Blätter mit unzähligen hochrothen Blüthen, wie ein Nacht-himmel mit Sternen geschmückt. Von der Terrasse, auf der dieser Baum blüthete, ist die weite Aussicht auf die Ebene und das Lateiner-Gebirge, daß so nahe liegt, daß der Blick die kleinsten Details erreicht und in die Thäler, Schluchten, Baumgruppen und Gießbäche, wie die innere häusliche Einrichtung des Berges eindringt, ein bezaubernder Anblick vom mannichfaltigsten Interesse.

Die Mönche des Klosters waren freundlich, gastfrei und neugierig; wir dankten für alle Schriften ihrer Heiligen und alle räucherigen Bücher, die sie uns in der Klosterbibliothek zeigen wollten, und ließen uns ihren guten Wein, das gut ausgebackene weiße Brodt und den Käse von Parma oder Lodi auf die Terrasse unter den Granatbaum tragen, mehrere Fratres versammelten sich um uns, und wir kamen bald in lebhaftes Gespräch mit ihnen.

Da sie erfuhren, daß wir zwar auch Christen, aber keine Katholiken seyen, ward ihre Neugierde noch größer und das Gespräch über Religion war eingeleitet. Ohne an einen Vergleich der unsrigen mit der ihrigen zu denken, suchten wir sie im Allgemeinen für die herrliche Moral des Christenthums im Evangelio zu begeistern, und weil wir voraussetzen konnten, daß ihnen davon nie etwas zu Ohren gekommen war, so versprachen wir uns von

dem Reize der Neuheit bey ihnen den besten Erfolg; sie aber fragten uns, aus welcher Legerde das wäre? denn sie glaubten, wir hätten ihnen bisher nur etwas auswendig Gelerntes hergesagt. Da wir uns denn auf das Evangelium beriefen, und auf die eigenen Worte des Weltheilandes, da that sich plötzlich der ganze Himmel der Dummheit auf, mit dem Munde Eines unter ihnen, der sprach: „ja, das möget Ihr in Eurem verblendeten Lande, jenseits der Berge, wohl so gelernt haben! Wir verehren auch den Heiland allerdings, aber das ist so lange her, daß er vom Himmel herab auf die Erde kam, daß Niemand eigentlich mehr wissen kann, was er gesagt und wie er es gemeint hat: und eben weil er nicht wieder kommen wollte, setzte er einen Statthalter ein, der bleibt nun immer bey uns, und der sagt uns genau, was wir glauben sollen, und darum ist die Einsetzung des Pabstes eine eben so große Gnade Gottes, als die Sendung seines eingebornen Sohnes, weil diese ohne jene gar nichts geholfen haben würde.“ Deutlich und zusammenhängend! riefen wir aus, und fingen an von dem guten Weine zu sprechen, über dessen Anbau und Behandlung die Franciscaner recht gründliche Kenntnisse hatten.

Man hatte uns zwey köstliche Weine vorgesetzt, beyde am Fuße des Lateiner-Gebirges gewachsen, Wein von Genzano und Wein von Ariccia, beyde auf vulkanischem Boden erzeugt, in der Nähe und unterhalb der Seen von Albano und Ariccia, die ausgebrannte, in sich versunkene Vulcane sind, deren weite, tiefe Becken, bey dem Einbrechen der Berge, sich mit heraufgedrängtem Wasser anfüllten und durch Zu- und Abfluß verborgener Höhlungen in dem Zustande schöner Gebirgsseen von ungewöhnlicher Größe geblieben sind. Auf der Ebene, am Fuße der Berge, in denen diese Seen liegen, und auf ihrem Abhange, wächst auf dem mit Lava und vulcanischen Erzeugnissen aller Art vor vielen Jahrhunderten geschwängerten Boden ein feuriger, glühender Wein, der aber, wie in einem Treibhause übertrieben, überzeitigt, sich nicht länger als 14 bis 16 Monate hält, und auch diese Dauer, wie man meynt, nicht haben würde, wenn sie ihm nicht durch künstliche Mittel gegeben würde; welches dadurch geschieht, daß er gleich nach der Kelterung gekocht und sodann auf Fässer gefüllt wird. Fremde trinken ihn anfänglich nicht gern, weil er etwas Süßliches hat, das man im nördlichen Europa an Tischwein nicht gewohnt ist, und da die meisten Reisenden nur sehr kurze Zeit in Italien bleiben, so können sie sich an den Wein so wenig wie an alles Fremde in dem Lande und Klima, an die Menschen und Sitten gewöhnen, und es ist der Wein in Italien bey uns nicht weniger verschrieen, als alles Übrige. Wer eine Reihe von Jahren in Italien lebte, der weiß, wie köstlich die Weine sind, der weiß auch, daß ihre Vorzüge also nicht in dem Alter bestehen, wie bey Rheinweinen, sondern in der größern oder mindern Sorgfalt, die auf die Behandlung des Anbaus sowohl, als bey dem Kelteren und im kühlen Keller gewandt wird, und endlich auch, daß der Unterschied guter und schlechter Jahre bey diesen Weinen entscheidendere Folgen hat, als bey allen Weinen nördlicher Länder. In der Behandlung der Weine mögen sich nun freylich die Italiener noch mehr Nachlässigkeit zu Schulden kommen lassen, als die Bewohner anderer Länder, die überhaupt gezwungen sind, durch Mühe, Fleiß und Arbeit so Vieles zu ersetzen, was ihnen die karge Natur versagt hat, und daher kommt es dann auch wohl, daß man in Wirthshäusern und Gasthäusern meistens schlechten Wein bekommt, und der gute bey den Eigenthümern der Weinberge, oder in Häusern, wo der Vorrath für das ganze Jahr bey ihnen bestellt wird, und besonders in Klöstern, anzutreffen ist, zu welcher aufmerksamen Unterscheidung zu gelangen, sich aber die Reisenden vom gewöhnlichen Schlage selten bemühen oder die Zeit nehmen.

Dieselbe Bewandniß hat es mit dem berühmten neapolitanischen Weine, *lacrimae Christi*, der auf den verwitterten Lavaschichten des Vesuvs wächst, und den guten Weinen von Ariccia und Genzano so ähnlich ist, wie der Rüdesheimer dem Hochheimer. Der *Lacrima*-Wein hält sich kaum zwölf Monate, verträgt keinen Transport, und es ist nur selten

gelungen, ihn unverdorben nach Rom zu bringen, selbst, wenn er nicht länger als 36 Stunden im Winter unterwegs war. Es leuchtete daher die Unmöglichkeit hervor, ihn in andern Ländern zu trinken, und was unter seinem Namen auf unsern Tafeln erscheint, ist auch im Geschmacke selbst jedem andern Weine in der Welt ähnlicher, als dem Lacrina-Weine des Vesuvs. Von diesem gilt nun aber auch genau, was oben von den guten und schlechten Weinen gesagt ist. In dem einzigen Wirthshause auf dem Vesuve, in der sogenann Einsiedelei di S. Salvatore, bekommt man nur den schlechtesten Wein, weil es der einzige Ort ist, wo dieser unfehlbar und noch überdieß sehr theuer angesetzt wird; bey den Eigenthümern aber, in Resina oder Portici, und in guten Häusern in Neapel trinkt man ihn gut, und da ist es denn auch wirklich ein sehr köstlicher Wein, der mit sehr vielem Recht die Phantasie beflügelt, und eine bessere als die klostermäßige, die ihm den Namen „Thränen Christi“ gab und damit an den Geist der Religionsherabwürdigung betrunkenen Mönche erinnert. Es giebt zwar Winzer und Weinschenke, die begierigen Fremden versichern, sie hätten Geheimnisse, um den Lacrima-Wein dauerhaft auf viele Jahre zu machen, nennen auch die Beyfügung von Veilchen-wurzel etc. als Mittel dazu; das sind aber gemeine Betrügereyen, die selten mehr Leichtgläubigkeit genug finden, um den Zweck zu erreichen.

Die bisher genannten Weine sind alle dunkelroth, haben sehr viel Körper, viel Feuer und einen sehr lieblichen Geschmack, und werden weder zu den trockenen noch zu den süßen Weinen gezählt, da sie im Geschmacke mit besonderer Eigenthümlichkeit das Mittel halten. Alle Weine, die nördlicher, als das Lateiner-Gebirge, wachsen, sind von anderer Art und Natur.

Wenn man sich von den Leuten belehren läßt, ihnen aufmerksam zuhört, sie zu rechter Zeit fragt und nicht durch unzeitige Bemerkungen stört, wenn sie im Fluß der Rede sich selbstgefällig nach allen Seiten ausbreiten, so macht man sich Freunde. Hätten wir diese weise Lebensregel noch nicht gekannt, so hätten wir sie hier im Gespräche mit den Franciscanern von S. Casimato gelernt. Wir schmückten unsere Hüte mit Granatblüthen, nahmen treuherzig Abschied von unsern neuen Freunden und zogen auf unsern erfrischten Eseln weiter.

Die breite Straße für Wagen, die über Austa nach Subiaco führt, verließen wir hier, um einem breiten Fußpfade links ins Gebirge hinauf zu folgen. Die Stunden der drückendsten Mittagshitze brachten wir in dem ärmlichen Dorfe Riofreddo zu. Die einzige Asteria daselbst war um nichts besser, als ein Stall, aber es fiel uns nicht ein, uns übel darin zu befinden; nach einem ermüdenden Ritte in der Hitze sind Ruhe und Schatten und die einfachste Nahrung eine Wohlthat, der nichts gleich kommt, bey der man jede gewählte Bequemlichkeit vergißt und als sehr entbehrlich kennen lernt. Man kann aber freylich überall die Erfahrung machen, daß der Genuß seinen höchsten Reiz nur der Entbehrung verdankt.

Schon um vier Uhr Nachmittags hatte die Hitze nachgelassen, ein erfrischender, sanfter Wind eehrte vom blauen Himmel herab, und wir setzten, erfrischt, wie unsere frommen Thiere, unsern Weg fort. Bis Riofreddo waren wir von Tivoli aus unaufhörlich gestiegen und befanden uns daher auf einer bedeutenden Höhe des Sabinergebirges, wo sich nun aber eine weite, fruchtbare Ebene vor uns ausbreitete, *pianura de' cavalieri* genannt. Wir zogen zwischen wohl bestellten Äckern und Wiesen hin, die von Gräben und Kanälen durchschnitten waren; lange Reihen von Obstbäumen beschatteten die Wege und begrenzten die Felder; es zeigten sich hie und da kleine Gehölze von sommergrünen Bäumen; wie hätten glauben können, in Schwaben oder in Languedoc zu seyn. Dies flache Land, so verschieden in Allem von der nahen Ebene Roms, zu der man hinabsehen kann, die Verschiedenheit von Allem, was Italien italienisch macht, hat etwas ganz eigen Auffallendes, denn es scheint, man habe nur zehn Stunden aufwärts zu steigen, um sich 100 Meilen weit

nordwärts zu versetzen. Wer sich die Wirklichkeit des climatischen Unterschiedes zwischen der Ebene und einer anscheinend unbedeutenden Höhe auf den Bergen anschaulich machen will, der nehme Wilbrands und Ritgens Gemälde der Natur zur Hand, worauf sich alle Thiere und Pflanzen nach ihrer climatischen Heimat bezeichnet finden. Die Schneelinie ist hier scharf angegeben, auf dem Äquator am höchsten und gegen die Pole zu auf die Meereslinie hinabgesenkt. Von dieser Bogenlinie, die die gewöhnliche Höhe bezeichnet, auf der der Schnee nicht schmilzt, sind, nach der Erdoberfläche zu, eine Menge Parallellinien gedacht, von denen jede, auf jedem ihrer Punkte, dasselbe Clima hat. So hat z. B. die senkrechte Höhe von 6000 Fuß unter dem Äquator das Clima, das sich auf dem 40ten Grade nördlicher Breite und auf dem 30ten südlicher Breite findet, und auf diesen drey verschiedenen Punkten sind demnach, so weit es die Umstände des Lokals verstattet, dieselben Thiere und Pflanzen zu Hause; dagegen hat man sich aber, unter dem Äquator 6000 Fuß hoch steigend, in climatischer Hinsicht so gut als 450 bis 600 geographische Meilen weit aus der Gegend des Äquators entfernt. Der Neugierige hätte also nur die Höhe der *pianura de' cavalieri* zu messen, um zu wissen, welches Clima das nördliche Europa dem dortigen entspricht, und sich somit das Ansehen dieser Ebene, ihrer Vegetation, ihrer Vögel etc. anschaulich zu machen.

Die Römer wußten von Alters die Bequemlichkeit, das Clima nach Gefallen wechseln zu können, aufs Beste zu benutzen, wenn ihnen nur Pluto mit seinen Schätzen günstig war. Überall hatten sie Landhäuser in der Ebene und auf den Bergen, am Meere und in den Thälern; das Jahr mit seinem Wechsel konnte ihnen nicht beschwerlich fallen; sie zogen bey dem Beginnen einer neuen Jahreszeit in eine andere Gegend, und lebten fast in einem fortwährenden Frühlinge. Hier, wenige Miglien von unserm Wege, wo die weite Ebene östlich ins höhere Gebirge ausläuft, hatte Horaz seine Villa, bey dem heutigen Licenza, das alte Digentia, jetzt ein unbedeutender Ort, lange ein Eigenthum der Orsinis, jetzt der Familie Borghese gehörig. Man sieht dort viel altes Gemäuer, das unstreitig aus der Zeit der Kaiser ist, und der gelehrte Chaupi will, daß diese Trümmer einst das Landhaus Horazens gewesen seyen. Auf diese Autorität hin besuchen viele Reisende diese Ruinen, mit der Liebe und Ehrfurcht, die ihnen der classische Dichter einflößte, und genießen schon auf dem Wege dahin der herrlichsten Gegend und reizendsten Aussicht in die Gebirgsthäler sowohl, als in die römische Ebene, die allein schon geeignet sind, die Seele zur würigen Gedächtnißfeyer eines großen Dichters zu erheben und für das Schöne empfänglich zu machen. -

Horaz hat von Rom nach seinem Landhause keinen andern bequemen Weg gehabt, als heute der unsrige war: *via valeria*, vom Consul Quintus Valerius Maximus, der die Stadt Valeria am fucinischen See gründete, wo jetzt das Dorf San Benedetto liegt, und diese Heerstraße von großen platten Steinen, mit besonders erhöhter *marcia piedi* zu beyden Seiten, für Fußgänger, von Rom bis in die Nähe des adriatischen Meeres geführt hat. Man trifft noch viele Reste dieser Straße an, und kann sie nach denselben von Tivoli über Vico-varo, Riofreddo, Carsoli, Colli, Roccacerro, Tagliacozzo, Scurcola, Capella und San Pellino bis Paterno verfolgen, von wo einer der Nachfolger jenes Consuls sie bis Chieti am adriatischen Meere fortsetzen ließ. Wir ritten oft auf langen Strecken dieser Straße, und trafen sogar, unsern der Osteria del Cavaliera, auf einen alten Meilenzeiger, mit der Zahl XLIII. Bey diesem Meilenzeiger muß Horaz, um nach seinem Landgute zu gelangen, *via valeria* verlassen und sich östlich nach Carseoli gewendet haben, wovon man, in einem Gehölze, etwa zweyhundert Schritte von der Straße, noch ansehnliche Trümmer findet.

Im kühlen Schatten junger Eichen weideten unsere Cucci oder Lomari, wie die Esel vom Volke genannt werden, denn sie machen sich jeden Augenblick der Rast flugs zu Nutze; wir saßen auf einem schönen Mauerstück, das von hohem Farrenkraut umwachsen war; neben uns saß im tiefen Mauerspalt ein Käuzchen, das mit klugen Augen in das Schattendunkel blickte; tausend Stimmen gefiederter Sänger belebten das grüne Dach über uns, und zierliche Eidechsen schlüpfen zu unsern Füßen mit behender Schnelligkeit hin und her. Sinnend blickten wir von diesen Trümmern hinaus in die weite Ebene, die jetzt in tiefer Stille da lag und hell von der Sonne beglänzt war, von derselben Sonne, die einst das laute Getümmel auf dieser, Rom mit dem Meere, beyde Meere mit einander verbindenden Straße zu jener Zeit der römischen Weltherrlichkeit beschien, und wenige Jahrhunderte später mit demselben Glanze der verhängnißvollen Schlacht leuchtete, in der Conradin gefangen ward, und der zum Gedächtnisse Carl von Anjou jene kleine Kirche, Madonna bella Vittoria, erbauen ließ, die wir in einiger Entfernung vor uns liegen sahen. Wie klein fühlt sich der Mensch! Wie unbedeutend und nichtig die größten Begebenheiten seiner kurzen Geschichte, vor der ruhigen Majestät der Natur, vor ihrer ernsten Dauer im ewigen Wechsel des kleinen Menschenlebens! Was ist ihr die Zeit! Wie klein der Maaßstab der Dauer, den uns die Geschichte giebt! Unwillkührlich steigen solche Betrachtungen in uns auf in einer Gegend, die, so wie diese, den Charakter der Größe in stiller Einsamkeit trägt, der um so größer hervortritt im Gegensatze zu den erhaltenen Spuren kleiner Menschengröße.

In Carsoli fanden wir im Hause des Herrn Benedetto Mari die beste Aufnahme. Die Art und Weise, wie man zum bequemen Unterkommen in den Städten Italiens, die nicht an den frequentirtesten Hauptstraßen liegen, so nützliche Bekanntschaften macht, muß jeden Reisenden in Verwunderung setzen.

Ich hatte bey Tivoli in der Villa Hadrians den bekannten Kupferstecher Gmelin angetroffen, dessen Bekanntschaft ich einige Tage früher gemacht hatte, und der hier nach der Natur zeichnete. Weil ich gehört hatte, daß er in der Gegend umher bekannt sey, so fragte ich ihn: wie man es anzustellen habe, um gute Anweisung zu einer Reise nach dem fucinischen See zu erhalten? - Wollen Sie hinreisen? fragte er, und da ich die Frage affirmirte, zog er ein Blatt Papier aus der Mappe, schrieb mit seinem Bleystift unsere Namen hin und fügte hinzu: Diese Herrn wollen sich aus Kurisität das Gebirge ansehen, Sie haben dort in den Städten Bekannte, Sie könnten Ihnen eine Gefälligkeit erweisen, wenn Sie Ihnen Briefe mitgäben. Diesen Zettel, sagte Gmelin, zeigen Sie nur drinnen im Orte dem Canonicus Sabbin vor, so wird sich das Übrige wohl finden; ich kenne ihn selbst nur wenig, aber es haben sich schon mehrere Reisende zu ähnlichem Zwecke an ihn gewendet; er ist gefällig. Als wir im Gasthofe nach der Wohnung dieses gefälligen Mannes fragten, sagte der Wirth: den treffen Sie jetzt nicht zu Hause; ich werde aber hinschicken und in seinem Hause sagen lassen, daß zwey Signori Moscoviti ihn zu sprechen wünschten, so kommt er unfehlbar her. Nach einer Stunde etwa erschien Herr Sabbi wirklich, und hatte kaum den Gmelinschen Zettel gelesen, als er mit sehr viel Feuer von manchem alten Gemäuer und von dem merkwürdigen See, den wir besuchen wollen, zu sprechen begann, die erwünschteste Auskunft über Alles gab, sich jedoch bald selbst unterbrach, von dem Wirthe Papier und Feder forderte, und uns bald zwey offene Briefe übergab: an Don Benedetto Mari in Carsoli und an Don Vincenzo Menicucca in Avezzano, jeder im Wesentlichen folgenden Inhalts: Diese Reisenden sind Moscoviti, brave Leute von gutem Hause, die ich von Kindheit auf kenne, meine Busenfreunde, mir zu Liebe und Euch zur Ehre nehmt sie so gut auf, wie Ihr könnt, und laßt es ihnen an nichts fehlen, daß sie Eurem Namen einst in ihrem Lande Ehre erweisen mögen. Der Canonicus blieb den Abend bey uns, unterrichtete uns auf Vollständigste und wiederholte die Versicherung, daß seine Brief uns die beste Aufnahme im ganzen Kö-

nigreiche, besonders aber im Gebirge von Abruzz, Apulien und Calabrien sicherten, indem uns jeder Gastfreund eben solche Briefe für die nächsten Orte geben würde. Diese Versicherungen kamen uns lächerlich und unglaublich vor, aber die Erfahrung hat sie nicht bloß bestätigt, sondern die Versprechungen des Herrn Sabbin noch weit übertroffen. Überall wurden wir fast ohne Ausnahme mit außerordentlicher Gastfreundschaft, an vielen Orten mit einer liebenswürdigen Herzlichkeit und vertraulicher Wärme aufgenommen, wie man sie nur von den vertrautesten Freunden erwarten kann; unsern Wünschen kam man mit der größten Sorgfalt zuvor; das Beste, was das Haus vermochte, ward zu unsrer Bewirthung nicht gespart; oft weigerten sich die Dienstboten sogar, ein Trinkgeld anzunehmen, und wenn wir unsre liebenswürdigen Wirthe fragten: womit wir uns für so seltnen Gastfreundschaft dankbar bezeigen könnten? erhielten wir meistens zur Antwort: erzählt nur in Eurem Lande, daß man die Moscoviti in Abruzzo wie Brüder aufnimmt, vergeßt uns nicht, und wenn ihr wieder einmal zu uns kommt, so bleibt länger bey uns.

Wer solche Erfahrungen gemacht hat, den muß es fürwahr schmerzen, die Italiaener im Allgemeinen so schimpflich verunglimpfen zu hören, wie fast überall geschieht. Diese Ungerechtigkeit läßt sich nur aus zwey Ursachen erklären. Die erste ist unstreitig die, daß der große Haufe der müßigen Reisenden, die Italien seit langen Jahren überschwemmen, nur auf gewissen viel betretenen Wegen anzutreffen ist, und man muß dabey an Processionsraupen, Ameisen und anderes Gewürm denken, das auch von den einmal gebahnten Gängen nie abweicht. Eine nothwendige Folge davon ist, daß alles geldgierige Gesindel, wie jede Nation einen Hefensatz desselben hat, sich auf diese großen Heerstraßen legt, von dem Reisegelde der Fremden möglichst zu vorthelen sucht und ihnen in Gestalt von Gastwirthen, Lohnverdienern, Handwerkern, Wäscherinnen, Fuhrleuten, Postillons, Krämern, Freudenmädchen, Cicerones, Spadassini, Poeten, Spieler, Antiquare und Modegecken auf Promenaden, an den Wirthstafeln und in Schauspielhäusern auflauert, wie der Fuchs den Hühnern, die gerupft zu werden verdienen. Die allermeisten Reisenden wollen Italiener nur gesehen haben, um sagen zu können, sie kennten Italien, wollen diese Kenntniß so schnell und wohlfeil wie möglich erkaufen, und bestimmen zwey der drey Monate dazu, um in Italien Alles gesehen zu haben, was Lalande in sieben Bänden beschreibt, und wovon Reichart und andere Reisebücher einen Catalog geben. Diese Reisenden finden natürlich keine Möglichkeit, andere Menschen kennen zu lernen als ihren Banquier, das Gesindel, das ihnen überall in den Weg tritt, und die Fremden, die auf ihrem Wege in ihrem Falle der in ihrer Falle sind. Einer meiner Bekannten besuchte mich am Tage seiner Ankunft in Rom, und ob es gleich schon sechs Uhr Abends war, wollte er noch vor dem Abendessen das Coliseum, das Capitol, den Corso, das Pantheon, St. Peter und Villa Borgese gesehen haben, und ich sollte ihm dazu behülflich seyn; denn, setzte er hinzu, ich habe nur acht Tage für Rom bestimmt. Das ist gut berechnet! rief ein Freund aus, der zugegen war: für jeden Hügel einen Tag, und den achten zur Wiederholung! Das Kurisitätenrennen dieser Gattung Reisender ist unglaublich; sie lassen sich kaum Zeit zum Essen und zum Schlafen, denn die Nächte bringen sie mit Anfertigung des Tagebuches zu; Bilder, geschnittene Steine. Mosaik, Pasten und kleine Büchelchen mit schlechten Kupferstichen kaufen sie je nach Anleitung der Lohnbedienten in aller Eile an, werden auf alle Weise geprellt und schreyen dann zu Hause: ärgere Spitzbuben giebt's doch nicht, als die Italiaener! Man erzählt von dem Capellmeister Friedrichs des Zewyten, Benda, daß er, nach mehrjährigem Aufenthalte in Italien, in einer Damengesellschaft in Berlin gefragt worden sey: Nicht wahr! es muß doch dem ehrlichen Deutschen gar unheimlich seyn unter den Spitzbuben in Italien? und zornig geantwortet habe: Ich habe allerdings einige Spitzbuben in Italien und einige ehrliche Leute in Deutschland angetroffen. Vor funfzig und achtzig Jahren noch, als der spanische Gesandte in Rom die Gerichtsbarkeit über Alles hatte, was

auf dem spanischen Platze vorfiel, kein Mönch und kein Sbirre sichs einfallen ließ, auf diesem Platze päpstliche Gesetze und Verordnungen in Anwendung zu bringen, wo auch eben deshalb die persönliche Sicherheit vielleicht größer war, da ließ sich denken, daß Fremde, die als solche mit dem spanischen Gesandten in Höflichkeits-beziehung, in gesellschaftlichem oder freundlichem Umgange standen, lieber auf diesem Platze, als in jeder andern Gegend der Stadt wohnten. Obgleich dieses spanische Privilegium nun aber schon lange nicht mehr existirt, die ultramontanischen Kuriositätenstürmer diesen ganzen Zusammenhang gewöhnlich nicht kennen, so haben sie gehört, daß Fremde in Rom auf dem spanischen Platze wohnen, und meynen, dasselbe thun zu müssen. Daher ist es auch fast unmöglich, auf diesem Platze zu wohnen, ohne gröblichst hintergangen, übervortheilt oder betrogen zu werden. Von dem spanischen Platze aber führt eine breite Treppe nach der Kirche und dem Platze trinita de' monti, und hier ist es so anders, daß man in einem andern Lande zu seyn glauben könnte. Alle Preise sind geringer, jede Waare ist besser, man ist vor Betrug und Diebstahl sicher und die Nachbarn sind gegen einander freundlich und dienstfertig. - Jeder Ort in der Welt hat mehr der weniger seinen spanischen Platz, aber auch eben so seine trinita de' monti; es ist gewiß noch weit ungerechter, den ganzen Ort nach dem ersten zu beurtheilen, als nach der letztern. Wie es mit Rom ist, so ist es mit Italien überhaupt, wo die vielbetretenen Heerstraßen von Florenz nach Rom, von da nach Neapel u.s.w. die spanischen Plätze dieses schönen Landes sind.

Kaum hatten wir unser geringes Gepäck untergebracht, als wir das wirthliche Dach verließen, um uns in der Gegend umzusehen. Nachdem wir einige Zeit steil aufwärts gestiegen waren, gelangten wir an das alte Castell von Carsoli, eine noch wohl erhaltene Ruine aus dem Mittelalter, durch dünne graue Wände, Schießscharten u.s.w. leicht von dem verschiedenartigen Gemäuer aus der Zeit der Kaiser und der Republik zu unterscheiden. Mehrere kleine Wappenschilder, in den Stein gehauen, waren in eine Reihe über dem Thor geordnet, das Eigenthum mehrerer Machthaber an diesem Castell bezeichnend, das als Grenzfestung vermuthlich eine noch eigenthümlichere Bestimmung hatte, denn wir standen hier an der Grenze des Kirchenstaates im Königreiche Neapel. Die beyden Inschriften am Eingange hatten für uns kein Interesse, da wir selbst bey den älteren und ältesten nur selten verweilten. Diese Gleichgültigkeit zu entschuldigen, muß man wissen, wie arg die neugierigen Fremden in Italien mit den Inschriften geschoren sind. - Zu Anfange betrachteten wir jedes Gemäuer, jeden Fleck, der einen bekannten Namen führt, jeden Stein mit Ehrfurcht, jede Inschrift vollends mit Entzücken und gierigen Blicken, und zeichnen sie mit bebender Hand in der Schreibtafel auf. Aber in Rom giebt es des Bedeutenden so viel! Die heterogensten Dinge erscheinen in vertraulicher Nähe, Jahrtausende in den Moment der Gegenwart zusammengedrückt; Obelisk des Sesostris, Cloaca maxima, Pantheon und St. Peter gehen oft in einer Stunde vor unserm Blick vorüber; ja an der heutigen Stadtmauer selbst unterscheiden sich die Steine vom Servius Tullius, vom Aurelian und von den neuern Päbsten. Was Rom ernst- und wehmüthig Anziehendes hat, verwirrt den Neuling aufs Höchste, denn Alles ist ihm wichtig und muß es seyn. Geduld! denkt er, das muß sich ja Alles mit der Zeit ordnen! Schritt vor Schritt denkt er kritisch das Labyrinth zu durchwandern, denn er übersieht diese Unendlichkeit nicht. Alle Cicerones und Antiquare werden aufgeboten, alle Autoren aufgeschlagen und Muratori kaum aus der Hand gelegt. Aber schon bey dem ersten Schritte werden die Autoren dunkel oder widersprechend befunden; jeder Antiquar versteht den Text anders; deutet aufs Gesuchteste die einfachsten und deutlichsten Inschriften, denn er muß sich durch Scharfsinn vor den Übrigen auszeichnen; Gewißheit ist nirgends, das Wahrscheinlichste wird zweifelhaft, Ungereimtes sehr wahrscheinlich gemacht; wer mag da noch Geduld und Ausdauer haben! Wir werden bald klüger und halten uns an die hauptsächlichsten Werke, deren Bedeutung sich nicht bezweifeln

läßt, und lassen für alles Übrige die oft sehr große Wahrscheinlichkeit oder gar die anziehende Tradition gelten, unbekümmert, ob wir, in Mitten der ernsten Größe, über eine Kleinigkeit im Irrthume sind. Dieser Schauplatz der Weltherrschaft, die Denkmahle, aus denen sie bey jedem Schritt noch lebhaft zu uns spricht; die Größe und Pracht überall, wohin das Auge sich wendet; die Ruhe und der Ernst, die weit über dem Grabe der Stadt herrschen und den Charakter der Größe aufs Höchste steigern; die milde Luft, der tiefe blaue Himmel, die Berge, die Nächte, die Künste, die warm ins Leben eintreten; die Freyheit im äußern Leben; die Pracht der Kirchen; die Paläste überall; die Obeliskten, die Bilder, die Statuen; der Stolz des Volkes darauf und seine Theilnahme an Allem; die glühende Liebe der Römerin; der Stolz in der Liebe; der Ernst des tiefsten Gefühls überall; die Myrten und die Lorbeeren und die Pinien - wahrlich! die Spitzfindigkeit der Antiquare und ihre Zudringlichkeit wird eine widrige Last und unwillkürlich wendet das Auge sich ab von der köstlichen antiken Inschrift im Staube, unter Disteln oder vom Moose bedeckt.. Wohl uns, daß die tiefere Kenntniß jedes Details und daß jede Inschrift in langen Reihen verehrter Bücher aufbewahrt ist! Das ist für den dereinstigen Nothfall. Einstweilen ergreifen wir geizig die größern Schätze des warmen Lebens, das sie uns in flüchtiger Eile zu entführen droht; und fragt man uns einst: was brachtet ihr denn von Reisen mit? so dürfen wir antworten: uns selbst! denn wir verloren uns nicht aus dem Leben; wir reiseten nicht nach Rom und nach Neapel, wir lebten in Rom, in Neapel und in Carsoli.

Die Aussicht vom Castell auf die Ebene del cavaliere ist weit und schön, und hatte für uns noch den besondern Reiz, daß wir die Ebene, durch die wir vor einer Stunde erst herauf gezogen waren, die Hölzungen und niedrigeren Berge zu denen wir hinaufgeblickt hatten, jetzt, gleichsam uns selbst entgegen, von oben herab betrachteten, die höhern Berge in der Nähe und fast in gleicher Höhe sahen, und zu andern Gipfeln hinaufblickten, die uns vorher verborgen oder unkenntlich waren; und auch die Beleuchtung so verändert: die Mittagssonne senkte sich hinter uns unsrer linken Seite zu, jetzt hatten wir die niedrige Abendsonne rechts vor uns; dieselben Gegenstände, die wir hell beleuchtet und zum Theil ohne Schlagschatten gesehen hatten, lagen jetzt meistens beschattet vor uns, von einer schmalen Licht-seite rechts gehoben, und warfen lange Schatten weit in die Ebene hinaus oder auch auf höhere Berge hin. Noch sehe ich im Geiste die Einsiedelei auf dem spitzen Gipfel des Monte S. Elia, eine andre am schroffen Abhange, auf hohen Bergzinnen, die Stadt Oricoli, die Festung Collalto und andere Ortschaften, den Glanz der Sonne, in der Nähe der von ihr gemalten Wolken widerstrahlen. Es giebt keine angenehmere Unterhaltung, als unter solchen Umständen sich in solchem weiten Gebirgsthale, auf so geschichtlichem Boden, topographisch zu orientiren. Die Schlacht, in welcher Conradin geschlagen ward, muß von dem Fleck aus, auf dem wir standen, zu übersehen gewesen seyn, und der Hofrath Hirt ist vielleicht irre, wenn er das Schlachtfeld nach Scurcola verlegt. Ich bedaure es sehr, die geistreiche Abhandlung dieses Autors (Reise von Grottaferrata nach dem fucinschen See und Monte Cassino. Im 11ten und 12ten Stück der Horen vom Jahre 1796.), als ich in Italien lebte, nicht gekannt zu haben. Ich hätte mit ihr die Merkwürdigkeit dieser Gegend besser kennen gelernt. Die Schlacht auf der Pianura del Cavaliere ist darin mit warmen Farben geschildert. Auch wir kehrten den Rücken der schönen Aussicht, wie man sich mit empörtem Gefühl abwendet von dem Schauplatze einer Gräuelszene, und wäre sie noch schön geschmückt. Als wir das Innere des Castells durchschreiten wollten, fiel es uns dagegen auf, wie still und friedlich hier ein breites Kornfeld den ganzen Boden zwischen den dunkelgrauen Mauern mit klarem Grün bedeckte. Still und heimlich war es hier, wie Friede und Segen, und die röthliche Abendsonne lächelte durch zerstörte Fenster darüber her. Nichts widersteht dem zerstörenden Zahn der Zeit, ruft man unaufhörlich klagend aus; mit demselben Rechte läßt sich sagen: nichts widersteht der zerstörenden Wuth

des Menschen. Die Zeit macht es überall ausgleichend wieder gut; den Mantel der Liebe, grünend wie diese Saat, breitet sie über alle Zerstörung aus; aber was vermag der Mensch wieder gut zu machen!

Wir fanden die zahlreiche Familie Mari versammelt zur Abendmahlzeit. Don Benedetto, ein rüstiger, gebieterischer Gutsbesitzer, Pächter und Kornhändler zugleich, setzte sich als Hausherr oben an und wies uns als Fremde die Plätze neben sich an, mehrere Männer aus dem Orte, die sich der Fremden wegen eingefunden hatten, nahmen gleichfalls Platz; ein langer schöner Mann in schwarzer geschmackvoller Kleidung setzte sich unten an die Tafel, nachdem er seine Zither, die ihn nie verließ, an seinen Stuhl gehängt hatte; er war ein Bruder des Hausherrn und Abate. Es wimmelt in Italien von diesen müßigen Weltgeistlichen; in jeder Familie giebt es einen solchen, und wenn ein Vater mehrere Söhne zu verschiedenen Ständen bestimmt, so fragt Jeder: *e chi sarà l'Abate?* Mehrere Stühle blieben leer und waren, der Sitte des Hauses und des Landes nach, für Personen bestimmt, die sich etwa noch einfinden könnten, und wurden von Zeit zu Zeit von der Hausfrau und ihren Töchtern eingenommen, die übrigens mit der Bereitung des Mahles in Küche und Keller, und mit der Aufwartung bey Tische beschäftigt waren. Diese Abendmahlzeit war hier die einzige am Tage, wie es mehr oder weniger in dem ganzen bekannten Italien der Fall ist. Don Benedetto legte die *minestra* vor, eine Wassersuppe mit geriebenem Käse und Gewürzen. Eine große dampfende Schüssel Macaroni, auf neaplitanische Weise in Wasser gekocht und dann sehr heiß mit Butter und geriebenem Käse durchgerührt, ist hier so beliebt als tägliche Kost, wie die Kartoffeln in Deutschland, und wirklich eine köstliche Speise, wo der Weizen, und folglich das Mehl, von ganz eigenthümlich vorzüglicher Güte ist. Die Italiener essen demnächst sehr viel Fleisch, aber alles gekochte und mit Sauce angerichtete Fleisch ist immer vorher gebraten worden. Die Zwischenspeisen sind fast immer gebacken; eine *frittata* folgt der andern, und Alles, was nur eßbar, und nicht flüssig ist, dient dazu; nur daß man statt der Butter Öl dazu nimmt, woran sich der Fremde in der Regel bald gewöhnt. Die Krone der Tafel für den Freund des Gemüses sind aber überall so wie heute die köstlichen *broccoli stracinati*, ein grüner Blumenkohl, auf eigene Weise zubereitet. Dem unglücklichen Knoblauch ist freylich nicht immer auszuweichen, aber daß er den meisten Speisen zugesetzt werde, ist eine Übertreibung.

Wir freueten uns der in Italien so seltenen Erscheinung, die Frauen so thätig und geschäftig in der Haushaltung zu sehen. Don Benedetto versicherte, das sey hier in den Bergen überall so, und die Frauen seyen hier keine so nichtsnutzige Statisten als die Statiste. Die Bewohner des Kirchenstaates werden nämlich von ihren Nachbarn im Königreiche Neapel, an der Grenze, kurz weg *Statisti* und *Statiste* genannt. Unser rüstiger und lebhafter Hausvater nahm sogleich Gelegenheit, von der Lebensweise überhaupt, von der musterhaften Ordnung in seinem Hause und seinem weitläufigen Geschäftskreise zu sprechen, breitete sich mit Wohlgefallen und Gesprächigkeit darüber aus und endete mit Lebhaftigkeit: bey mir muß Alles thätig und aufmerksam seyn; Jedermann hat seine angewiesene Arbeit und muß seine Schuldigkeit thun; der einzige Müßiggänger im Hause ist der Abate mit seiner Zither, ein Mittelding zwischen Mönch und Gecken, aber ein Taugenichts ganz und gar!

Dieser plumpe Scherz war das Signal zum allgemeinen Gelächter und zu einer sehr komischen Unterhaltung, die den Abend ausfüllte und auf dem Stande des Abate roulirte. Dieser vertheidigte ihn mehr scherzhaft als ernsthaft, sprach weniger als er sang und improvisirte, und war dieser Rolle vollkommen gewachsen. Man rief eine der Töchter des Hauses herbey und brachte ihr eine Harfe; ihr Spiel und Gesang bewies vielleicht keine große Meisterschaft, war aber sehr angenehm, wie ihr ganzes Wesen anziehend durch Heiterkeit, Bescheidenheit und Sittsamkeit, und ihre Schönheit auffallend. Der Abate und Me-

nicuccia sangen abwechselnd; er pries die Vorzüge seines Standes und sie widerlegte und persiflirte ihn aufs Witzigste; er ward ungehalten und eifrig, sie immer ernster und beißender; er endlich niedergeschlagen und um Mitleid flehend, worauf sie im tröstenden Tone ihn noch drolliger aufzuziehen fortfuhr; endlich gerieth er in Verzweiflung, und sie ward ernsthaft, pries die Ordnung und Thätigkeit eines wohl eingerichteten Haushaltes, einer gut regierten Stadt, und zeigte sodann, wie ein Abate sich zu verhalten habe, um in beyden geehrt und geliebt und ein nützliches Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft zu seyn; was denn auch Jenem einleuchtet, der sich nach ihren Vorschriften zu richten verspricht und auf sehr komische Weise sich des Glückes und der Behaglichkeit freut, die ihm daraus in Zukunft erwachsen soll. Ein Freund des Hauses vertraute mir, diese ganze Scene sey ein Werk des Abate, Menicuccia habe Worte und Musik von ihm einstudirt, er unterrichte alle Mädchen im Orte, sey in alle Familienangelegenheiten eingeweyht, und seines Verstandes wegen sowohl, als seiner Redlichkeit und Theilnahme wegen, von Alt und Jung geehrt und geachtet.

Der Abate benachrichtigte uns, er habe zu Fortsetzung unserer Reise Pferde gemiethet, die morgen vor Tage gesattelt und gezäumt seyn sollten; es seyen elende Thiere, aber es ließen sich keine besseren im Augenblicke auftreiben; es habe sie darum auch nur bis Avezzan für uns gemiethet. - Wir befragten ihn sodann nach einer bleichen, abgezehrten weiblichen Gestalt, die wir vorhin in dem Castell, auf einem Stein im Kornfelde, sitzen und heftig weinen gesehen hatten. „Ach! rief er aus, die Verliebte! Niemand weiß, wer sie ist. Vor zwey Jahren erschien hier ein stattliches Paar, ein schöner, junger Mann und ein Frauenzimmer. Eine Nacht hatten sie in der schlechten Locanda zugebracht; am Morgen reisete er, eines Geschäftes wegen, nach Arsoli, von wo er unfehlbar vor Abend wieder zurück zu kehren versprach; sie nahm den zärtlichsten Abschied von ihm, hielt ihm den Steigbügel als er zu Pferde stieg, und sah ihm vom Castell aus lange nach. Der Abend kam, aber der Fremde blieb aus. Das schöne, junge Weib, von der peinlichsten Angst getrieben, reisete ihm noch in derselben Nacht nach; aber es fand sich, daß der Fremde gar nicht in Arsoli gewesen war, und der Jammernden verwirrten sich die Sinne. Mehrere Monate irrte sie im Gebirge umher, und es ist unbegreiflich, wie sie hat am Leben bleiben können. Mitleidige Einwohner dieses Ortes brachten sie hierher; seitdem findet sie Obdach und Nahrung, wo sie zufällig in ein Haus tritt, und Kleidung, wenn ihr welche gebricht. Sie läßt sich das Alles gefallen, aber ohne Theilnahme; sie beantwortet keine Frage und spricht überhaupt nie; es ist also unmöglich, ihre Angehörigen auszuforschen, um ihnen Nachricht von ihr zu geben. Sie trägt eine enge goldene Kette um dem Halse, deren Schloß nicht geöffnet werden kann. Die Ankunft eines Fremden ist das Einzige, was ihre Aufmerksamkeit erregt; sie folgt ihm mit den Augen, beobachtet ihn, weint und jammert und sucht ihm den Steigbügel zu halten, wenn er zu Pferde steigt.“

Wer könnte dem armen Geschöpf die innigste Antheilnahme versagen! Lange vermochten wir kein Auge zuzuthun, und mochten kaum eingeschlafen seyn, als uns die Ankunft der Pferde erweckte, und die Ciocolata, die uns Don Benedetto selbst brachte, während im Hause noch Alles still war. Wir dankten ihm herzlich für die lebenswürdige Aufnahme in seinem Hause und stiegen die Treppe hinab. Da stand die bleiche abgehärmte Gestalt in der Morgendämmerung, mit untergeschlagenen Armen an die Wand des Hauses gelehnt und vor sich hinstarrend. Was wir auch nur zu ihr sprechen mochten, sie blieb taub und stumm und fast regungslos wie eine Bildsäule. Die Halskette bemerkten wir auch. Als wir zu Pferde stiegen, sprang sie schnell hinzu, hielt meinem Bruder mit der Rechten den Bügel, während ihre Linke die Zügel ergriff, und sah ihm scharf ins Gesicht; gerührt reichte er ihr vom Pferde herab ein Goldstück; sie achtete nicht darauf, verhüllte ihr bleiches Gesicht mit beyden Händen, weinte und jammerte hörbar und entfernte sich wankend.

Durch und durch erschüttert folgten wir mechanisch unserm Führer, mechanisch griff ich in die Tasche nach dem Dante, und mechanisch schlug sich mir der fünfte Gesang des Inferno von Francesca von Rimini auf - - *piangeva sì, che de pietade io venni meno come s'io marisse.* -

Wer jemals ein sanftes, zum Beglücken geschaffenes Geschöpf gesehn hat, das, in tiefen Gram versenkt, nur lebt, um den unendlichen Schmerz unaufhörlich zu fühlen, ein Schmerz, der wie Wahnsinn ist - der wird es begeifen, wie wir, in Kummer und Theilnahme versunken, der Aufheiterung und der Beschäftigung bedurften, um das Gleichgewicht der Besonnenheit herzustellen und um die, auf einen Punkt zusammengedrückte, brennende Theilnahme gleichmäßig zu verbreiten, wohlthätig erwärmend, nach allen Seiten, wo sich ihr Würdiges zeigt.

Wir fanden Alles, was wir bedurften. Der schönste Morgen, der sich denken läßt, im reizendsten Gebirge; dem südlichen Himmel näher gerückt; die Glut der Sonnenstrahlen gemildert durch die Kühle der Höhe; die mannichfaltigste Abwechselung in finstern Schluchten, die von köstlichen Blüthen dufteten; in sonnigen Höhen, üppig bewachsen mit bunter Vegetation; in Berggipfeln und leichtem Gewölk; in Büschen und Wäldern; in nähern und fernern reizenden Aussichten und Felsenthälern - welcher Kummer hätte nicht hier die belebendste Aufheiterung gefunden! - Aber auch Beschäftigung hatten wir die Fülle, denn jeder Schritt unsrer Pferde war lebensgefährlich. Oft war der Pfad kaum breiter, als der Huf des Pferdes, oft mußte es lange Strecken hindurch von einer schafen Spitze zur andern überschreiten, die zuweilen unerreichbar schien; immer ein tiefer Abgrund zur Seite, oft zu beyden Seiten des engen Felsensteges, von Schwindel erregender Tiefe; noch schlimmer neben solchem Abgrunde, auf nieder gelegtem, feuchtem, langem Grase, das schlüpfriger war, als die ebene Fläche des Eises; dazu die erbärmlichen Schindmähren, denen man auf dem ebensten Boden keinen sichern Schritt zugetraut hätte; das Alles war eben so fesselnd, als beunruhigend. Nachdem wir auf diese Weise unaufhörlich abwechselnd auf- und abwärts vier bis fünf Stunden gestiegen waren, kündigte uns der Führer an, daß wir jetzt Tagliacozzo bald sehen würden. Welch überraschender Anblick! Wir waren ungefähr südöstlich gewandt, auf dem Abhange des Gebirges, das sich noch weit vor uns, sanft absteigend, hinzuziehen geschienen hatte; aber dicht vor uns ist es senkrecht abgeschnitten und der flache Boden des weiten Bergthales scheint am Fuße dieser schroffen Wand zu beginnen; diese klafft in einem weiten Spalt auf, und in diesem Spalt ist die Stadt, mit ihren Häusern von oben bis unten an beyden Seiten angeklebt, wie Vogelnester in Felsenrissen. Die Volkssage berichtet, es habe vor Alters hier oben die Stadt gelegen, mitten in derselben sey der Fels vom Blitze auseinander gesprengt, die Häuser in den weiten Spalt hinabgestürzt und die neuen Häuser wiederum, aus Aberglauben, überall dahin gebaut worden, wo an den neu aufgerissenen Wänden die herabgestürzten Trümmer liegen geblieben waren. Es sieht auffallend genug aus, wie wenn die Trümmer eine herabfallende Saat gewesen wären, die befruchtet in neuen Häusern aufgegangen ist.

Wir mußten in diese Stadt hinabreiten; die einzige Straße dieser Stadt führt an der linken Wand im Zickzack zwischen den Häusern durch; während wir an den Hausthüren vorbeizogen, sahen wir auf der andern Seite von oben auf die flachen Dächer der Häuser hinab. Wir fürchteten den unsichern Schritt der Pferde im jähen Absteigen und folgten ihnen zu Fuß. Wir wurden des Umschauens nicht müde, und sahen mit Verwunderung rasche, rüstige Mädchen, große Lasten auf den Köpfen, diese sonderbare Felsenleiter auf- und abhüpfen; Andere sahen wir den Weg abkürzen, indem sie durch die Häuser die Treppen erstiegen, aus den Dächern über die Straße, in andere Thüren, auf andere Dächer und immer wieder dieselbe Straße überschritten, ohne die gerade Linie zu verlassen.

Endlich trafen wir unten, wo die Ebene beginnt, auf dem Marktplatze der Stadt ein, wo unser Führer vor der einzigen Osteria derselben uns erwartete. Es war etwa zehn Uhr Morgens, der Ritt über das Gebirge hatte uns aber doch ungewöhnlich ermüdet und wir suchten irgend ein Lager zur Ruhe. Das war aber nicht zu finden. Das ganze Haus enthielt außer dem schlechten Stalle und einer dunkeln Kammer, in welcher der Wirth wohnte, die aber von Ungeziefer wimmelte, nichts als die weite schwarze Küche, in der wir uns mit vielen halb betrunkenen Landleuten befanden. Heu und Stroh war nicht zu haben; wir mußten uns zu den lauten Zechern auf die schmale Bank an der Wand setzen. Lebensmittel gab es auch nicht für uns; der Wein und Brandtwein, die fette Wurst mit Knoblauch, ein stinkender Schaafskäse waren abscheulich; endlich waren wir doch so glücklich, ein trockenen Kuchen, weil es Sonntag war, und ein Dutzend nicht ganz alte Hühnereyer zu erwischen. Aber nun fehlte das kochende Wasser, um die Eyer darin zu kochen. Die Wirthin hockte also nieder, an die Feuerstelle, stellte die Eyer, eins nach dem andern, in die heiße Asche und beobachtete sie genau. Je nachdem sich an einem Ey Tropfen zeigten, wendete sie es um, mit der schwitzenden Seite nach dem Feuer des Heerdes, und wenn die andere Seite auch schwitzte, nahm die das Ey aus der Asche. In ganz kurzer Zeit hatte sie Alle Eyer in der Schütze und rollt sie uns auf den Tisch hin. Die Eyer warn vortrefflich; und gerade so wie sie am besten sind, nicht dünn und nicht hart. Diese Methode ist dem Kochen der Eyer im Wasser überhaupt vorzuziehen.

Unserm Führer war unterdessen auch unser Kampf mit der Unbequemlichkeit der Osteria aufgefallen und er eilte, demselben auf eine sehr einfache Art ein Ende zu machen. Er war selbst unbekannt im Orte, fragte deshalb aber nicht in der schlechten Herberge nach; er ging auf den Markt hinaus, betrachtete die sämmtlichen Häuser, wählte das mit dem stattlichsten Ansehen, trat hinein und fragte an: ob hier nicht einige Bequemlichkeit für fremde Herren zu finden sey, die sich in der Osteria nicht zu behelfen wüßten? Die augenblickliche Antwort war, daß zwey junge Männer bey uns erschienen und uns ankündigten: da wir hier so schlecht versorgt seyen, so glaube ihre Mutter, wir würden in ihrem Hause mehr Ruhe und Bequemlichkeit finden, und bitte sich die Ehre aus, uns in demselben aufwarten zu dürfen. Die Höflichkeit ward mit großer Bereitwilligkeit aufgenommen; wir fanden ein sehr schönes, reich meublirtes Haus, wurden durch eine lange Reihe von Zimmern in ein geräumiges Schlafzimmer geführt und an zwey bereit stehende Betten gewiesen; zey Bediente trugen unser Gepäck zugleich hinein und man ließ uns ohne Weiteres allein.

Die Betten sind fast durchgängig in Italien vortrefflich; mehrere Matratzen über einander, gewöhnlich eben so breit als lang, um in der Hitze die Lage oft ändern zu können, und eine lange, elastisch gestopfte Walze zum Kopfpfuhl. Aber nur in den besten Häusern sind sie so vortrefflich eingerichtet, wie wir sie hier fanden. Die Grundlage macht eine, etwa 12 Zoll dicke Matratze von Stroh, dessen Halme, in der Mitte der Dicke, der Länge nach, nach den äußern Flächen zu aber der Quere nach gelegt und unter einander so verbunden sind, daß sie nicht ausweichen können und sehr elastisch sind. Darauf liegen über einander zwey Matratzen von Roßhaar, jede etwa 8 Zoll dick, von denen die untere viel fester gestopft ist als die obere, und oben auf endlich die vierte, 3 bis 4 Zoll dick, von weichem Leder, mit Roßhaare und eigens dazu bereiteter elastischer Schaafwolle sehr kunstmäßig gestopft, wie auch das zum Hauptkissen dienende Rouleau. Das niedrige Gestell ist von Eisen und die Füße desselben sind zuweilen, wo man Wanzen zu fürchten hat, was nur zu oft der Fall ist, in Gläser gestellt. Wo es Mücken giebt, sind die Zanzariera auch in Gasthöfen größerer Städte sehr gewöhnlich, Vorhänge von dünnem Flor, aus einem Stück wie eine Glocke, von der Größe des Bettes, über demselben von dem Plafond herabhängend und in einen leichten Knoten aufgeschlagen; hat man sich aufs Bette gelegt, so wird der

Knoten gelöst, die Zanzariera ausgebreitet, nach allen Seiten der untere Rand zwischen die Matratzen geschoben und so jeder Mücke der Zugang verwehrt. Die Ruhe in solchen Betten ist köstlich, und bedarf auch darum kürzerer Dauer als die unvollkommnere.

Wir waren zu neugierig auf die Bekanntschaft der Frau vom Hause, um lange auf diesen raffinirten Ruhestätten zu verweilen, und kleideten uns an, als ein Bedienter anfragte: ob wir später auf unserm Zimmer servirt oder jetzt zur Tafel kommen wollten, wo bereits die Familie versammelt sey? Hier fanden wir Madame Mancini, eine stattliche Frau von einfachem Welttone und sehr liebenswürdiger Heiterkeit, ihre beyden Söhne, die uns ins Haus geführt hatten, mehrere jüngere Geschwister derselben und ein Paar artige Frauenzimmer, die Verwandte zu seyn schienen. Der Weg, den wir heute zurückgelegt hatten, die Lage der Stadt, die Gegend umher, die Verschiedenheit des Lebens und der Sitten im Gebirge von denen auf der Ebene, waren reicher Stoff zur angenehmen und unterrichtenden Unterhaltung. Um so weniger aber wußte man von Allem, was die Welt noch außer diesen Bergen und ihrer nächsten Umgegend der Neugierde bietet, und wir wurden über Rom und Florenz so begierig ausgefragt, wie in diesen Städten über England, Schweden und Rußland. - Die Söhne brachten bald den schlechten Zustand unserer Pferde von Carsoli zur Sprache, und erboten sich, uns im Orte bessere zu verschaffen. Da wir das Erbieten mit Dank annahmen, so sprang einer der jungen Leute auf, und berichtete uns später: er habe uns rasche und dauerhafte Pferde und einen berittenen Führer, der ein zuverlässiger Mensch sey, verschafft, wir hätten ihm täglich zu bezahlen, und könnten ihn dann mit den Pferden so lange behalten, als wir wollten. Wirklich geschah dies auch bis zu Ende der ganzen Reise.

Nach Tische machten wir einen Spazirgang in der anmuthigen Gebirgsgegend, die uns nach der Schweiz versetzte, etwa ins Berner Oberland, dem sie durch die Vegetation und die Formen der gewaltigen Bergmassen ähnlich ist; von den Ebenen Italiens, dem einzigen Theile dieses Landes, das gewöhnlich Reisende sehen, unterscheidet sie sich unter andern schon durch den Umstand, daß man die müßigen Spazirgänger um Mitternacht auf den Straßen sieht, was in Rom unerhört ist

Vor dem Thore begrüßten unsere Begleiter einen Mann im grünen Mantel, der im Alter von etwa 50 Jahren zu seyn schien, ein sehr bedeutendes Gesicht und höchst liebreiches, heiteres und anziehendes Benehmen hatte. Er stand eingehüllt vor einem Schuhmacherladen und sprach mit dem Schuhmacher, der sehr lebhaft antwortete. Was giebts da? fragte einer unserer jungen Gastfreunde. - Ey! rief der Grünmantel aus, Meister Jacopo ist ein Narr geworden, er giebt seine Tochter einem Fremden, von dem Niemand weiß wo er her ist. - Nehm mir es nicht übel, Cavalier' Ercole, Ihr seyd lange mit Rath und That mein Wohlthäter gewesen; daß Ihr Euch aber jetzt so eifrig gegen die Verheirathung meiner Tochter mit dem schönen, reichen - Basta! unterbrach ihn jener, ich will hier den Herren kein Schauspiel geben - somit wendete er sich an den ältesten Mancini mit der Frage: Wie geht's? Giuseppe! Was macht die Mutter? und setzte unsern Weg mit uns fort. Man sagte uns, dieser Mann sey von Malta, vor 14 Jahren eines Zweykampfes wegen von der Insel geflüchtet, und hier den Bergen gut aufgenommen worden; jetzt sey er seit einigen Wochen hier zum Besuche bey seinen alten Gastfreunden. Uns nannte man ihn schlechtweg: Signori viaggiatori, und es verdient bemerkt zu werden, daß bey der außerordentlichen Gastfreundschaft, die man uns erwies, durchaus Niemand nach unsern Namen, unserm Vaterlande oder dem Zweck unserer Reise fragte.

Was wir auch von dem finstern Norden erzählen mochten, Alles glaubten die hoch aufhorchenden Südländer gern; nur zwey Dinge schienen ihnen doch zu arg gelogen, als daß sie sie auch nur zum Theil für wahr halten mochten: daß man nämlich mit schwer beladenen Wagen auf dem gefrorenen Wasser fahren könne, ohne in dasselbe zu versinken; und daß es ganze Häuser von mehreren Stockwerken, ja ganze Städte gäbe, von Holz erbaut, an

deren Wänden kein Stein zu finden sey. Es wird ja wohl wahr seyn, weil Ihr es sagt, meynen sie, aber so fest gefrorenes Wasser ist ein Wunder vom Heilande oder von den heiligen Aposteln! Und vollends die Häuser ganz von Holz! Das ist noch wunderbarer! Ganze Städte voll Menschen, nicht anders, als Wälder voll Vögel die in den Zweigen nisten! Der Malteser schien die Ungläubigen zu necken, sprach von den heutigen Wundern mit sehr witzigen Seitenblicken auf die historischen, brachte die abentheuerlichsten Dinge zum Vorschein und trieb es gar arg damit. Plötzlich fragte er: Aber sag mir doch, Giuseppe, warum reitest Du nicht selbst einmal, Dich in der wunderbaren Welt umzusehen? Du würdest viel Unglaubliches sehen und erfahren.

Ja freylich! Cavalieri, mit Euch möchte ich schon nach Rom und nach Neapel reisen; Ihr kennt da alle Leut und alle wunderbaren Dinge; mit Euch ginge ich am liebsten.

„Warum denn mit mir? Ich habe tausend Geschäfte, gehe den ganzen Tag meinen Angelegenheiten nach; Du wärest doch immer allein, oder würdest Langeweile haben, wenn ich Dich auf meinen Gängen mitnähme.“

Nein, allein möchte ich nicht unter den fremden Menschen, an den fremden Orten seyn. Wer weiß sogar, ob ich auch nur ihre Sprache verstünde!

„Das würde sich wohl finden! man lernt ja auch fremde Sprachen.“

Bis ich ihre Sprache gelernt hätte, hätten sie mich längst verrathen und verkauft.

„Was wäre es denn auch so Großes! Wie mancher ist verrathen und verkauft worden, und es hat ihm eben nicht viel geschadet; er ist nur um so klüger und verständiger geworden. Denke nur an Joseph, Deinen Namensvetter, der ein so weiser, so reicher und mächtiger Mann in Egypten ward.“

Man hat aber auch Beispiele - -

„Ja, man hat Beispiele von verzogenen Muttersöhnchen, die von Kindheit auf gegängelt und gefüttert wurden, die nie für sich selbst sorgten, sich immer auf Anderere verließen, ihre eigenen Kräfte nie kennen lernten, sich fürchten mußten allein zu seyn, und mit 25 Jahren noch kleine Kinder sind.“

Ihr seyd sehr hart mit mir, wenn ich mit dem Beispiele gemeint bin. Was man mich geheißt hat, habe ich immer gethan; gelernt, was man mich gelehrt hat; versucht es nur, weiset mich hiehin oder dorthin, heißt mich was Ihr wollt, es sey mir auch so unwillkommen, so hart oder schwierig, als es nur immer wolle, ich setze es durch, so weit nur immer meine Kräfte reichen.

„Das glaube ich Dir gern; aber es ist auch das Geringste, was Du thun kannst; es ist nur die erste und kleinste Deiner Pflichten.“

Wie meynst Ihr das? Was soll ich denn mehr thun, als ich kann?

„Du kannst sehr viel mehr thun, als gehorchen. Du kannst selbst wollen und thun, was man Dir auch nicht vorgeschrieben hat.“

Wie würde ich denn aber wissen, ob das, was ich will und theue, auch recht ist?

„Das wird sich schon finden. Wenn Du mein Sohn wärest, ich brächte Dich in irgend eine große Stadt, und ließe Dich dort allein. Du würdest gar sehr erschrecken und mich für Deinen Feind halten. Aber, gesetzt es wäre nun einmal geschehen, was würdest Du anfangen?“

Ich weiß es nicht. Es wäre schlimm genug! aber wenn es nun einmal nicht anders wäre, ich glaube, ich würde mich an fremde Menschen wenden und so lange fragen: ob sie mich brauchen könnten und ernähren wollten, bis sich Einer fände, der es mit mir versuchte.

„Rechst so! da würde sichs gleich zeigen! es käme Einer, nähme Dich in sein Haus, heiße Dich falsche Wechsel schreiben, liederliches Volk verkuppeln -,

Wie könnt Ihr das mit so kaltem Blute sagen! Zehn Mal lieber den grausamen Tod erleiden, als den Namen meines Vaters schänden!

„Der Tod ist bitter!“

Ja nun! man drückt die Augen zu, und dann in Gottes Namen! Ist es auch nicht gleich vorbei, es mag arg genug damit werden, aber es geht einmal nicht anders, und die Schande ist denn doch getilgt.

„Siehst Du wohl! Du kannst das Ärgste und Schlimmste, wenn es einmal recht Noth thut; und so weit kommt es ja nicht immer. Es giebt eben so brave und gute Leute in allen Ländern und Städten, als Du bist; es kommt nur darauf an, sie heraus zu finden. Hast Du Geld, so ficht Dich vollends nicht an, und Du findest nichts als gute Leute, die Dir es gern verzehren helfen. Du glaubst es nicht, wie schön die wunderbare Welt ist! Wer es einmal erprobt hat, der lebt immer nur in der Fremde.“

Das wäre doch eben meine Freude nicht. Wie kann man ohne Noth sein Vaterland auf immer verlassen! Wie kann man ein fremdes Land lieber haben, bloß weil es zufällig schöner ist, oder sich es lustiger darin lebt! Es giebt kein Land, das ein redlicher Mensch lieber haben kann, als das Vaterland.

„Das mußt Du freylich sehr genau wissen, da Du alle fremden Länder so genau kennst.“

Spottet nur, so viel Ihr wollt. So viel ist gewiß, wer kein Patriot ist, der ist kein guter Mensch. Hier, der Boden, der uns nährt, ist mit dem Blute gedüngt, den der Patriotismus in Strömen vergoß; was wäre ich, wenn ich mein Blut für ihn schonte, wenn ich ihn nicht liebte und ehrte wie ein Heiligthum! Sind nicht Regulus und Cato alle Herren des allmächtigen Roms mit höchster Wonne Opfer ihrer Vaterlandsliebe geworden? und ich sollte mich aus schnöder Vergnügungslust aus dem Vaterlande verbannen! ich sollte -

„Ey Giuseppe! bist Du ein getaufter Christ und hast so heidnische Gesinnung? Ist der Erlöser nicht für alle Menschen in den Tod gegangen? Auch für Dich, der Du gewiß sein Landsmann nicht bist? Hat er nicht die reinste, die umfassendste Menschenliebe gepredigt? Hast Du eine höhere Pflicht, als Menschenliebe? Was willst Du denn mit Deiner läppi-schen Vaterlandsliebe?“

Ihr wollt mich in die Enge treiben! Wie sollt ich den Heiligen aller Heiligen nicht ehren! wie seine Gebote gering achten! Aber, verzeiht! ist denn die Vaterlandsliebe nicht auch Menschenliebe? Ist sie nicht die erste und natürlichste Menschenliebe? Wahrlich, Cavaliere! laßt mich nur so glücklich seyn irgend einem Menschen, wer es auch sey, in seiner Noth helfen zu können, Ihr sollt sehen, ob ich Gut und Blut und Leben schonen werde! Es giebt kein menschliches Geschöpf, das ich nicht werth achtete, mich für sein Wohl hinzugeben und zu opfern; muß ich das aber nicht noch lieber für eine Christenseele, als für Heiden? So kommt es mir es aber auch mit den Christen selbst vor. Was ich aus Pflicht und allgemeiner Liebe für den Menschen, für den Christen thue, das thue ich mit besonderer Liebe für den Iatliener, Neapolitaner und Abruzzesen, ach! und mit Vergnügen, mit Entzücken für Mutter, Schwester, Bruder, für Euch, mein verehrter Freund!

„Das ist brav von Dir, mein guter Junge, und Du verdienst solche Gesinnung gegen Dich auch in Andern zu finden. Das würde freylich in der Fremde nicht so leicht geschehen, wo man Dich nicht kennt und Dich nicht zu schätzen weiß; die Ultramontani haben vermuthlich nicht so liebevolle Gesinnung, wie Du; wo fändest Du Freunde und Rathgeber! wo wäre -“

Das kann ich nicht glauben. Ich denke, es kommt auf die Gelegenheit an, sich mit Fremden zu verständigen, ihnen bekannt zu werden, so findet man überall gute Menschen und Freunde. Sollten diese Herren viaggiatori z. B. mir nicht die Ehre erweisen, wenn ich in ihr Land käme, einige Güte für mich zu haben?

„Bravo! Giuseppe! das fängst Du schlaue an! erst bestichst Du mich durch Liebkosung und nun auch die Fremden. Du hast Talent, Dich in die Leute zu schicken; laß uns reisen! je weiter, je besser!“

Gern, Cavaliere, mit Euch!

„Du sollst es noch erfahren, welches köstliche Ding das Reisen ist! Du kannst keine Wißbegierde haben, die Dir nicht irgendwo befriedigt wird; keine Lust denken, die Du nicht irgendwo findest; Du wirst Deine Berge in Abruzzo und Dein Felsennest Tagliacozzo bald vergessen.“

Das nicht! nein wahrhaftig, das nicht! Ich weiß zwar keinen Grund anzuführen, der vor Eurem philosophischen Geiste bestehen könnte; aber meine Heimath vergessen! nimmermehr! - und dem jungen Manne glänzten Thränen des tiefsten Gefühls und der Wehmuth in den schönen Augen.

„So ist der Giuseppe!“ rief der Maltheser, indem er sich zu uns wendete, „er weiß es nicht zu sagen, aber er fühlt es in tiefster Seele. Der Anblick dieses Thales, dieser Berge, die er früh und spät, Tag für Tag vor Augen hat, würde manchem Verständigern Langeweile machen; ihn überschüttet er täglich mit immer mächtigerer Lieb und Treue. Er ist neugierig wie ein Kammermädchen, läuft den Fremden nach, fragt sie aus, hängt mit Sehnsucht an ihren Lippen, wenn sie von fernen Ländern sprechen; will ihn aber Einer mitnehmen, da ist es vorbei; er weiß sich über die alltägliche Heimath nichts. Mit den Bergen, mit den Bäumen, mit den Steinen und Bächen liebäugelt er; das Herz droht ihm aus den Augen zu fließen, und man hört es auf zwanzig Schritte weit klopfen. - Mein guter, braver Junge,“ rief er hingerissen aus und drückte ihn an die männliche Brust, „5 Tausend Mann wie Du, und Abruzzo hätte wahrlich in seinen Pässen keinen Feind auf Gottes weitem Erdboden zu fürchten!“

Mit welcher Wärme wir von der Familie Mancini Abschied nahmen, läßt sich denken. Aber auf der breiten reinlichen Heerstraße, in der weiten fruchtbaren Ebene, zu beyden Seiten von großartigen Gebirgsmassen begrenzt, lag uns noch im Sinne das Gespräch der beyden Freunde. Die Wichtigkeit des Gegenstandes war in aller Kürze auf eigene Weise dargestellt, und das Feuer zwey ganz verschiedener Charaktere durch die geringfügigste Veranlassung entzündet worden. Es lag ein eigener Zauber in der Innigkeit des jungen Mancini, der weniger eine vorzügliche Eigenthümlichkeit, als die liebenswürdigste Seite der Jugend in ihrer ganzen Reinheit ausdrückte. Um so bedeutender erschien der Malteser, den wir doch zu wenig kennen gelernt hatten, um uns zu erklären, welcher Magnet in ihm uns so entschieden anzog. Der Gegenstand ihres Gespräches fesselte uns aber schon allein, und wir gedachten mit Ehrfurcht des liebenswürdigen deutschen Dichters, der mit tiefem philosophischen Blick die Idee des Cosmoplitismus auf die Höhe des Menschenlebens stellte, und von dem Laharpe mit demselben, vielleicht mit besserem Rechte, als von Horaz sagen könnte: *sa philosophie est la philosophie des honnêtes gens*. In einer eigenen Abhandlung über diesen Gegenstand, hat der berühmte Autor ihn vielseitig behandelt, und vorzüglich zwey Seiten hervorgehoben, von denen er besonders als gesetzgebend erscheint; einmal nämlich ist der Weltbürger ein Bürger des Weltalls, der eigene Pflichten und Rechte als solcher hat; dann aber ist er auch, der Gesinnung nach, in dem bürgerlichen Staate, als dem beschränkten Staatsbürger entgegengesetzt zu betrachten. Wir lernen unter Anderm daraus, daß jede dieser Ansichten rein vernünftig, als nothwendig ist, daß eine aus der andern fließt und beyde eigentlich dieselbe sind, so sehr man sich auch sonst bemühen mag, die Ideen Mensch und Bürger von einander zu trennen, und diese beyden Zustände, oft sogar als in allen ihren Rechten und Pflichten mit einander streitend, entgegen zu setzen. Denn so heißt es, in der abgeführten Abhandlung:

„Ein Weltbürger betrachtet alle Völker des Erdbodens, als eben so viele Zweige einer einzigen Familie, und das Universum als einen Staat, worin er mit unzähligen andern vernünftigen Wesen Bürger ist, um unter allgemeinen Naturgesetzen die Vollkommenheit des Ganzen zu befördern, indem zugleich Jeder nach seiner besondern Art und Weise für sei-

nen eigenen Wohlstand geschäftig ist. - Er ist gleich weit von beyden Extremen entfernt, dem Menschen entweder die erste Rolle im Weltall zu geben, oder seyn Dasein für ein unbedeutendes Spiel des Zufalls, einen Traum ohne Zweck, Sinn und Zusammenhang anzusehen. Ohne sich der unmöglichen Bestimmung des eigentlichen Ranges, den er in der unendlichen Stadt Gottes einnimmt, anzumaßen, ohne, was eben so unmöglich ist, erforschen zu wollen, was er war, ehe er in seinen dermaligen Wirkungskreis gesetzt wurde, oder was er seyn wird, wenn er aufhört zu seyn was er ist, - überzeugt ihn der Vorzug der Vernunft (die den Menschen über alle seine Mitbewohner dieses Sonnenstaubes im Universum, der für uns eine Welt ist, so hoch erhebt), daß der Mensch, seiner scheinbaren Kleinheit ungeachtet, nicht bloß als organisirter und belebter Stoff, ein blindes Werkzeug fremder Kräfte, sondern als denkendes und wollendes Wesen selbst eine wirkende Kraft ist, und, auf diese zweyfache Art in den allgemeinen Plan des Ganzen verflochten, eine viel größere Rolle spielt, als er selbst zu übersehen fähig ist. - Aus dieser Überzeugung entspringt für den Weltbürger ein doppelter Grundsatz, der ihn durch sein ganzes Leben leitet. Der erste ist: Alle Bestimmungen und Folgen seines Daseyns, die nicht von seinem Willen abhängen, alles anscheinend Böse, das er entweder nicht voraussehen kann, oder, wenn er es auch sah, als natürliche Folge nothwendiger Collisionen oder Dissonanzen nicht vermeiden konnte, kurz Alles, was er, in so fern er bloßes Werkzeug der Natur ist, unfreywillig wirken oder leiden muß, für etwas anzusehen, wofür er sich selbst oder Andern eben so wenig verantwortlich ist, als für die Wirkung des Gesetzes des Stoßes, der Schwere, oder irgend ein anderes Gesetz der Natur, dessen Wirkung nothwendig und unfehlbar ist. - Der andere Grundsatz ist: alle seine Aufmerksamkeit so viel möglich auf das zu richten, was von seinem eigenen Verstande und Willen abhängt, was er gut oder übel, besser oder schlechter machen kann; in alle Dingen dieser Art, selbst in Kleinigkeiten, sich die möglichste Vollkommenheit zum Ziel zu setzen, und hierin mit einer desto größern Strenge gegen sich selbst zu verfahren, je mehr ? Einer vom Andern sich ? könnte. - Hieraus ergiebt sich der Unterschied zwischen Weltbewohnern und Weltbürgern. Die erstere Benennung kommt nicht nur allen Menschen, sondern selbst der ganzen Leiter der unter ihm hinabsteigenden Thiere zu. Aber ein Bürger der Welt kann nur derjenige heißen, den seine herrschenden Grundsätze und Gesinnungen durch ihre reine Zusammenstimmung mit der Natur tauglich machen, in seinem angewiesenen Kreise zum Besten der großen Stadt Gottes mitzuwirken. Nur der gute Bürger verdient diesen Namen vorzugsweise.“

So wie hier der Weltbürger in seiner menschlichen Beziehung zum Universum aufgeführt ward, wird er es nach seiner bürgerlichen zum Staate im Folgendem:

Unter welcher Staatsverfassung ein Weltbürger leben mag, (es sey nun, daß er hierin bloß von der Nothwendigkeit oder durch seine eigene Wahl bestimmt worden sey) so lebt er immer als ein guter und ruhiger Bürger. Die Grundsätze und Gesinnungen, die ihn zum Weltbürger machen, sind auch die Grundlage seines Wohlwollens gegen die besondere staatsbürgerliche Gesellschaft, deren Mitglied er ist.

Was man bey den stolzen Bürgern des alten Roms, welches zur Herrschaft über die Welt gestiftet zu seyn glaubte, Vaterlandsliebe nannte, ist eine, mit weltbürgerlichen Gesinnungen und Pflichten unverträgliche Leidenschaft.

Der Cosmopolit befolgt alle Gesetze des Staats, worin er lebt, deren Weisheit, Gerechtigkeit und Gemeinnützigkeit offenkundig ist, als Weltbürger, und unterwirft sich den übrigen aus Nothwendigkeit. Er meynt es wohl mit seiner Nation; aber er ist unfähig, den Wohlstand, den Ruhm und die Größe seines Vaterlandes auf absichtliche Übervortheilung und Unterdrückung anderer Staaten gründen zu wollen.

Der Cosmopolit ist also auch dann ein ruhiger Bürger, wenn er mit dem gegenwärtigen Zustande des gemeinen Wesens nicht zufrieden seyn kann. In diesem Falle wird er aber

niemals, weder aus eigennützigem noch aus politischen Beweggründen, noch unter irgend einem andern Vorwande, die öffentliche Ruhe stören, und irgend eine Verbesserung durch grundgesetzwidrige und gewaltsame Mittel zu bewirken trachten. Nie hat ein Weltbürger an einer Zusammenverschwörung, an Erregung eines Bürgerkrieges, an einer gewaltsamen Revolution absichtlich Antheil gehabt, noch jemals diese oder ähnliche Mittel, die Welt zu verbessern, gebilligt, geschweige empfohlen und gerechtfertigt. Ein Timoleon, der sein Vaterland durch einen Brudermord in Freyheit setzte, Brutus und Cassius, welche Cäsar zu einer Zeit ermordeten, da sein möglichst langes Leben eine Wohlthat für die Welt gewesen wäre, Milton, der die Enthauptung Karls des Ersten öffentlich vertheidigte, Algernon Sidney, der gegen einen Tyrannen Alles für erlaubt hielt, waren Enthusiasten, keine Cosmopoliten.

Wenn daher die Stimme der Vernunft nicht mehr gehört wird, so steht der Weltbürger lieber von allem Wirken ab, ehe er Gefahr läuft, wider seine Absicht Schaden zu thun, und wird nicht eher wieder thätig, bis die Zeit gekommen ist, nach einem bessern Plane wieder aufzubauen, was unter den wilden Bewegungen des fanatischen Partheygeistes und des Kampfes der willkürlichen Macht zu Trümmern gehen mußte.

Man hat dem Cosmopoliten dieses Betragen für Menschenfurcht, Kleinmuth, Mangel an Eifer und eigennützigem Egoismus ausgedeutet; und in der That können Leute, die keine Cosmopoliten sind, aus Feigheit und Mangel an edlen Gefühlen sich eben so zu betragen scheinen, als Jene.

Aber es ist bekanntlich nicht immer einerley, wenn Zwey dasselbe thun, und wie, nach Haller, ein Narr thöricht sagen kann, was ein kluger Mann weislich sprach, so kann ein Mensch von kleiner Seele auf eine schlechte Art thun, was ein edler Mensch auf seine Weise thut. Der Grund des Betragens eines Weltbürgers ist das Prinzip, daß in der moralischen Ordnung der Dinge, wie in der physischen, alle Bildung, alles Wachsthum, alle Fortschritte zur Vollkommenheit durch natürliche, sanfte, und von Moment zu Moment unmerkliche Bewegung, Nahrung und Entwicklung veranstaltet und zu Stande gebracht werden muß.

Diese anscheinende Neutralität ist also nichts weniger als Gleichgültigkeit gegen die gute Sache. Gerade der erleuchtete und wohlgeordnete Eifer für die gute Sache ist die Ursache, weswegen sich der Cosmopolit für keine Parthey erklärt, außer in dem Falle, wenn er moralisch gewiß ist, daß sein öffentlicher Beytritt der guten Sache wirklich den Ausschlag geben würde.

Für den Weltbürger giebt es nur eine Regierungsform, gegen welche gar nichts einzuwenden ist, dies ist die Regierungsform der Vernunft. Sie besteht darin, daß ein vernünftiges Volk von vernünftigen Vorgesetzten nach vernünftigen Gesetzen regiert wird. Daß diese Regierungsform unter die Dinge gehöre, die noch nie da gewesen sind, wird schwerlich irgend ein vernünftiger Mensch zu leugnen begehren. Aber daß sie nicht nur möglich sey, sondern daß jede bürgerliche Gesellschaft, vermöge einer innern Nothwendigkeit, nach ihr strebe, und (wie langsam auch immer der Fortschritt seyn mag) ihr mit der Zeit immer näher komme, ist ein Lieblingssatz des Cosmopoliten, dessen Wahrheit auf keinem schwächern Grunde beruht, als auf dem großen moralischen Axiom: daß, vermöge einer unfehlbaren Veranstaltung der Natur, das menschliche Geschlecht sich dem Ideal menschlicher Vollkommenheit, und daraus entspringender Glückseligkeit immer nähere, ohne es jemals zu erreichen. Alle bisher bekannten Regierungsformen sind eben so viele natürliche Stufen, auf welchen die menschliche Gesellschaft zur vollkommensten, zur Regierung der Vernunft, emporsteigt, Gerüste und Aufführung jenes ewig bestehenden Tempels der allgemeinen Glückseligkeit, woran alle vorhergehende Jahrhunderte gearbeitet haben und die künftigen arbeiten werden.“

Wie reich an Forderungen sind diese wenigen einfachen Grundsätze! und wie unmittelbar erinnern sie an die wichtige Begebenheit in Europa, mit der das vorige Jahrhundert blutig und schauerhaft endete! Laut erhob sich Pitt's Stimme im Parlamente gegen die Unthaten der Septembrisirer und Königsmörder; weithin erstreckte sich der Einfluß seiner Politik über Europa; aber er kannte und wollte nur Geld und Soldaten; mit Klugheit wußte er das Eine zu spenden und die Andern hervorzurufen; was haben sie gefruchtet? Die Mißhandlungen und den frevelhaften Mord eines des wohlgesinntesten Könige zu rächen, traten die Könige mit ihren Kriegsschaaren gegen elende Verbrecher in die Schranken; ohnmächtig erlagen sie dem Sturme zügelloser Leidenschaften, die Eine große, mißverständene Idee entzündet hatte. - Der verheerende Sturm war eine nothwendige Folge sehr natürlicher Ursachen; dieselben Ursachen fanden sich mehr und weniger über ganz Europa verbreitet; die blutigen Gräuel wurden verabscheut, aber die Ideen, die sie dort geweckt hatten, traten überall ins hellste Licht, überall fand die französische Revolution warmen Anhang und theilnehmende Gesinnung, aber andere Nationen waren nur nicht so leicht zu den Schauer erregenden Extremen geneigt. Die Ideen waren es, die so große Theilnahme erregten, und doch fiel es Niemand ein, auf diese zu wirken, diese zu berichtigen; gleich als ob die militairische und politische Macht und Gewalt der Fürsten die Bestimmung des Menschengeschlechtes und die Bedeutung des Staates wäre, ward die Macht herrschender Ideen höhnisch als ein leeres Nichts behandelt; doch ist es eben diese Macht, die noch heute ihr Haupt siegreich erhebt, und bald als Zeitgeist, bald unter andern Namen ihren langsamen aber sichern Schritt unaufhaltsam zum vorgesteckten Ziele fortsetzt. - wären damals die Machthaber Cosmopoliten gewesen, hätten sie die Idee obiger Grundsätze im populären Gewande laut angekündigt und die strenge Anwendung derselben mit ihrer politischen Macht unterstützt, wahrlich! die Idee wäre durch Ideen besiegt, die solchergestalt preisgegebenen pariser Bösewichter wären unter dem Richter-schwertte fürstlicher Cosmopoliten gefallen, und Alles hätte eine andere, eine edle und wohlthätige Gestalt bekommen. -

Heiter und umschauend zogen wir indessen im langen fördernden Schritte durch die herrliche Landschaft und jeder Blick erinnerte uns aufs Neue, daß wir in einem der schönsten Gebirge der Welt waren. Lange hatten wir schon einen Hügel ins Auge gefaßt, dem wir uns immer mehr näherten, der unten, der Ebene nahe, ein bedeutender Berg wäre, hier aber, am weit auslaufenden Abhange des Bellino, ein kleiner Hügel ist. Aber wie schön ist dieser Hügel! Frey nach allen Seiten senken sich seine schönen Umriss sanft verlaufend in die Ebene; ein Paar malerisch gelegene Dörfer mit hohen Eichen ziehen sich von seinem Fuße aufwärts, den Gärten, Wiesen und Waldungen nach, die ihnen voraus zu ziehen scheinen; auf der Höhe sieht man ein Kloster, erbaut auf den Trümmern der alten Festung Alba, ein sicherer, aber anmuthiger Aufenthalt der vornehmen Staatsgefangenen des alten Roms, eines Jugurtha, Syfax, Bituitus, Perseus und Alexander von Capadocien und vieler andern Könige und tapfern Feldherren, die hier ihr Leben nicht schmäählich hinschmachten, wie in einem Gefangnisse, aber doch vermuthlich den Reiz der schönen Gegend gern der Freyheit aufgeopfert hätten. Etwa ein Paar Miglien links von der Heerstraße ließen wir Alba liegen, und hatten es kaum im Rücken, als sich plötzlich unser Weg abwärts senkte, um einen Felsen wendete und - Ach! wie schön! rief Jeder unwillkührlich und freudig überrascht.

Von der Höhe unsers Weges übersahen wir den herrlichen fucinischen See in seiner ganzen Ausdehnung; die hohen Berge, die ihn umkränzen und die Stadt Avezzano vor uns, deren hohe Dächer und Thürme auf dem Spiegel der Fluth aus ihrem Hintergrunde gehoben, im Glanze der Abendsonne leuchteten, und deren Gärten und Gartenhäuschen den anmuthigsten Vorgrund der reichen Landschaft vor uns bildeten. Die Schönheit dieses Bildes ist unbeschreiblich. Und was wäre am Ende alle Beschreibung! Können Worte malen?

man sagt es, aber ich glaube es nicht. Die Schilderung ist nur für den, der den Gegenstand kennt, und er bedarf ihrer nicht. Wohl ihm! wenn er das Bild in der Seele fest zu halten vermag; Worte können es ihm nicht geben, wenigstens doch nicht auf befriedigende Weise. -

Unsern Führer sandten wir mit dem Briefe des Canonicus Sabbi voraus, und als wir an eines der größten und schönsten Häuser der Stadt gelangten, stand ein bejahrtes Ehepaar mit zwey Töchtern vor der Thür; wir wurden aufs Freundlichste von ihnen bewillkommt, ins Haus und die Treppe hinauf in einen Saal geführt, und Don Vincenzo Menicucci sprach mit einiger Feyerlichkeit: das ist meine Frau, geborene N. N., diese meine älteste Tochter N. N. und jene die jüngste N. N.; wir alle werden dem Canonicus Sabbi, unserm hochverehrten Freunde, danken für die Ehre, die er uns verschafft, so hochachtungswürdige Fremde in unserm Hause aufnehmen zu dürfen. Sodann wies man uns unsre Zimmer an. - Bey der Abendtafel gaben wir uns viele Mühe, das gute Hausmütterchen und ihre weder schönen noch jungen Töchter ins Gespräch zu bringen und sie näher kennen zu lernen, aber Alles war vergebens! sie schienen nichts weniger als schüchtern und verlegen zu seyn, aber eine entschiedene Gleichgültigkeit schien sie von der ganzen Welt zu trennen, sie in derselben zu isoliren, und ermüdet von vergeblichen Versuchen ließen wir sie sitzen und hielten uns an Don Vincenzo, ein gutmüthiger, still heiterer, sehr gesprächiger Greis, dessen Gesprächigkeit aber von der ruhigen Art war, die einem Bächlein gleicht, das sich fast geräuschlos durch Wiesengründe windet, aber doch immer im Flusse bleibt. Die politischen Neuigkeiten interessirten ihn lebhaft, aber anfangs konnten wir uns nicht verständigen; endlich erfuhren wir, daß die öffentlichen Tagesblätter nur alle Monate ein Mal nach Avezzano kämen, die sämmtlichen neugierigen Honoratioren der Stadt sogleich das Packet theilten, Jeder eine Nummer nach Hause nähme, die fernere Mittheilung der Blätter unter ihnen aber sehr unordentlich geschähe und dabey also die Kenntniß der Weltbegebenheiten sehr unvollständig bleibe, zumal da den hieher gelangenden Blättern selbst derselbe Vorwurf mit vollem Recht zu machen war. Wir konnten also unserm Gastfreunde sehr viel Neues erzählen, und wurden durch seine staunende Aufmerksamkeit und freundliche Dankbarkeit reichlich belohnt.

Als wir aber bey ihm nach dem Orte, dem See und Emissar zu forschen begannen, sagte er: Ich habe schon den Antiquar bestellt, der wird morgen in aller Frühe sich einfinden, Eure Befehle zu vernehmen; gebt ihm einen Ducato (etwa ein Thaler) täglich, so belohnt Ihr ihn über die Maaßen; man sagt, er wisse alles alte Gemäuer mit römischen Namen zu nennen; ich glaube es wohl, aber ich verstehe es nicht, ich bin ein Chemiker. Wir freuten uns dieses letztern Umstandes und meynten, es werde nun die Reihe an ihn kommen, uns Neuigkeiten mitzutheilen, aber das zeigte sich in den folgenden Tagen anders. Einer seiner Vorfahren hatte ein Laboratorium und eine ansehnliche Büchersammlung hinterlassen, die Alles enthielt, was vor achtzig Jahren neu war. Don Vincenzo, durchaus unvorbereitet, aber mit einem außerordentlichen Gedächtnisse ausgestattet, hatte sich aus Langeweile über diese Bücher gemacht und sie auswendig gelernt, den Gebrauch des ganzen Apparates und jedes Instruments genau kennen gelernt, aber nie zu einem der vielen Versuche angewendet, von denen er doch sehr gelehrt zu sprechen wußte. Ich konnte den guten Mann nicht ohne Wehmuth sehen, wie er mit verwesendem Gebein spielte und die ewige Natur darin lebendig zu verehren meynte.

Große Städte lernt man nicht besser kennen, als wenn man damit anfängt, sie von dem höchsten Thurme in ihrer Mitte zu betrachten, besonders wenn man einen Plan der Stadt in Händen hat, von dem aus man sich gründlich in das Panorama einstudirt. Es prägt sich dadurch ein topographischer Überblick des Ortes ein, der uns nachher in demselben der beste Führer ist. Dies Verfahren war uns so zur Gewohnheit geworden, daß wir auch hier

in Avezzano nach einem solchen Thurme forschten; nicht um die kleine Stadt, sondern um die Berge und den See in ihrem Schooße kennen zu lernen. Früh am Morgen, als noch alles im Hause schlief, bis auf einen Menschen, der eine Art Hausknecht zu seyn schien, ließen wir uns von demselben nach dem sogenannten Castello führen, ein Wart-Thurm, dessen Wärter uns lange warten ließ, ehe er mit dem großen verrosteten Schlüssel erschien und uns die mäßig hohe Treppe hinauf führte, auf welcher, um seinen trägen Schritt zu fördern, wir mit dem Trinkgelde pränumeriren mußte.

Wir hatten hier von Thurme dieselbe Aussicht, die uns gestern so freudig überraschte, und doch war sie anders. Wir waren dem See ganz nahe, der Vorgrund war durchaus verändert, die Berge schienen uns zugleich mit dem weiten Spiegel einzuschließen, die Sonne war seit mehr als einer Stunde über dem eigentlichen Horizonte aufgegangen, uns aber hinter den Bergen verborgen, der Himmel daher sonnenklar und leuchtend, während der See, im Bergkessel mit uns noch im Schatten gehüllt, von den Reflexen leichten Gewölkes wie von leichteren und durchsichtigen Halbschatten angespielt wurde. Diese eigenthümliche Beleuchtung wich nach und nach immer mehr dem Tagverkündiger, dessen Strahlhaupt endlich von den Gipfeln herab in die Fluthen blickte, immer höher hinauf und immer tiefer hinabschaute, bis Alles rings umher vom Glanze seines Angesichtes wiederstrahlte und Erde und Himmel sich in Licht vermählten.

Auch unser Thürmer ward immer mehr zum Licht erweckt, seine Zunge immer mehr gelöst und er nannte uns den auswendig gelernten Catalog aller Dörfer und Ortschaften, die rings die Berge belebten. Aber wir hörten ihn nicht; in stiller Betrachtung feyerten wir das große Schauspiel der Lichtentwicklung, von der sich unsers Hausherrn chemische und physikalische Weisheit nichts träumen ließ.

Bey dem Frühstück wurden uns feyerlich vorgestellt: Don Tomaso Broggi, berühmter Antiquar vom Abruzzo, denn so nannte er sich selbst. Dummheit und Anmaßung leuchteten dem untersetzten Männchen aus den kleinen grauen Augen; wir suchten nach Gründen ihn mit unserer Begleitung nicht zu beschäftigen, aber es war vergebens; er rühmte uns seine profunde Gelehrsamkeit, ließ sich das Frühstück tefflich schmecken und folgte uns wie unser Schatten, ging mit uns zu Schiff, stieg mit uns ans Land, schwatzte unaufhörlich und wußte sich auf die zudringlichste Weise Aufmerksamkeit von uns zu erzwingen.

Auf dem See hatten wir zum dritten Male die Aussicht von gestern und die vom Castell, aber sie war wiederum wesentlich verändert. Von dem ebenen Spiegel der Fluth sahen wir alle Gegenstände von unten hinauf, die Berge erschienen noch höher, der Himmel noch ferner, die Ortschaften hell beleuchtet, in abentheuerlicher Höhe, die Welt war reich und glänzend um uns her. Wie fruchtbar die Abhänge! wie schön die Wälder höher hinauf! wie bebaut und belebt die weite Gegend ! wie reich und voll Gegenwart und Geschichte! Und wieder der schöne Hügel von Alba, mit seinem Kloster und seinen Dörfern! malerisch herüber blickend und uns freundlich lächelnd. Bey ihm beginnend, von der Linken zur Rechten am See herum, zeigten sich am Ufer zunächst: San Pellino, wo Ruinen der Villa des Cajus Vitellius (Vater des Kaisers Vitellius) gezeigt werden. Paterno, weiter ausgedehnt. Celano, nach dem der See benannt wird, olim Aternum. Ajelli. Circhio. Colle-Armela, lim Plestinia. Piscina oder Peschina, die Vaterstadt des Cardinal Mazarin. S. Benedetto, lim Valeria. Ortucchi, das auf seinen mit Lerchenbäumen bewachsenen Bergen viele Gemen, und in ihrem Schooße edle Metalle, Smaragde, Topase u.s.w. besitzen soll. Höher hinauf an den Höhen sieht man Gioja, Percoaseroli, Opi, Civitella, Barrea und Trassacco, wo Kaiser Claudius zur Zeit der Einweihung des Emissars seinen Hof hielt. Endlich Luco am See und Avezzano selbst, beyde ungefähr gleich weit von dem in ihrer Mitte gelegenen Emissar entfernt, eine oder zwey Stunden Weges etwa.

Der Emissar ist in jeder Hinsicht ein sehens- und bewunderns- würdiges Werk aus einer Zeit, in der man sich des Schießpulvers zum Sprengen der Felsen noch nicht bediente; es ist das größte Werk der Art, dessen die Geschichte je Meldung that. Kayser Claudius legte ihn an, ließ ihn im zweyten Jahre seiner Regierung beginnen, eilf Jahre hindurch arbeiteten dreysig Tausend Menschen an dem riesenhaften Werk, und dann ward es, im Jahre 806 nach der Stadt Rom, mit ungeheuern Kampfspielen, Naumachien und mit Festlichkeiten eingeweiht, die der Größe des Werkes entsprachen, das wiederum im Verhältnisse stand mit der, ihm zum Grunde liegenden, gigantischen Absicht, den ungeheuern See, von 30 bis 40 Meilen im Umfange, durchaus und völlig auszutrocknen, und die gewaltige Wassermasse durch diesen Canal in den Liris und ins Meer abzuführen, um das ganze so gewonnene Land, den Grund des Sees, urbar zu machen. Diese Absicht vollkommen zu erreichen, blieb nach Vollendung des Emissars noch ein großer Theil des Werkes übrig, den Claudius nicht mehr erlebte, sein Nachfolger vernachlässigte und erst Trajan und Hadrian vollendeten, nämlich den Theil der Gewässer, die noch immer zuflossen und in den Tiefen des ungleichen Bettes sich sammelten, durch andere Canäle und Gräben abzuführen.

Die Geschichte des Emissars sowohl als die Beschreibung desselben, hat der Hofrath Hirt aufs Sorgfältigste und Ausführlichste in den Horen gegeben.. Was auch irgend ein anderer Augenzeuge von diesem Werke melden mag, es wird die Darstellung dieses geistreichen Gelehrten nicht erreichen. Es sey mir daher erlaubt, Einiges aus seiner Schilderung vom Bau des Emissars, hier statt einer eigenen einzuschalten:

„Die Alten geben die Länge des Canals zwischen dem See Fucinus und dem Flusse Liris auf 3000 Schritte an; allein Fabretti, mit dem auch die neuesten Maaßen übereinkommen, fand, daß er 500 Schritte mehr hat. Die Leitung geht von dem See nach dem Flusse westwärts, anfänglich in einer geraden Linie über 200 Schritte; dann macht sie eine Wendung und endlich eine kürzere zweyte, nahe an dem Ausflusse, wo sie sich in den Liris, dessen Bett noch 60 Fuß tiefer liegt, verliert. Vom See an erhebt sich das Erdreich etwa 700 Schritte weit; bis an den Fuß des Berges Malleanus allmählig; der Durchschnitt des Berges selbst beträgt auch ungefähr 700 Schritte. Jenseits des Berges tritt man in die palentinischen Gefilde ein, unter welchen der Canal fortgeführt ist, bis zum Ausflusse, wo man in das Liristhal hinabsteigt. Die Leitung scheint diese zwey Wendungen deswegen zu machen, um dem zur rechten Seite liegenden Gebirge auszuweichen.

Dieses Werk, das größte in seiner Art, daß wir in der Geschichte kennen, ist besonders durch die Weise merkwürdig, wie es angegriffen und vollendet wurde. Nicht allein ward der Berg Malleanus durchgebrochen, sondern die ganze Länge des Canals durch einen harten Kalkfelsen (Travertin) tief unter der Erde durchgebohrt. Diese ganze unterirdische Arbeit erweckt billig das Erstaunen eines Jeden, der es sieht; 30000 Mann arbeiteten eilf Jahre ohne Unterlaß daran.

Wie konnten aber so viele Menschen durch so lange Zeit auf einmal und ohne Unterlaß an einem unterirdischen Canale beschäftigt seyn? Wie hatte man in einen so tiefliegenden und langen Canal Luft zum Athmen und Licht zu erhalten hinein-gebracht? Wie fing man es an, die abgehauenen Felsensplitter herauszubringen? Wie verkürzte man sich die Wege, wie den Zu- und Ausgang? Ein Blick auf das Werk selbst wird die ganze Aufgabe lösen.

Erstlich grub man an der ganzen Länge des Canals hin, von Distanz zu Distanz, viereckige senkrechte Vertiefungen, gleich Cisternen. Diese sind beynahe so tief wie das Bett des Canals, und laufen an der Seite desselben hin. Diese Vertiefungen heißen jetzt noch bey den Einwohnern Pozzi. Die Distanz, in der man einen Pozzo von dem andern gegraben hat, ist ungleich, und eben so ihre Tiefe; die größern haben nahe an 300 Fuß. Von unten ist der Zwischenraum, der die Wand, zwischen jedem Pozzo und dem Canal, in Form einer Bogenthür durchgehauen; der Canal ist um drey Fuß tiefer. Von oben sind sie mit einer

starken Brustwehr von Backsteinen ummauert. Zweytens sind neben der Linie des Canals, ganz auf der Linie der Pozzi, schief abwärts laufende Eingänge mit bequemen Stufen in den Felsen gehauen. Sie gehen so tief wie die Pozzi, und haben einen etwas kleinern Eingang in den Canal. Man nennt diese Zugänge Cuniculi. Meistens durchschneiden sie mehrere Pozzi, und damit die Eingehenden nicht in diese senkrechten Vertiefungen fielen, mußten Planken, gleich einer Brücke, übergelegt werden. Nur bey den zwey größern Pozzi sieht man einen vier Fuß breiten Seitenweg umhergehauen, daß man dieser temporären Bretterbrücke nicht bedurfte. Der Eingang dieser Cuniculi ist nahe an 70 Fuß hoch, welche Höhe aber allmählich abnimmt, bis zu der gewöhnlichen Höhe von 8 Fuß; ihre Breite ist 5 Fuß. In allen Cuniculis sieht man an den Seiten her vertiefte Nischen eingehauen, theils damit sich die Begegnenden leichter ausweichen könnten, theils um das zum Graben nöthige Werkzeug und Vorrath hineinzulegen. Auch nimmt man in den kleinen Zwischenräumen kleine Nischen wahr, um Lampen hinein zu stellen. Der Eingang jedes Cuniculus ist mit einem gemauerten Bogen versehen, den man mit einer Thür schließen konnte. Die zwey großen Cuniculi haben am Eingange drey solcher Bogen in Absätzen über einander.

Erst nachdem die Pozzi und Cuniculi gemacht waren, scheint man angefangen zu haben, an dem Canale selbst zu arbeiten. Er ist neunzehn Fuß hoch und neun Fuß breit, nebst einer schmälern größern Vertiefung von zwey und einem halben Fuß, und eben so viel in der Breite. Diese Vertiefung scheint diejenige zu seyn, welche Claudius das zweytemal graben ließ. Von oben ist der Canal in Form eines Halbcirkels gehauen. Man sieht an den Wänden auch, wie in den Cuniculis, kleine Nischen zur Stellung der Lampen angebracht.

Wir sehen nun deutlich, wozu die Pozzi und Cuniculi dienten. Durch die letztern fanden die Arbeiter einen bequemen Zu- und Ausgang; durch die erstern wurden Steine und Erde herausgewunden. Beyde gaben einen Schein von Licht in das Innere, hauptsächlich aber für die Arbeiter nöthige Luft. Zugleich wird klar, wie auf einmal eine so große Menge Menschen konnte angestellt werden; anfänglich, um so viele Pozzi und Cuniculi zu graben; dann, wie diese fertig waren, wurde der Canal seiner ganzen Länge nach auf einmal angegriffen, indem zwischen jedem Pozzo Menschen arbeiteten, wovon sich ein Theil ostwärts, der andere westwärts richtete. Da der Canal sehr hoch gemacht wurde, so scheint es, daß drey Mann, in eben so vielen Absätzen, über einander, und drey Mann neben einander, also neun Mann zugleich an der nämlichen Stelle vom Felsen abhacken konnten. Andere waren mit Wegnehmen der abgeschlagenen Stücke, Andere mit Füllung der Körbe oder Schubkarren, Andere mit Fortbringen und Andere mit Aufwinden derselben beschäftigt.

Die Pozzi und Cuniculi dienten auch zur leichten Reinigung, wenn der Canal in der Folge sich verschlammte, oder sonst etwas einstürzen und verdorben werden sollte. Die Römer baueten auf die Dauer; nichts war bey ihnen nur halb, langsam, auf den Schein und für den Augenblick gemacht. Alle ihre Gebäude, besonders die öffentlichen und nützlichen, als Cloaken, Heerstraßen, Wasserleitungen u.s.w., tragen alle diesen Charakter, als den echten Stempel der Kraft und der Größe.“ -

So weit der gelehrte Autor. -

Wir waren mit unserm Begleiter, dem, Gott weiß es! weder gelehrten noch geistreichen Herrn Tomaso Broggi, durch einen der Cuniculi in den Hauptcanal gestiegen, und konnten uns weit genug in demselben ergehen. Die Größe der Räume ist höchst imponirend. Wir suchten in unserer Erinnerung nach Vergleichungspunkten und einem Maaßstabe; der Georgsstollen im Harze diente uns kaum dazu, und doch ist es das größte Neuere, das wir gesehen hatten. Es kommt aber noch ein Nebenumstand hinzu, der sehr viel zur Großartigkeit des Werkes beyträgt: Die Bergwerksstollen sind meistens nur darauf berechnet, daß sie für Männer in aufrechter Stellung gangbar, und für sich Begegnende zum Ausweichen nothdürftig breit genug sind; sie sind Werke, die man mit möglichster Sparsamkeit anlegt,

für deren Sicherheit man Sorge trägt, die man aber auf keine Weise verschönt, und die das Ansehen natürlicher, rauher und unebner Felsenrisse haben, in denen wilde Raubthiere hausen. Der Emissar des Claudius kündigt sich aber auf den ersten Blick als ein Prachtwerk an, dessen Größe durch Schönheit der Arbeit gehoben, ein Zeuge der Achtung ist, die die Werkmeister für dasselbe beseelte, und dieselbe Achtung auch noch von der späten Nachwelt fordert. Die neunzehn Fuß hohen Wände des Canals sind mit eben der Sorgfalt geebnet und geglättet, wie dies in den Gemächern der besten Häuser geschieht. Der runde Bogen, der das Gewölbe des Canals bildet, ist sehr schön und giebt ihm das Ansehen des Schiffes einer Kirche, dessen Decke ein Tonnengewölbe ist. Der Absatz unten, am Fuße der Wände, ist mit derselben Genauigkeit gehauen und alle Linien und Flächenverbindungen, Ränder und ein- und ausspringende Winkel sind so scharf gezogen, sauber und fehlerlos, wie die Linien eines genauen Baurisses mit der Reißfeder. Wer jemals etwas Ähnliches in dem Innern eines großen Raumes gesehen hat und sich diesen nach seinen Maaßen lebhaft denkt, kann sich einen Begriff machen von der Schönheit dieses Anblicks. Aber es ist dies nicht bloß der Canal; die Pozzi und Cuniculi sind durchaus in demselben Sinne angelegt und vollendet. Auch die größten Werke der Römer halten den Vergleich mit diesem nicht aus, weder Cloaca maxima in Rom, noch der Ablaß des See Velinus, noch Grotta die Posilipo, noch Pont de Gard bey Nimes, am wenigsten die Emissare der Seen von Albano und Nemi bey Rom. Die einzigen, die dem fucinischen Emissar nahe, aber nicht gleich kommen, sind ebenfalls Werke des Kaisers Claudius, die beyden großen Wasserleitungen: Aqua Claudia und Anio novus, welche auf mehr als 60 Meilen theils durch Gebirge gebohrt, theils auf massiven Bogengängen fortgeführt sind. Das einzige Werk in Rom, das von solcher bewundernswürdigen Größe ist, aber doch bey aller Pracht den Eindruck der Größe auf das Gemüth des Beschauers verhältnißmäßig in sehr geringem Grade macht, ist ein Werk des neuen Roms, St. Peter.

In einiger Entfernung sahen wir eine der Stellen, wo der Canal durch Einsturz völlig verstopft ist. Der Kalkfelsen, in den der Emissar gehauen ist, derselbe Travertin, aus dem die größten alten und neuen Prachtgebäude Roms, Coliseum, St. Peter u.s.w. erbaut sind, wäre selbst nie eingestürzt; aber er ist von starken Lehmschichten durchsetzt, die überall, wo sie in dem Emissar sich zeigten, mit noch viel stärkern Mauern von Backsteinen bekleidet, und so zu sagen abgedämmt waren. Der Druck des weichen Lehms hat nun aber wahrscheinlich, je nachdem er mehr oder weniger senkrecht wirkte, den Widerstand der Mauern dennoch überwunden und den Canal verschüttet. Würde das Werk einmal, mit Kosten, die das Maaß unserer kleinen und engen Zeit übersteigen, wiederhergestellt, so bliebe die Gefahr des Verschüttens, wie es scheint, dieselbe; denn, wo bisher die Last der Lehmschichten so ungeheure Mauern niederwarf, da wird ihr keine Anstalt unserer Zeit größere Gewalt entgegen zu setzen vermögen. Don Tomaso war dieser Meynung nicht, aber der Anblick selbst widersprach ihm bey uns, die wir zugleich vermutheten, daß auch die neapolitanische Regierung aus denselben Gründen die Wiederherstellung des verschütteten Emissars für unmöglich halte. Ihre Anstalten nämlich, im Jahre 1791, waren nicht der wirkliche Anfang einer Ausgrabung und Reinigung des Canals, sondern eine Untersuchung, ob die Sache möglich sey. Das Resultat war: daß sich darüber vorläufig noch nichts Genaueres bestimmen ließe, daß eine solche Untersuchung sehr vielseitig angestellt werden müsse und nach dem Anschlage von 800000 Ducati kosten würde. Nicht die Reinigung selbst, nur die Untersuchung, ob die Reinigung möglich und dauerhaft bewerkstelligt werden könne, sollte so viel kosten. Diese Beantwortung der Frage macht es schon wahrscheinlich, daß die Commissarien großen Schwierigkeiten entgegen sahen, unter denen der Widerstand gegen den verschüttenden und nachschiebenden Thon, gewiß eine der größten war. König Ferdinand ward aber gleich im folgenden Jahre der Verlegenheit, einen Entschluß darüber

zu fassen, enthoben, indem er sich nach Palermo begeben und das Königreich verlassen mußte; an den Emissar ward nicht mehr gedacht. -

Der Anblick des großen See's, wenn man wieder aus dem Emissar hervorgeht, hat sehr viel Heiteres bey aller Größe. Die hohen Berge rings umher, die ihre nackten, grauen, schroffen Felsengipfel in die Wolken heben, abwärts aber mit Sträuchern, dann mit Waldungen bewachsen und mit muntern Städten und Dörfern belebt sind, laufen dem See zu in bebaute kleinere Hügel und flache Abhänge aus. So umgeben die Berge den See von allen Seiten, bis auf nördliche links, wo das flache Ufer in jenes breite, ebene pallentinische Thal ausläuft, durch das wir gestern zogen, in welchem der Hügel von Alba sich erhebt und Avezzano sich mit seinen Gärten in die steigende Fluth zieht, die es immer mehr und mehr verschlingt, wie man denn hohe Pappeln und Gärtenzäune tief im Wasser stehen sieht. Gerade vor uns, eine lange Strecke in den See hinein, sahen wir in der Ferne einiges Gemäuer eben nur etwas über dem Wasserspiegel hervorragend; hier war einst der Einfluß des Wasser in den Emissar; so viel kleiner war also damals der See, als er noch nicht abgelaassen worden; von hier aus überschaute also Claudius die größte Naumachie, die je war; von hier aus begrüßte er die dem Tode geweihten Kämpfer in ihren funfzig Schiffen; hier brachen die Gerüste und festlich beladenen Tische vom heftigen Andrang des Wasser - wahrlich! eine prachtvollere Bühne konnte das Pracht liebende Rom für das ungeheure Fest nicht finden.

Auf dem See wendeten wir unser Fahrzeug rechts, und näherten uns dem malerischen Ortucchio. Dieser Ort hat ehemals mehrere Meilen vom Ufer ab auf einem Hügel gelegen, wie aber durch Verstopfung des Emissars der See immer höher stieg, näherte sich das Ufer dem Orte immer mehr, umringte nach und nach den Hügel, der von 1793 bis 1795 eine Halbinsel war, stieg hinter demselben weiter, und jetzt ist Ortucchio im See, zwey Meilen von dem Ufer entfernt. Es wird dennoch von seinen Einwohnern nicht verlassen; sie haben seit vielen Jahren alles Räderfuhrwek abgeschafft, dafür um so mehr Nachen und kleine Schiffe gebaut und ein Paar große Flöße, auf denen die sämmtlichen Heerden an jedem Morgen nach den Weiden hin und jeden Abend wieder in den Ort zurückgeführt werden. Die neuen Insulaner leben dabey froh und zufrieden und gehen dem Unvermeidlichen mit einer Ruhe entgegen, die dem Wanderer wohl als eine unbegreifliche Sorglosigkeit erscheinen mag. Es ist zu verwundern, daß Ortucchio's auffallende Lage nicht schon längst zum Schauplatze eines Romans gemacht worden ist, wozu sie sich mannichfaltig benutzen ließe.

Noch auffallender wird man von der Unbequemlichkeit der Menschen, der von ihrer Beharrlichkeit, ihre Wohnplätze nicht zu verlassen, in dem nahe gelegenen Flecken Luco angesprochen. Der steigende See untergräbt die Häuser, eins nach dem andern; aber der Besitzer eilt, wenn die Noth am größten ist, die Balken, Steine u.s.w. des stürzenden Hauses weg und auf die andere Seite des Ortes zu schaffen, wo er sein Haus zunächst den entferntesten Häusern wieder aufbaut; ihm folgt bald ein Zweyter, ein Dritter, nach und nach Alle, bis er mit seinem Hause wieder am Ufer ist, ihm weicht, wieder umbaut und der Ort so immer fort, langsam aber ununterbrochen mit seinen Häusern den Berg hinaufzieht. Die Häuser erscheinen hier beweglicher als die Menschen. Die Schwalben bauen ihre Nester mit großer Beharrlichkeit immer wieder dahin, wo sie zerstört wurden, und so scheint am Fuße des Vesuvs Torre del greco ein Schwalbennest zu seyn; kaum ist der Lavastrom, der es niederriß, etwas abgekühlt, so wird auch die Stadt wieder auf denselben Fleck gebauet, wo sie stand. Sie wird dadurch immer höher, aber sie läuft doch nicht an dem Berge hinauf wie Luco.

Hier zeigt sich überdies noch eine sehr anziehende Erscheinung bey dem fortwährenden Steigen des Sees: die Wellen spühlen nämlich Grund und Boden der Stadt am Ufer nach

und nach ab, ehe sie ihn überschwemmen, und an dem so einfallenden Ufer sieht man, nur 3 bis 4 Palmen tief, unter den Fundamenten der neuen Häuser altes Gemäuer, die Reste einer alten Stadt, auf denen sich das neue Geschlecht angebaut hat, ohne sie zu ahnden, und die täglich so nach und nach aus ihrer Dunkelheit ins Licht treten, wie die neue Stadt, gleichsam verdrängt von aufgehender Saat, ihnen Platz macht - Auferstehung und Untergang, und Untergang des eben Auferstandenen, still und langsam vor unsern Augen sich unablässig folgend, und herbeygeführt durch die unmerklich wechselnde sanfte Bewegung der spielenden Wellen des Bergsees. Ein bedeutend sprechendes Bild!

Dem betrachtenden Wanderer darf an diesen, aus der Dunkelheit hervorgehenden Trümmern, der Umstand nicht entgehen, daß ein großer Theil dieser alten Gemäuer aus Luftziegeln besteht, denjenigen ähnlich, die noch heute in mehreren Gegenden Europa's, namentlich in Dänemark häufig, angewendet und in mehreren Werken über öconmische Baukunst empfohlen werden. Vitruv spricht sehr ausführlich von Luftziegeln; darum hat man sie in neuerer Zeit sehr eifrig in und bey Rom gesucht, aber nicht gefunden, bis endlich, um den Fremden doch auch hievon ein Pröbchen zu zeigen, ein isolirtes kleines Mauerstück, etwa eine Meile von Rom, rechts neben der Straße nach Ostia, für Luftziegel ausgegeben ward, was es aber keineswegs ist. Der Luftziegel, von denen Vitruv spricht, finden sich in Menge an den Ufern des fucinischen Sees, und ich habe sie nicht bloß in Luco gesehen, sondern auch in den mehrsten der zum Theil sehr interessanten Ruinen, die man zerstreut auf dem Wege von Luco nach dem Emissar u.s.w. antrifft.

Kaum hatten wir uns bey unsrer Ankunft in Luco der Betrachtung dieser merkwürdigen Aufdeckung der alten Gemäuer überlassen, als von allen Seiten Männer und Frauen, Kinder und Greise herbey kamen und uns aufgefundene alte Münzen und geschnittene Steine anboten. Erst forderten sie nur eine unbedeutende Kleinigkeit dafür; da wir ihnen aber gern gaben, was sie verlangten, stiegen bald ihre Forderungen aufs Unglaublichste, bis wir selbst die Preise festsetzten, worauf wir eine ansehnliche Sammlung machten; einen ganzen Beutel voll kleiner geschnittener Steine, antiker Pasten und Fragmente zerbrochener Cameen; einen drey Mal größern Beutel voll alter Münzen. Jeder Eigenthümer eines abgetragenen der eingestürzten Hauses in Luco besitzt Alles, was der nach und nach schwindende Boden, auf dem sein Haus stand, enthält, als Eigenthum, und sucht daraus einen Theil seines Verlustes der der Kaufsumme eines neuen Bauplatzes wieder zu gewinnen. Man sieht darum auch die meisten armen und dürftig gekleideten Luchesi immer thätig und bauend, Kinder und Weiber immer in der Erde wühlend, die Häuser immer neu und den ganzen Ort in scheinbarer Reinlichkeit und Thätigkeit.

Don Tomaso verfehlte nicht, uns in dem Beutel voll Münzen eine römische suchen zu lassen, die wir nicht fanden, und dabey selbstgefällig zu bemerken: alle Münzen, die jemals in Luco gefunden wrden, seyen immer griechische; römische habe man noch nie gesehen; dies bewiese unwiderleglich, daß die alte Stadt keine römische, sondern eine griechische Colonie, zu Groß-Griechenland gehörig, gewesen sey. Von griechischen Städten in dieser Gegend kenne man aber nur eine, nämlich Archippe, folglich müsse man schreiben Luco, lim Archippe. Die Luchesi sind aber selbst ganz anderer Meynung; sie führten uns in ihre Kirche, wo ein Geistlicher uns eine, in dem unterirdischen Luco zu Tage gebrachte, kaum von gelehrten Kennern zu lesende römische Inschrift zeigte, auf der der Name Ancitia kenntlich ist. Ancitia hat in dieser Gegend gelegen, folglich: Luco, olim Ancitia. Weiter berichtet die Sage: Ancitia, die Erbauerin der Stadt gleiches Namens, Schwester der Medea und der Circe, hat in diesen Wäldern gehauset, die Heilkunst geübt und gelehrt, und ganz besonders die christlichen Märtyrer im Gebrauche der Schlangen und der Kräuter unterwiesen. Der untersetzte Broggi konnte bey dieser Erzählung die äußerste Ungeduld kaum zügeln; dann aber legte er seinen Hut aus den Händen, stellte sich breitbeinig dicht vor den

Geistlichen, hielt den Stock unter dem linken Arme, die linke Hand ausgebreitet zwischen beyden Gesichtern und an ihren Fingern mit der rechten Hand aufzählend, docirte er, mit Heftigkeit schreyend, die weit hergeholten Gründe seiner antiquarischen Weisheit, während der Geistliche, nicht minder heftig, seines Gegners breite Hände unaufhörlich faßte und herabzog und ihm ins Gesicht schrie. Wir aber, der all zu genauen antiquarischen Untersuchung eben so überdrüssig, als den gewohnten Anblicks ungezogener Gelehrten-Streitigkeit, am ärgsten unter Unwissenden, verloren uns in der Stille aus der düstern Kirche, und so oft wie auch ferner im Leben mit sehnsuchtsvoller Wärme der hier am See verlebten Tage und des bedeutsamen Spiels der Wellen bey Luco gedachten, ist uns doch noch nie ein so lebhaftes Verlangen gekommen, genau zu wissen, ob die alte Stadt, deren Existenz der See außer Zweifel setzt, einst Archippe oder Ancitia war. Das Erstere ist nicht unwahrscheinlich, das Letztere hat den belebenden Reiz der Sage; es gehört aber nicht viel Resignation dazu, sich über die Ungewißheit in diesem Falle zu trösten.

Die bis jetzt besprochene Gegend läßt sich bis ins Einzelne in wenig Stunden genau kennen lernen, und die Kenntniß erlangt man mit wenig Zeit-Aufwand; sie ist aber auch nur so geringen Preises werth, wenn man dabey allein stehen bleiben will, bey dem dürren Buchstaben des Gesehenhabens. Wir schwelgten mehrere Tage im freyen und glückseligen Genusse der Natur, ihre Größe und ihre Schönheit in dieser Gegend. Don Vincenzo lud uns gleich am ersten Tage zum Pasto eine zahlreiche Tischgesellschaft ein, um uns Ehre zu erweisen; die Honoratioren des Ortes waren hier versammelt; die überschütteten uns mit gutmüthiger Höflichkeit; Jeder bot uns sein Haus und seine Dienste an, Jeder wollte die Ehre haben, uns zu bewirthen, uns gefällig zu seyn und Dienste zu erweisen; diese Freundlichkeit war aufrichtig, eben so aufrichtig war unsre Dankbarkeit, aber die Gastfreundschaft ward uns lästig wie Zudringlichkeit. Um ihr zu entgehen, kündigten wir jeden Abend unsre Abreise auf den Morgen in aller Frühe an, schwärmten den Tag über in der Gegend umher und trafen den Abend immer wieder ein; dabey hatten wir denn auch unter andern das Glück und die Freude, den mehr als lästigen Don Tomaso Broggi los zu werden. Welche schöne Stunden verlebten wir in der herrlichen Einsamkeit auf diesen Bergen, in diesen Thälern! Je mehr sie uns vertraut wurden, je bekannter die verschiedenen Beleuchtungen, je mannichfaltiger die Bekanntschaft und Beobachtung der Einzelheiten, um so höher ward der Genuß gesteigert, und um so unverlöschlicher der Eindruck fürs Leben, um so hinreißender der Zauber der Erinnerung.

Es läßt sich denken, daß wir nicht lange anstanden, den schönen Hügel von Alba zu besuchen, mit dem wir schon von mehreren Seiten aus der Ferne Liebesblicke gewechselt hatten. Wir schlugen den bequemern von den zwey Wegen ein, der zur Rechten, um den Hügel herum, hinauf führt. Zu beyden Seiten dieses Weges liegen Trümmer römischer Gebäude, die man für Gräber hält, und demnach wäre er die antike Straße, die nach Alba führte, von der man jedoch kein Steinpflaster gefunden hat, vermuthlich weil man es nicht suchte; denn das Einzige, was hier gefunden ward, sind ein Paar verwitterte Skelette in reichen Gewändern, die aber an der Luft sogleich verfielen, und diese fand man eben bey solchem Gemäuer am Wege, was der Grund jener Vermuthung der Gräber und der Straße wegen ist.

Das ärmliche Dörfchen Albi und der verfallene Palast Colonna haben aus einiger Entfernung ein malerisches Ansehn, sind aber in ihren Mauern ein widerliches Bild der Unreinlichkeit und Zerstörung. Man zeigte uns die Kirche, zu der die Reste eines alten Tempels ausgebaut worden; doch war es uns schwer, die Gestalt des Gebäudes heraus zu finden, indem die wunderlichsten Mauern seitdem in sehr verschiedenen Zeiten darin herumgebaut sind. Die Kirche hat sehr schöne Fresko's aus dem 16ten Jahrhundert; aber auch diese sind mit unnützen und unbegreiflichen Wänden wieder so verbaut worden, daß man

nur mit Lichtern und Fakeln sie in engen Winkeln beleuchten und erkennen, aber nicht übersehen kann. Noch bemerkten wir ein alt-römisches Thor und anderes römisches Gemäuer im Dorfe. Ohne den gelehrten Antiquar fühlten wir uns viel mehr aufgelegt, die alten Mauern zu suchen und zu betrachten. Einige hundert Schritte weiter auf der Höhe steht das ehemals reiche Minoriten-Kloster, das jetzt nur von einem Mönche und einem Laienbruder bewohnt wird. Der Letztere führte uns in die geräumige Kirche und sagte uns, das Gebäude sey ein alter Tempel, den man nur durch Aufrichtung der auf einer Seite eingestürzten Umfassungsmauer und durch die Weihe zur christlichen Kirche gemacht. Die schönen canelirten Säulen von geadertem Marmor standen in zwey Reihen noch vollständig da und theilten den Raum der Kirche, der Länge nach, in drey Schiffe; wir erkannten daran auf den ersten Blick, daß das Gebäude eine römische Basilica, ein Gerichtshof, gewesen war; denn ein Tempel hätte die Säulenreihen nicht im Innern gehabt, sondern außerhalb die Wände der Cella umgeben. Es ist groß und schön und wohl erhalten. Der fromme Bruder führte uns zu andern alten Mauern herum; nordwärts fanden wir Trümmer der alten Festungsmauer von Alba fucentis, die aber nicht, wie Hofrath Hirt berichtet, aus großen Quadern bestehen, sondern aus dem sogenannten cyclopischen Gemäuer, von dem weiter unten ein Mehreres. Gegen Südwesten zeigen sich noch Spuren eines alten Amphietheaters und nicht weit davon noch Reste eines Theaters.

Nahe bey diesen Letztern, dicht hinter dem Gärtchen des Klosters, übersieht man über Avezzano hinaus den ganzen See, die ihn umlagernden steigenden Bergmassen, die Thalebene rechts und vor uns mit der Heerstraße, zu unsern Füßen der schöne bebauete, fruchtbare Bergabhang, auf dessen Höhen wir stehen, während hinter uns das Schneehaupt des Vellino herabschaut. Diese Aussicht ist vielleicht die schönste im ganzen Gebirge und gewiß eine der schönsten in der Welt. Der Klosterbruder hatte uns zu einer gottesdienstlichen Verrichtung verlassen; nahe bey uns saß hinter einem Rosenbusche auf einem Mauerstück ein junger Mann mit einer Laute, der gleich uns hinausschaute, von Zeit zu Zeit einige Thöne hören ließ und uns nicht bemerken konnte, da wir uns still genähert und auf den Rasen gelagert hatten. Wir hatten die Zeichenbücher in der Hand, aber wir dachten an das Sammeln nicht; wir waren hingerissen, das Auge, die tiefste Seele schwelgte, ein unermeßlich Ganzes erfüllte sie; was hätte das Auge ans Einzelne binden können! - Der Tag war heiß gewesen, jetzt neigte sich die Sonne den Berggipfeln zu, die Glut ihrer Strahlen war angenehm gemäßigt, ein laues Lüftchen umspielte uns labend und erquickend, die Schatten der Berge breiteten sich immer weiter über den See aus, die Erde wurde immer duftiger, der Himmel immer blauer, seine leichten weißen Wölkchen schauten aus ihrer Klarheit zu unserm irdischen Entzücken herab, in der tiefen Stille rings umher ward jeder einzelne Laut aus der Ferne erkennbar, hier tönte eine Kirchen-glocke weit vom See her, dort brüllte ein Stier tief im Thale, da wieder ward ein fernes Menschenrufen erkennbar, aus dem Gebirge tönte leise, leise ein fernes Läuten der Schaafheerden, übertönt von dem Summen einer Mücke vor unserm Ohr - wie belebt die Stille! wie still das Leben! wie groß und reich die Welt vor uns! und wie groß die Ruhe! Man muß Gottes schöne Welt so gesehen haben, wie wir sie dort sahen, um zu fühlen, was wir dort fühlten, und um zu wissen, wie hinreißend der Zauber der Erinnerung ist. - Die Sonne lag schon auf den Umrissen der Berge, des Nachbars Laute ward vernehmbar, die Sonne sank immer tiefer, die nächsten Wölkchen errötheten, wir hörten die Laute, eine Stimme und Worte wie Laute aus der Heimath, deutsche Worte, die wie ein unwiderstehlicher Zauber die Seele ergriffen, wir blickten hin, edle Züge, ein schönes, jugendliches Antlitz, leuchtend im Abendroth der schon gesunkenen Sonne und im Ausdruck bewegten Gemüthes, die Laute ertönte und etwas bebend sang die volle Stimme im schönsten Tenor ein deutsches Lied:

„Holdes, holdes Sehnsucht-Rufen
aus dem Thal, vom Walde her:
klimm' herab die Felsenstufen,
folg der Oreade Rufen
und vertrau' dem weiten Meer'!“

„Oft seh' ich Gestalten wanken
durch des Waldes grüne Nacht;
die bewegten Zweige schwankten,
sie entschimmern wie Gedanken,
die der Schlaf hinweg gefacht.

„Komm Erinnerung, Liebe, Treue,
die mit oft im Arm geruht,
nahe lieblich mir und weihe
diese Brust, dann fühlt der Scheue
neue Kraft und Lebensmuth.

„Kinder lieben ja die Scherze,
und ich bin ein töricht Kind -
treu verblieb Dir doch mein Herze -
Leichtsinn nur im frohen Scherze!
bin noch so wie sonst gesinnt.

„Wald und Thal und grüne Hügel
kennt die Wünsche meiner Brust -
wie ich gern auf gold'nem Flügel
von der Abendröthe Hügel
ziehen möchte' zu meiner Lust.

Erd' und Himmel nur in Küssen,
wie in Liebesglut entbrennt -
ach! ich muß den Frevel büßen,
lange noch die Holde missen,
die mein ganzes Herze nennt.

„Morgenröthe kommt gegangen,
macht den Tag von Banden frey;
Erd' und Himmel bräutlich prangen -
aber ach! ich bin gefangen,
einsam hier im süßen May.

„Lieb' und Maylust ist verschwunden,
ist nur May in ihrem Blick -
keine Ruhe wird erfunden!
flieht und eilt, ihr trägen Stunden,
bringt die Braut mit bald zurück!“

Das Lied war kaum verklungen, als wir eilten, den Deutschen als Deutsche zu begrüßen. Wir fragten uns nicht, was für Deutsche wir seyen, noch weiß Standes und Berufes; das fiel uns nicht ein. Er hatte uns mächtig angezogen durch den Zauber mit sich fortziehender Empfindung, die in Tönen und Worten Alles in uns aufregte, was Liebes und Theures in der Summe unsers bisherigen Lebens lag, und hatte dem Allen die Beziehung auf die Heimath gegeben; aber er hatte es zugleich auch in der Sprache der Heimath gethan, die dem süßesten Glück der Jugend bestimmten Ausdruck giebt, es festhält und bewahrt, und den unermeßlichen Schatz der höchsten Freuden in der Erinnerung zu immer erneuertem Genusse in unserm Besitze erhält. Wer die magisch-entzückende Wirkung der heimathlichen Sprache in der Fremde gefühlt hat, wird sich aber auch vorstellen können, daß jenem Fremden unsre Erscheinung gleichfalls eine Freude war.

Er kündigte sich uns als einen Liefländer an und hieß Friedrich Holm. Wir hielten ihn für einen Maler oder Bildhauer, wie solche Künstler damals häufig von Rom aus in der Gegend umherstreiften, um sich den ergötzlichsten Müßiggang fruchtbar zu machen, durch Sammlung neuer Bilder, Formen, Gruppen und Abentheuer, durch freye Luft auf den Bergen, frisches Blut und frisches Leben, zu neuer erhebender und begeisternder Arbeit. Das ist das köstliche Leben, das Winkelmann für Künstler in Rom so gefährlich als das Lesen hält: „Es kann unter der Sonne kein Ort seyn, welcher mehr als Rom zum Müßiggange reizet, weil der Müßiggang mehr als anderwärts unterrichtet; und dieses ist die zweyte Klippe für Künstler.“ (Briefe an seine Freunde in der Schweiz. Zürich 1778. S. 125.) - Unser neuer Freund hatte einen großen, weißen Esel bey sich, mit röthlichem Maule, von der schönen und edlen Race auf der Insel Ischia; das Thier war mit einer rothen Decke behangen, in deren weiten Taschen eine Zeichenmappe, die Zither, eine Pflanzenkapsel, ein Paar Bücher und einiges Gepäck bemerkbar waren, und an der eine Jagdflinte hing; es lief seinem Herrn nach, der trug ihn rasch und kräftig, wie es desselben augenblickliche Laune mit sich brachte, und war von ihm schulgerecht geritten, wie das beste Schulpferd. Der junge Mann kam, wie wir später von ihm erfuhren, aus Neapel, hatte nach Rom den Weg über Mont Cassino eingeschlagen, und sich dort von der Schönheit des Gebirges verleiten lassen, weiter in demselben umher zu streifen, und war so in diese Gegend gekommen, wo er sich gleich entschloß, den Weg nach Rom in unsrer Gesellschaft zu machen. Von Empfehlungs-Schreiben an die Bewohner der Gebirgsstädte wußte er nichts; er war eben geblieben, wo es ihm gefallen hatte, und brachte die Nächte bald in einer schlechten Osteria, bald in dem schönsten Hause einer Stadt, bald unter einem Baume im Freyen, bald in der Klausen eines Eremiten zu, immer den Morgen mit gleicher jugendlicher Freudigkeit begrüßend.

So war es denn auch am folgenden Morgen. Wir hatten schon am Abend, mit herzlichem Danke für die gütige Aufnahme, von Don Menicucci, von seiner Frau und seinen Töchtern Abschied genommen, und zogen mit der aufgehenden Sonne erst am Ufer des Sees hin, wandten uns dann rechts hinauf, auf den Berg Malleanus, auf dessen flachem und ödem Rücken wir den vorragenden Gemäuern der Pozzi und Cuniculli des Emissar folgten, die wir die Werstposten unsrer Heerstraße nannten.

Wir bewunderten zwar die außerordentliche Lebhaftigkeit, unermüdliche Rüstigkeit und rege Umsicht unsers jugendlichen Gefährten, der fast immer auf den Beinen war, und nur zuweilen sich auf seinen Esel warf, um uns nachzutrabem, unaufhörlich verweilte, bald sich umzusehen, bald ein Kraut aufzulesen, bald mit dem Hammer einen Stein zu untersuchen, bald einen Vogel zu schießen oder ein Insekt zu beschleichen; indessen bedauerten wir die Unmöglichkeit der Unterhaltung mit ihm, den wir gern näher kennen gelernt hätten im Gespräche, das die Weile der Reise in dieser öden Einsamkeit angenehm gekürzt hätte, die ihm aber nicht lästig zu werden schien. Als endlich der Weg felsigt und buschigt geworden

war und uns von der Reihe unserer Wegweiser abgeführt hatte, verloren wir auch den Gefährten aus dem Gesichte. Wir riefen nach allen Seiten hin, wir eilten zurück, riefen wieder und schrieten uns heiser, Alles vergebens! Wir hofften ihn später wieder anzutreffen und setzten unsern Weg fort, auf dem wir gegen zehn Uhr in dem armseligen Dorfe Capistrello anlangten, wo wir beschlossen, eine Stunde auf den Wildfang zu warten, und hätte er sich dann noch nicht eingefunden, nach ihm auszusenden, um ihn suchen zu lassen.

Wir ließen uns an den ehemaligen Ausfluß des Emissars führen, der sich hier in den, in der nahen Tiefe fließenden Liris ergoß, der jetzt Garigliano heißt, und bey den zum Theil noch wohl erhaltenen Ruinen der alten Stadt Minturuae sich ins Meer ergießt. Aber wie überraschte uns die Schönheit dieser Stelle! Wir hatten den Emissar vor uns und konnten hineinsehen; er ist hier wie bei Avezzano ein hohes, enges Gewölbe, ist aber in eine Blende von dem schönsten Gemäuer eingesenkt, das beträchtlich hervortritt, nicht viel breiter, aber viele Klaster höher ihn in derselben Bogenform überwölbt, was als ein sehr hohes, thurmähnliches Gebäude erscheint, das auf der senkrechten Wand eines hohen Berges anliegt, die mit dem schönsten Laubholze dicht bewachsen ist, aus dem das schöne Gemäuer, vollkommen wohl erhalten, frey hervorragt. Zu unsern Füßen in der Tiefe rauschte der eben sehr wasserreiche Liris, durch wild überragende, theils abgebrochene Baumstämme und bemosste Felstrümmer, wie Salvator Rosa ähnliches zu malen liebte. Wir hatten eine Fackel mitgenommen, allein es war nicht weit in den Canal einzudringen und kein Pozzo, kein Cuniculo zu erreichen; was zu sehen war, glich den Maaßen und der sorgfältigen Arbeit nach, genau dem Theile am entgegengesetzten Ende des Emissars bey dem See. -

Wir setzten uns vor dem Grottone, wie hier das Gewölbe genannt wird, auf einen umgeworfenen Baumstamm, zogen eine Flasche Wein hervor und breiteten unsern mitgenommenen Mundvorrath zwischen uns aus, als wir hinter uns ausrufen hörten: das ist vortrefflich! das gerade was ich brauche! Somit stellte der Vermißte sein Gewehr an einen Baum, warf einen erschossenen großen Falken daneben hin und setzte sich zu uns. Nach der ersten Herzstärkung erzählte er mit dem lebhaften Feuer, welche Freude er an diesem Falken seltener Art habe, worin er von andern seiner Gattung sich unterscheide u.s.w.; welche köstliche Waldung er angetroffen, wie aber sein Esel, den er nach dem Berge seiner Heimath Epomeo nannte, bey den Sätzen, die er an sumpfigen Stellen im Walde haben machen müsse, manches verloren habe, das er wieder aufgefunden, aber sein gutes Fernrohr zugleich, das er nicht habe finden können. Nach kurzer Rast zog er ein sein Skizzenbuch hervor und zeichnete seinen Falken mit einer Genauigkeit und Schnelligkeit, die uns in Verwunderung setzte; wandten sich dann nach dem Emissar, der ihn beym ersten Anblicke entzückt hatte, betrachtete ihn genau und suchte den besten Standpunkt, ihn mit seiner Umgebung am vortheilhaftesten zu zeichnen. Die Wahl des Standpunktes geschah im Augenblick mit der schnellsten und richtigsten Beurtheilung der Gegend, und obgleich er klagte, die Hand zittre ihm vor der Erhitzung, so wußten wir nicht wohin sich unser Lob zuerst wenden sollte, da wir ihm zusahen, ob auf die Schnelligkeit oder den geistreichen Styl der Zeichnung, ob auf das richtige Augenmaaß oder die vielseitige Behandlung des einfachen Bleystifts. Dieser 18 bis 20 jährige Küstler war in der That einer der anziehendsten Menschen, gewann bey näherer Bekanntschaft immer mehr und vereinigte mit bewundernswürdig mannichfaltigen Kenntnissen und dem reinsten, edelsten Sinn alle Eigenheiten, die die Jugend liebenswürdig machen.

Unser Weg ward nun immer steiler, wilder und unbequemer, die Vegetation immer eiförmiger, ohne dürrtig zu seyn, wie Holm bemerkte, und wir mußten langsam und vorsichtig fortschreiten, sowohl uns vor Schaden zu hüten, als um unsere Thiere nicht über die Gebühr zu ermüden. So blieben wir hübsch beysammen und unterhielten uns, so gut es gehen wollte, wozu einige Ermüdung, von der Anstrengung am Morgen, bes unserm

Freunde auch wohl das Ihrige beytragen mochte. So gelangten wir nach zwey Stunden mühseligen Auf- und Abklimmens in eine ganz besonders wilde Gegend, an den Fuß einer sehr hohen und sehr steilen Bergwand, die ein lichter Wald von alten Roßkastanien beschattete, unter denen scharfeckige, aufgeschüttete Felsentrümmer, mit hohem Farrenkraut umragt, den Boden bedeckten. Unser Führer sendete pflichtgemäß ein kurzes Gebetlein, das wie einige Stoßseufzer klang, zum heiligen Antonius, dem Schutzpatron der Pferde, Esel und Maulthiere, und begann die eckigen Felsstücke zu erklettern. Was! Riefen wir ihm zu: soll es da hinauf? - Allerdings! erwiderte er, das ist die Serra die Sant-Antonio, einen andern Weg haben wir nicht; die Pferde tragen Euch wohl hinauf, obgleich es eine Weile dauert; wenn Ihr euch aber des armen Viehs erbarmen wollt, wie es Christen gezieht, so macht es ihnen auf dem argen Wege von Zeit zu Zeit etwas leichter; Sankt Antonius wird es Euch gedenken. Schon ehe diese pathetische Anrede begann, sprang Holm bereits, wie eine leichte Antilope, auf dem Felsen herum und verlor sich bald unter den breitlaubigen, hohen, Bäumen mit Epomeo, der ihm munter folgte. Wir schickten uns nun auch etwas bedächtiger zum Spazirgange an und dankten dem heiligen Antonius für den Schatten und sein köstlich Labsal auf dem mühseligen Pfade, während unsere Pferde uns langsam, aber ununterbrochen in taktmäßigem Schritte, auf dem Fuße folgten, wobey wir nicht unterlassen konnten, ihre Ausdauer zu bewundern, noch mehr ihre Geschicklichkeit und Sicherheit, mit der sie von einer Spitze der Felsen auf die andere hinüberschritten, nie fehltraten, immer im gleichen Takte blieben.

Nach etwa einer Stunde angestengten Steigens und Kletterns, trafen wir auf Holm, der erschöpft an einem Baume lehnte; sein Thier stand in unbequemer Stellung auf dem ungleichen Boden und ließ die langen Ohren hängen. Das ist doch zu arg! rief er aus, das hat kein Ende! und nirgends das kleinste Plätzchen auf diesem Felsen zur Ruhe für den armen Epomeo! - Und für den armen Holm, nicht wahr? entgegneten wir: Beyde können hier praktisch die Regel lernen: *chi va piano etc.* - Er mußte sich nun schon bequemen gleichen Schritt mit uns zu halten. Bald machten wir die Bemerkung, daß wir eine bedeutende Höhe erstiegen haben mußten; es war kühler geworden und die Luft bekam den eigenthümlichen Einfluß aufs Gefühl, den man immer auf hohen Bergen hat, dessen Ursachen allbekannt sind, der aber als sinnlicher Eindruck nicht zu beschreiben ist; die Roßkastanien und Farren hatten längst aufgehört, junge Buchen und hohes Heidelbeerkraut vertrat ihre Stelle und erinnerte an den teutoburger Wald bey Horn und Detmold. Nach und nach wurden die großen Steine etwas seltener, wir bekamen immer mehr Erdboden unter die Füße, die Buchen wurden immer mehr große, hohe Bäume, wechselten bald mit andern ab, und endlich standen wir auf dem steinlosen, flachen Rücken des Berges, unter einzelnen hohen Eichen und mit der Aussicht in eine ziemlich öde Gegend breit auslaufender Höhen, die sich seitwärts, wohin sich unser Weg wendete, allmählig absenkten. Nachdem wir anderthalb Stunden ununterbrochen mit Anstrengung in gerader Richtung aufgestiegen waren, konnte uns nichts auffallender seyn, als da, wo wir die gewaltigen Steine verließen, auf einen vielbetretenen breiten Weg zu kommen, und von dem Führer zu vernehmen, daß die Serra die S. Antonio eine sehr frequentirte Heerstraße, sogar für schwerbeladene Maulthiere sey. Aber wie kommt man nur mit beladenen Thieren hinunter? Eh! *Che volete! Sempre pian - piano, e con l' ajuto die S. Antonio.* - Die Gemmi, der große St. Bernhard, die Corniche bey Genua und alle Gebirgspässe in Frankreich, der Schweiz, Italien und auf den Pyrenäen sind wirklich bequeme Heerstraßen zu nennen, im Vergleiche mit der Serra die S. Antonio.

Das Hinabsteigen des Berges war, nach dem Eindrucke, den das Heraufsteigen gemacht hatte, sehr sanft. Je weiter wir hinab kamen, um so mehr nahmen die grauen Felsen zu, von sparsamem dunklem Grün der Kräuter und Sträucher abstechend gehoben, und in geringer Entfernung von unserm Wege waren die Felsen von niedrigen natürlichen Höhlungen häu-

fig durchbrochen, von denen wir oft dichte lange Reihen mit einem Blicke übersehen konnten. Es war eine großartige, tiefe Stille rings umher verbreitet. Die Aussicht öffnete sich immer mehr und mehr, und das Geläute der Heerden aus der Ferne, kündigte uns bewohnte Gegenden in der Richtung unsers Weges an. Felettino, das wir gegen Abend erreichten, fiel uns durch seine Lage auf, die übrigens in diesem Gebirge nicht ungewöhnlich ist. In einer Bergschlucht, aus der abendtheuerlich gestaltete, große Felsenspitzen und Bänke senkrecht herausragten, ist diese Stadt auf diesen Felsblöcken erbaut, verbindet sie zum Theil mit ihren Gebäuden und bildet zum Theil große Gassen, in denen die Häuser zu beyden Seiten an den Felswänden vielstöckig anlehnen. Nichts kündigt besser, als diese und ähnliche Bauarten, ein Land an, das früher von kleinen Partheykriegen zerrissen ward, und wo daher jede günstige Zufälligkeit des Locals zum Schutze gegen plötzlichen Überfall benutzt werden mußte.

Ein Brief unsers Gastfreundes in Avezzano hatte uns hier dem Herrn Fedele Ottaviani gemeldet. Wir fanden einen kleinen, breiten, sehr wohlgenährten Mann, der uns an seiner Hausthür empfing, und so überaus gesprächig war, daß wir im ersten Augenblicke einsahen, wie unmöglich es seyn würde, uns auch nur für die kleinste Zwischenrede Gehör bey ihm zu verschaffen. Es war dem Ohre sogar schwer, der Zunge zu folgen, deren Geläufigkeit selbst dem Gedanken zuvor zu eilen schien. Das einzige, was aus diesem schäumenden Redeflusse verständlich wurde, weil sich unaufhörlich wiederholte, war die Klage: „die verfluchte Luoghi de' monti! vierzigtausend Scudi habe ich daran verloren, nun bin ich arm, bettelarm!“ Dies waren Staatsschuldscheine der vorigen Regierung, die anfänglich wie baares Geld roulirten, von der französischen Regierung aber cassirt wurden, wodurch eine Menge Familien im Königreiche Neapel verarmten, was nun Don Fedele, bey dem es lange nicht so weit gekommen war, der Regierung nicht verzeihen konnte. Wir hatten unfern der Stadt die Grenze überschritten, Felettino liegt im Kirchenstaate, Herr Ottaviani hatte aber geglaubt, einen Theil seines Vermögens nicht sicherer unterbringen zu können, als in den neapolitanischen Luoghi de' monti, wozu er in keiner Hinsicht verpflichtet werden konnte; eine fehlgeschlagene Speculation, in der er sich nur über sich selbst hätte beklagen sollen, wogegen er aber, dieses Unglücks wegen, die gegenwärtige französische Regierung sowohl, als auch den König Ferdinand von Sicilien mit gleicher Erbitterung und gleich ungemessenen Ausdrücken anklagte und selbst das eherne Schicksal nicht unangestastet ließ. Seine Frau, ein gutes, altes Mütterchen, nahm uns mit der liebenswürdigsten Gutmüthigkeit auf, und eilte, den Tisch zu beschicken, obgleich es noch zu früh für die gewöhnliche Cena war, denn sie meynte, wir müßten nach so beschwerlichem Ritte müde und hunrig seyn, was sich denn auch bey uns wirklich so verhielt.

Holm hatte sich unsichtbar gemacht, um vor Allem für seinen Epomeo zu sorgen; so gut ward es aber uns nicht; wir konnten den Schwätzer nicht eher los werden, als bis er uns auf dem für uns bestimmten Zimmer einen Augenblick verließ, den wir benutzten, um heimlich und förmlich zu desertiren. - Wir wollten uns den Ort ansehen, traten aber vorläufig auf dem Marktplatze in eine offene Barbierstube, deren Dienste wir bedurften. Bald füllte sich das geräumige Zimmer und ein großer Raum vor der Thüre desselben mit neugierigen Männern aus dem benachbarten Kaffeehause, welche die Fremden sehen und Neues von ihnen erfahren wollten. Wir aber wichen ihnen aus und befragten sie über die Sehenswürdigkeiten ihres Ortes, was sie höchst lächerlich fanden, da sie noch nie gehört hatten, daß irgend etwas bey ihnen sehenswerth sey. Wir führten die Lage ihrer Stadt als ein Beyspiel davon an, sie aber fanden eine Ebene mit einer Stadt in derselben viel merkwürdiger. Wir fragten nach den Quellen des Anio, aber Niemand wußte davon; wir bestimmten die Gegend genauer, nach den Charten des Ameti, Volpi und andern Autoren, sie aber versicherten: Quellen des Anio gäbe es in der bezeichneten Gegend nicht, aber wohl ein Loch im

Boden, woraus Wasser hervorquellte, bocca die pertuso, der Mund des Loches, vom Landvolke genannt. Das ist es! das muß eine der Quellen des Anio seyn, sagten wir ihnen. Darüber höchlich erstaunt, rief einer der lautesten von ihnen aus: von den Signori Inglesi lernt man doch immer was! wer hätte denken sollen, daß bocca die pertuso die Quelle des Anio seyn könnte! - Einer von den Männern erbot sich auf unsern geäußerten Wunsch, die Stadt und ihre nächste Umgebung zu durchlaufen, uns zu führen; als wir uns aber auf den Weg machten, folgte uns die ganze zahlreiche Versammlung.

Was uns an einigen Frauenzimmern auffiel, die wir vor den Häusern und in den Straßen sahen, war die große Verschiedenheit ihrer überhaupt sehr bunten Tracht, und wir fragten unsern Führer: ob die Frauen hier nicht auch wie in andern Städten eine Nationaltracht hätten? Allerdings! hieß es, damit habe es aber eine eigene Bewandtniß: Vor Alters nämlich habe es in der Stadt und weit und breit umher im Lande zwey kriegsführende Partheyen gegeben, und jede Familie habe sich zu einer von beyden halten müssen, ja der Papst selbst sey immer nur der einen günstig gewesen und habe die andere befehlen und unterdrücken und sich von ihr bekriegen lassen müssen. Die Erbitterung der Partheyen sey gegenseitig so groß gewesen, daß jede es für einen Schimpf gehalten, mit der andern etwas gemein zu haben; an Umgang mit einander war gar nicht zu denken gewesen; vielmehr hätten sie eine Ehre darin gesucht, und selbst eine Sicherheitsmaaßregel darin gefunden, sich in Allem, auch in den unbedeutendsten Kleinigkeiten auf das Auffallendste von einander zu unterscheiden; es verstehe sich, daß ein vorzügliches Unterscheidungszeichen die Verschiedenheit der Tracht gewesen sey, die sich nachher bey den Männern verloren, bey den weniger friedfertigen, oder auszeichnungssüchtigen Frauen aber, bis auf den heutigen Tag erhalten habe, obgleich nicht ganz genau in dem antiken Costum. Eine verschiedene Tracht unterscheide aber auch die Mädchen von den Frauen, so daß es im Orte vier verschiedene und bestimmt ausgezeichnete Haupttrachten der Frauenzimmer gäbe, an denen man bestimmt die Mädchen von den Frauen und die verschiedenen Partheyen unterscheiden könne. - Heut zu Tage, meynten wir, feindeten sich hoffentlich die Frauen der beyden Partheyen nicht mehr an, da die Männer diese alte Spaltung ausgeglichen haben müßten. - Da kennt Ihr die Weiber schlecht! hieß es; einen so glücklichen Vorwand zu Streit und Hader geben sie nicht so leicht aus den Händen! Die Schwarzen, wie wir sie nennen, wie sie schwarz und roth tragen, behaupten seit Jahrhunderten besser päpstlich gesinnt zu seyn, als die andern, halten sich daher auch für frommer, christlicher und vornehmer, was alles ihnen die Andern nicht zugestehen; auch sondern sie sich von einander ab, und die Gleichgekleideten haben nur unter sich Umgang. Es haben sogar einige so viel Gewalt über ihre Männer, daß sie auch diese zu bewegen wissen, an der Aufrechterhaltung dieser Ordnung, wie sie es nennen, thätigen Antheil zu nehmen, und sich von den Männern der Frauen ihrer Gegenparthey entfernt zu halten. - Kommt es denn da nicht oft zu Thätlichkeiten? - Das geben wir Männer nicht zu. - Sind aber die Mädchen auch so streng partheyisch? macht sie kein hübscher Junge von der Gegenparthey irre? - Da passen die Mütter schon auf! solche Mißheirathen, wie sie es nennen, sind wirklich selten. Die arme Frau, die sich mit ihrer Familie entzweyt hat, um einen Mann von der andern Parthey zu nehmen, führt daher auch ein sehr eingezogenes Leben, hat keinen Umgang und wird von Allen gemieden. Fragt nur Madame Eleonora, Eure Hausfrau, wie es thut, obgleich Don Fedele der reichste Mann im Orte ist. - Oder war, ehe er die 40000 Scudi - - Die haben ihn nicht arm gemacht, so viel er auch darüber klagt; er und seine Frau besitzen noch immer mehr als das Doppelte. - Wir fragten sie dann, ob der alte Streit der zwey Partheyen nicht der der Guelfen und Gibellinen gewesen? aber diese Namen hatten sie nie gehört. Es war uns unterhaltend, Spuren jener großen Partheyung ein halbes Jahrtausend allein von den Frauen einer kleinen Gebirgsstadt so frisch erhalten zu sehen, ohne daß sich vorhersehen

ließe, ob sie sich jemals ganz verlieren werden; denn da ihre Erhaltung bisher auf Eigenthümlichkeiten beruhte, von denen sich die Menschen nie ganz lossagen können, so können jene Partheyunterscheidungen sich füglich so lange erhalten, als die Stadt Felettino mit ihren Frauen bestehen wird. Es ist nur zu beklagen, daß es gerade die ärgste Geißel des Menschngeschlechtes ist, die auf diesem Wege zur Unsterblichkeit gelangt, und daß die Felettinerinnen uns keine schönere Aussicht eröffneten, als einen Blick in das tiefste Elend des 12ten und 13ten Jahrhunderts, das solche Spuren zurück zu lassen fähig war.

Unangenehm gestört wurden wir durch die Ankunft des Herrn Ottaviani, dem zu entgehen unmöglich war. Laßt das Volk, Signori! rief er uns zu: es ziemt so weit gereiseten Fremden nicht, jedem Narren auf der Straße Rede zu stehen. Ich habe mit Euch von andern Dingen zu sprechen. Somit faßte er mich vertraulich unter den Arm, führte mich fort und begann geheimnißvoll: die verwünschten Luoghi de' monti würden mich nicht arm gemacht haben, wenn König Ferdinand ein König vom rechten Schrot und Korn gewesen wäre; aber er ist eigentlich gar kein König. Ein Fischer und Jäger ist er, weiter nichts. Ich hätte nichts dagegen, wenn er nur Krone und Scepter gut versorgte, sie recht braven und klugen Leuten anvertraute und strenge Rechenschaft von ihnen forderte. Aber das fällt solchen Herren gar nicht ein. Noch weniger fällt ihne ein, daß sie selbst verantwortlich sind. So ein König meynt, Gott habe ihn nun einmal mit der Krone auch Land und Leute als unbedingtes Eigenthum geschenkt, womit er ohne Rücksicht schalten und walten dürfe nach der Laune des Augenblicks. Das das Volk regiert werden müsse, das begreift er wohl; aber regieren heißt in seinem Sinne nur: das Volk verhindern, einen eigenen Willen zu haben, es schinden und plagen, und die ungeheuern Summen zu Erleichterung und Erheiterung seines Müßigganges heraus zu bringen. Aber diese Schinderey soll ihn am Fischen und Jagen nicht hindern, also beauftragt er damit seine bezahlten Diener, die sich nach Herzenslust vom Schweiß und Blut der Unterthanen mästen und ihren Herrn mit der Rechenschaft ihrer Verwaltung nicht einmal belästigen dürfen, wenn sie auch wollten. Diese Schufte sind aber unersättliche Unthiere, mit ihrem ganzen Anhang von Vettern und Nipoten, und sinnen Tag und Nacht auf Betrug. So haben sie auch sie verfluchten Luoghi de' monti erdacht, ohne hinlängliche Sicherheit zu geben; denn daß sie fortgejagt werden könnten, bey dem schlechten Zustande der Armee und dem Hasse des Volkes, das konnte sie wohl denken, und hätten darum eine Sicherheit für Staatsschuldscheine geben müssen, die nicht mit ihrem Daseyn und ihrer Ehre vom Winde weggeblasen worden wäre. Aber was machen sich so eigennützig Lumpe aus ihrer Ehre und dem Eigenthum Anderer! Die Franzosen haben schon Recht, daß sie die ganze Bottega über das Meer gejagt haben; wenn sie es nur selbst besser machten! Aber - -

Von der Pein in den Krallen dieses unerbittlichen Schwätzers erlösete mich seine geschäftige Hausfrau, die ihn ersuchte, uns nunmehr in Ruhe das bereitete Mahl verzehren zu lassen, und mich darauf fragte: soll der Chirurg, den ihr bey Euch habt, auch an Eurem Tische essen? - Ich war noch ungewiß, wenn sie meynte, und fragte sie ausweichend: wo ist er denn? - Ey! er war aus dem Stalle zum Thore hinaus gegangen und hat die ganze Stadt mit den Felsen auf einen großen Papierbogen gezeichnet, dann mehrere Frauenzimmer, die ihm zusahen, in aller Geschwindigkeit, ohne daß sie es merkten, abconterfeyt, und nun sitzt er, umgeben mit ausgelegten Kräutern, die er theils in ein großes Buch zusammenpreßt, theils zum Fenster hinaus wirft. Die Nachbarn haben die Kräuter aufgehoben und möchten nun von ihm wissen, wie sie zugebrauchen sind. Das war ganz charakteristisch; die Italiener können sich in der Regel keine Bemühung, kein wissenschaftliches Streben ohne vorliegenden praktischen Zweck denken; wozu und von wem wild wachsende Kräuter gesammelt zu werden pflegen, darüber kam den Felettinern kein Zweifel ein; und so mußten sie unsern Freund Holm wohl für einen Arzt oder Chirurgen halten, deren

Kunst weniger geachtet wird, als jede andre, besonders in den Bergen, wo Krankheiten selten sind. Das Volk ist aber hier nicht bloß gesund und kräftig, sondern auch auffallend schön, was sich uns von Tagliacozzo bis hieher überall zeigte.

Madonna Eleonora hatte mit reichlicher und wohlschmeckender Leibesnahrung vorzüglich für uns gesorgt, aber Don Fedele verbitterte uns jeden Bissen durch das Wermuthwasser seiner Beredsamkeit. Er hatte dreyhundert Sonette gemacht, jedes mit einer Coda, die mehrere Bogen lang war, in denen er alle Machthaber aller Zeiten wüthend herunter riß, und die ihm sämmtlich eingegeben waren von der Erbitterung gegen die Luoghi de' monti. Diese 300 soneti codati begann er uns vorzulesen, sobald die warme Suppe die Kehle geschmeidigt hatte, deren gänzliche Austrocknung er eifriger zu betreiben schien, als die der pontinischen Sümpfe gefördert worden ist. Anfänglich glaubten wir nicht unhöflich seyn zu müssen, so sauer auch das geduldige Ausharren, mit dem wir die Aufnahme in seinem Hause zu bezahlen meynten, uns ward, und nach dem ersten bitterbösen Sonet, das mit seiner Coda gewiß eine halbe Stunde dauerte, rief ich entzückt aus: bravissimo! wie Salvator Rosa! - Nicht wahr? rief er aus: das ist Salz! - Doch während des zweyten Sonettes rückte einer, mit verstellter warmer Theilnahme, die Lampe lebhaft so nahe heran, daß sie das Papier, im größten in folio, erreichte und verlosch. Diesen glücklichen Umstand machten wir uns zu Nutze, entschlüpften in der Dunkelheit und begaben uns zu Bette.

Als wir am folgenden Morgen von unserm Wege rechts abgeritten waren, erreichten wir in einer halben Stunde bocca die pertuso, unter niedrigem Gesträuch ein Loch in der Erde, aus dem eine Wasserquelle unscheinbar hervorrinnt. Diese und ein Paar noch unbedeutendere Quellchen sind wirklich die ersten Quellen des Anio, der ein kaum bemerkbares Bächlein wäre, wenn er nicht bald durch viele ansehnlichere Bäche sich unverhältnißmäßig bereicherte. - Man denkt sich oft die Quelle eines Flusses, der an große geschichtliche Begebenheiten erinnert, oder die Schönheit der Gegend, durch die er fließt, noch mehr erhebt, oder uns durch andere Umstände wichtig ward, auch sehr merkwürdig und sehenswerth; eine bilderreiche Phantasie, in deren Irrgängen Reisende vom empfindelnden Schlage sich besonders gefallen, thut das ihrige; man pilgert auf beschwerlichen Pfaden zu der ersehnten Quelle hin, und - siehe sa! es ist denn fast immer so ein Loch wie bocca die pertuso, oder etwas ähnliches. Die erste Überraschung, die Erwartung so getäuscht zu sehen, erregt immer Unwillen; allein Phantasie, Eitelkeit und ein gewisses kränzlich-reges Gefühl treiben ihr gewohntes Spiel fort, wiegen den Gemüthlichen in süße Träumereyen ein und erwecken eben so schnell die rüstiger Feder, die sich in breite Schilderungen ergießt; da wird denn die menschliche Tugend der Bescheidenheit vor Allem an der stillen Quelle gepriesen, auch die Unscheinbarkeit der Umgebung; aber bald steigen die Genien und übermächtigen Geister, die an der Wiege des Gewaltigen Wache halten, aus der Einbildungskraft des Gemüthlichen herab aufs Papier, beleben die Feder mit magischem Zauber und lassen den erstaunten Leser in einen ganzen mythologischen Himmel blicken, in unendliches Wasser, das aber freylich nicht das der gepriesenen Quellen ist.

Ich kann noch jetzt nicht ohne Lächeln der tiefen Sehnsucht nach den Quellen des Rheins, ein Lieblingstraum meiner reiferen Jugend, gedenken. Wie ein Cherub mit flammemdem Schwerte schien er mir da zu stehen, das Heiligthum des deutschen Vaterlandes zu schirmen vor dem gefährlichen Einflusse fränkischen Leichtsinns, fränkischer Verderbtheit und der Treulosigkeit und Hinterlist fränkischer Politik. Mit religiöser Andacht hörte ich den Kaufmann sprechen von der Wohlthat der Rheinschiffahrt; mit Entzücken den Maler und Reisenden von der Schönheit seiner Berge; mit einer Art Wonnetaumel jeden Deutschen von seinen Weinen. „Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge, wir gäben ihm den Wein“, so wiederhallte es in meiner bewegten Seele. Wie wichtig war mir der

Rhein schon aus der Geschichte der Römer! Meine Lehrer, meine Mitschüler, die Dichter, ja die Väter des Volkes, mit welcher Ehrfurcht sprachen sie alle vom Vater Rhein! So exaltirt sah ich ihn selbst zum ersten Mal bey Maynz und durchschwelgte mit namenlosem Entzücken die reizenden Gegenden bey Biberich, Bingen, Rüdesheim, Niederwald, hinunter nach Coblenz und Bonn. Mit gespannter Aufmerksamkeit hing ich andächtig an den Lippen meines väterlichen Freundes Oberlin in Straßburg, wenn er von der Plateforme des Münsters herab, mit Beredsamkeit den Rhein unter uns, dessen Krümmungen unser Blick in bedeutender Ferne folgte, in Raum und Zeit als ein Heros verherrlichte, von seiner Quelle bis ins Meer, von Cäsar bis Bonaparte. Wie gemischt war die Tischgesellschaft im Gasthofe zu den drey Königen in Basel, auf dem Balkon, unter dem sich der Rhein durchs verengte Bett gewaltsam drängt! und wie einstimmig jubelnd ward auf des Vater Rheins hohes Wohl getrunken! Wer sah seinen erhabenen Fall bey Lauffen und könnte ihn je vergessen! Wer begrüßte ihn nicht freudig bey seinem Ausflusse aus dem Bodensee! Wer sollte nicht mit ungeduldiger Hast eilen, ihn auch in seinen Quellen kennen zu lernen! Eine seiner Quellen ist nichts, dachte ich mir; ich muß sie alle sehen. - Von meinen Streifereyen in der italienischen Schweiz führten mich ihre Irrgänge in das Rheinwaldthal und zu dem Ursprunge des Hinter-Rheins. Welcher unnennbare Schönheiten hatte ich bis hieher schon gesehen! Welche Mühseligkeiten und den Enthusiasmus abkühlende Beschwerde hatte ich bis hieher bestanden! Den Reiz der Neuheit hatten die wilden Berge, hatte der gewaltige Glätscher nicht mehr für mich; aber Ermüdung, Kälte, Hunger und Durst bleiben uns immer treu. So ist es denn nicht zu verwundern, wenn Nebendinge, besonders die großartige Umgebung im Allgemeinen, uns mehr beschäftigt, als das, was wir zu sehen gekommen waren, und wenn wir am Ende an den noch weiten Weg zum behaglichen Gasthofe denken und dahin eilen.. Hier ist nun das physische Bedürfniß abgefunden, man besinnt sich auf das so eben Erlebte; das dürftig herabrieselnde Glätscherwasser, die Quellen des majestätischen Stromes bey Straßburg. Maynz und Bonn? Nimmermehr! Wie viele Quellen, wie viele Bäche, Flüsse, Ströme mußten verschlungen werden, den Rhein zu sättigen, ihn groß zu machen! so viele Quellen gewiß, als Menschen verbluten mußten, den verheerenden Strom Bonaparte in die Beresina und ins Meer zu ergießen.

Es giebt Quellen, die an sich groß und schön, aber auch selten sind, um so schöner, je weniger die Erwartung vorher schon übertrieben war. So ist es die Quelle der Orbe auf dem Abhange des Jura. Ein großes rundes Becken, reich erfüllt mit wallendem und sprudelndem, klarem Bergwasser, das in romantischer Wildniß aus schön bewachsenen hohen Felsen quillt, und sich durch malerische Büsche und wilde Felsen, schäumend hinabstürzt, der tiefen Ebene des Neuburger Sees zu. Wie manche schöne Stunde habe ich einsam an dieser schönen Quelle verträumt! Doch wird die Illusion gar sehr gestört, da man weiß, wo die Quelle herkommt; ein Widerspruch, der beweiset, daß dies keine eigentliche Quelle ist. Der hoch über ihr auf den Höhen des Jura gelegene Lac de Joux nämlich, in den ein noch höherer kleiner See, mittelst eines sehr wasserreichen Baches, eben wieder die Orbe, sich ergießt, hat keinen andern hinreichenden Abfluß, als die, neben seinen Ufern, landwärts eingesenkten, so genannten Entonnoirs;; tiefe Felsenrisse, die im unterirdischen Zusammenhange mit einander den Emissar des Sees bilden, der an der Stelle zu Tage kommt, die wir Quelle der Orbe nennen.

Die berühmte Quelle von Vacluse hat viel Ähnliches, und auch sie ist keine eigentliche Quelle. Eine abgerissene rothe Felsenwand umwölbt einen Theil des Umfangs eines runden, immer stillen Wasserspiegels, die man die Quelle des Vacluse nennt. Die nächste Umgebung ist ziemlich öde, der rothe Sandstein dominirt überall und die Vegetation ist dürftig. Weil nun aber der runde Wasserspiegel bey starken Regengüssen unverhältnißmäßig steigt und seinen Umfang bis auf 300 Fuß und darüber ausdehnt, so ergiebt sich daraus

die nothwendige Abhängigkeit desselben von andern höher liegenden Bächen, die der Regen anschwellt und die ihm unterirdisch ihren Überfluß zuwenden. Die Quelle der Orbe ist bey alle dem ungleich schöner, als die Quelle der Sorgue, und Vaucluse ist da, wo Petracara ist.

Ich habe keine schönere Quelle gesehen, als die der Rhone, so wie mir kein Strom in seinem ganzen anziehender ist, als dieser, der eine fortgesetzte Wanderung an seinem Ufer reich belohnt. - Alle bedeutendern Flüsse der Schweiz und selbst ihre Bäche entstehen aus dem Abflusse der Glätscher, keiner derselben vergleicht sich aber, an Schönheit der vielen hohen, smaragdgrünen Eisgewölbe, mit dem ungeheuern Rhoneglätscher auf der Furca, den Wolken nahe, von ihnen oft umgeben, in der großartigsten Bergöde die sich denken läßt. Die weißlichen Wasserfäden rieseln aus der Tiefe der Eisgewölbe, am Fuße des Glätschers, schlängelnd über eine weite, wüste, etwas abgesenkte Ebene, neben einander hin; aber vier Stunden weit, bey Obergesteln, sind sie vereinigt ein bedeutender und reißend strömender Bergbach, der schon ein ansehnlicher Fluß ist, ehe er die Eben des Wallis erreicht. Es ist bekannt, wie außerordentlich schön dies große Thal ist, das die Rhone durchströmt, die bey St. Maurice die Grenzen der Republik, die hochgethürmten Gebirgsmassen, gewaltsam zu durchbrechen scheint, um dem himmelblauen Lemensee zuzueilen, in welchen ihre beyden weißen Arme noch mehrere Stunden weit sichtbar hineinreichen. Geläutert im See von der Wildheit ihrer Herkunft in der Wüste, verläßt sie ihn nicht mehr weiß, als Glätscherwasser, vielmehr bezeichnet bey Genf ein scharfer Abschnitt im Wasser die Bläue des Sees und die smaragdgrüne Farbe der ausströmenden Rhone. Diese Farbe behält sie nun unverändert, so viele wilde Gebirgsflüsse mit weißem Glätscherwasser sich auch in sie ergießen; wobey sich denn auch die Wasser, bey ihrem Einflusse, mit dem der Rhone nicht sogleich vermischen, sondern lange noch, in dem Unterschiede der Farbe, in einem Bette unvermischt sich zeigen. So die Arve bey Genf, die Saone bey Lyon, die Durance bey Avignon u.s.w. - bis sie wieder doppelarmig bey Arles sich ins Meer ergießt und noch auf Isle Camargue die orientalischen, wilden, edlen Rosse der Krone Frankreich hütet. Wie schön ist der Strich Landes, den die Rhone durchströmt! wie reich durch die Geschichte und durch Cultur!

Mit gespannter Aufmerksamkeit hörte mir unser junger Gefährte zu; dann fragte er lebhaft nach tausend Dingen, die zugleich verriethen, wie wißbegierig und wie wohlunterrichtet er war. Ich fragte ihn, ob er die Schweiz und Frankreich nicht kenne? Nein, antwortete er, er habe im vorigen Jahre Liefeland zum ersten Mal verlassen, und habe sich im October, nach einer unangenehmen Seereise, auf der Insel Ischia absetzen lassen, ohne anderes Land betreten zu haben. - Welche Überraschung! rief ich aus; in welchem Entzücken mögen Sie geschwelgt haben, da kein allmählicher Übergang den Eindruck schwächte! - Sein ganzes Gesicht verklärte sich im Ausdruck tiefster Innigkeit, aber er schwieg. - Ward es Ihnen nicht schwer, fragte ich, dies schöne Eyland, die bezaubernden Gestade Partheopes, Baja und Sorrent zu verlassen? - Ich habe Rom noch nicht gesehen - antwortete er, und wir schwiegen und hingen jeder unsern Gedanken und Empfindungen nach.

Doch nicht lange vermochten selbst diese Lieblingsbilder unsere Theilnahme der Gegenwart zu entziehen. Die ödere Gegend hatten wir in der Nähe der bocca di Pertuso zurück gelassen, und von da an ward es immer schöner, mannichfaltiger und reizender. Wir stiegen abwechselnd geringe Höhen hinan und lange, oft steile, Berge hinab, durch Wälder und blühende Büsche, deren Schönheit vielleicht nur von denen in den pontinischen Sümpfen übertroffen wird. Kein Garten bietet einen schönern Spaziergang als unser heutiger Weg, durch die kleinen Gebirgsstädte Trevi und Quercino, nach Alatri.

Wir schickten in dieser Stadt, wie überall, unsern Führer mit einem Brief voraus, und folgten ihm langsam. Dieser hatte Herrn Pietro Pedrone, so viel ich mich erinnere, in der

Hitze eines häuslichen Streites vor seinem Hause angetroffen und ihm den Brief überreicht; worauf der Zorn Don Pietro's sich auf ihn gerichtet hatte, er ihm keine Antwort schuldig geblieben war, und die Schimpfreden gerade in Thätigkeit überzugehen beginnen sollten, als wir vor dem Hause anlangten. Der ergrimte Hausherr zog sich in die offene Thüre zurück, warf sie hinter sich zu und wir hörten ihn noch einen großen Riegel vorschieben. - Sein Gegner wollte uns die Gründe seines gerechten Eifers darlegen, aber wir legten ihm Schweigen auf, weil es uns nicht gezieme, erklärten wir, Jemanden übel zu nehmen, daß er keine Fremde in seinem Hause aufnehmen wolle, und ließen uns nach der Osteria führen. Diese war mit wildem, lärmendem Volke angefüllt, daß wir, ohne abzusteigen, uns an die müßige Jugend von Alatri, die sich vor Herrn Pedrone's Hause versammelt und uns hieher begleitet hatten, wendeten, um nach einem anderweitigen Unterkommen zu forschen; allein der Wirth überströmte uns nicht bloß mit einer kaum verständlichen Suada zum Ruhme seines Gasthauses, sondern ergriff die Zügel unsrer Pferde, und zog uns mit ihnen in eine Art kleiner Scheune oder Schoppen, wo uns wirklich das schönste Heu entgegen duftete. Hier, sagte er, werden sich Eure Thiere doch hoffentlich wohl befinden; Ihr aber verzieht nur einen Augenblick auf der Bank vor der Hausthüre, in weniger als fünf Minuten soll das beste Zimmer meines Hauses für Euch in Bereitschaft stehen, und Ihr sollt dann selbst urtheilen, ob ich mich auf die Aufnahme vornehmer Excellenzen verstehe. Wir waren zwar weit entfernt, diesem Selbstlobe Glauben beyzumessen und schon hinlänglich bekannt mit den Gräueln einer Osteria, aber wir sehnten uns dem zudringlichen Wirth, dem Lärm in seinem Hause und der Menge auf der schmutzigen Gasse zu entgehen; wir ließen daher abzäumen, benutzen die augenblickliche Entfernung des Wirthes, schlichen zur Hinterthür des Schoppens hinaus in ein Nebengäßchen und suchten uns selbst möglichst zu orientiren, um zur hohen Cathedralkirche zu gelangen, die, wie wir wußten, auf den Trümmern der Acropolis oder Citadella der alten Stadt liegt.

Mit der höchsten Verwunderung staunten wir hier in ihrer imponirenden Größe die sogenannten cyclopischen Mauern an, und diese Verwunderung trägt man unwillkürlich über auf die vorrömischen Bewohner Italiens, bey dem Anblicke solcher Werke. - Man unterscheidet jetzt noch deutlich die Terrassen mit ihren ungeheuern Mauern, die zusammen vollkommen 120 Fuß hamburger Maaß hoch sind, und die auf ihrer Höhe eine Fläche von 245000 Quadratfuß darbieten. Das Gemäuer bekleidet die senkrechten Wände dieser Terrassen. In der Mitte der obern Fläche ist die Cathedralkirche erbaut, sammt dem bischöflichen Pallaste und Küchengarten, was alles zusammen kaum den dritten Theil der erhöhten Ebene einnimmt, von der man, ihrer Höhe wegen, eine sehr schöne Aussicht in die Ferne hat, die sich noch ungleich mehr erweitert, wenn man den hohen Kirchthurm ersteigt. - Bey dem ersten Blick auf die merkwürdigen Mauern, weiß gewiß Niemand, ob die Größe der zu solcher Höhe gebrachten Felsenmassen, oder die künstliche Fügung der Mauern bewunderswürdiger sey. Die großen Bruchsteine, von dem hier sogenannten Tuffo, was die Berge und Felsen rings umher im Apennin sind, viel dichter und härter als der Travertin, zeigen nur unregelmäßige Vier-, Fünf- oder Sechsecke, die mit künstlich geglätteten Seitenflächen, ohne Kalk, Mörtel oder anderes Bindungsmittel, sowohl durch ihre Last als durch ihre genaue Fügung, unüberwindliche Festigkeit haben; die äußern Flächen der 20 bis 25 Fuß dicken Mauern sind wiederum vollkommen eben geglättet, gleich den besten Parquets, und die langen Linien der Ecken sind durchaus scharf und geradlinigt, wie der Rand eines gut gehobelten Brettes. Es giebt keine Großartigkeit in der Baukunst, die dem Eindrucke dieser Mauern nahe käme, in denen sich Steine von 17 und 18 Fuß Durchmesser finden, und einzelne von mehr als 600 Cubikfuß soliden Inhaltes. Sie sind aus unbekannter Zeit, von unbekannten Händen, durch unbekannte Kräfte und Mittel unbegreiflich aufgethürmt. Ein großer Spielraum für die Phantasie! Daher die Sage unter den fabel-

fertigen Griechen: sie seyen in dem Zeitalter der Heroen von den Cyclopen erbaut; daher der Name, mit dem sie Pausanias nennt, und der, in Ermangelung eines richtigeren, auch heute wieder als bestimmtes Unterscheidungszeichen gebraucht wird.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß eine bestimmte Auskunft über die Erbauer dieser Mauern, das höchste Interesse für das Studium der Geschichte des Alterthums haben muß, und die Vermuthung, daß diese Entdeckung wiederum Licht verbreiten könne über die Ausbreitung eines wenig bekannten Völkerstammes des Alterthums, liegt sehr nahe. Dennoch hat man bis vor etwa dreyßig Jahren sich begnügt, diese Mauern bald etruskische, bald altrömische oder gar gothische und sarazenische zu nennen. - Vitruv spricht, sonderbarere Weise, von dieser Bauart gar nicht; sey es nun, daß sie ihm wenig bekannt war, da sie in Rom und in der Nähe frequentirter Heerstraßen nicht vorkommt, oder das er sie nur nicht selbst gesehen hatte, und sie darum, aus mangelhaften Nachrichten, mit dem verwechselte, was er *opus incertum* nennt, was zwar auch unregelmäßige, aber nur sehr kleine, unbehauene, mit vielem Mörtel verbundene Steine sind - genug, wenn es eine römische Bauart wäre, so hätte Vitruv höchst wahrscheinlich Beyspiele davon in oder bey Rom gefunden, oder doch wenigsten davon gesprochen; und so läßt sich davon, nicht ohne große Wahrscheinlichkeit, zurück schließen: weil er diese Bauart mit Schweigen übergeht, kann sie keine römische seyn. - Im Jahre 1801 hat ein französischer Gelehrte von der Academie zu Paris, Herr Petit-Radel, zuerst auf die Wichtigkeit dieses Gegenstandes aufmerksam gemacht und die Academie zu nachdrücklicher Unterstützung seiner gelehrten Untersuchungen darüber vermocht. Leider! aber haben diese Untersuchungen, wie es fast immer zu geschehen pflegte, einen gelehrten Federkrieg entzündet, und Eitelkeit, Neid und Verkleinerungssucht, die selbst den Gelehrten oft eigen sind, haben alle vorurtheilsfreye, ruhige Forschung unterdrückt. - Herr Petit-Radel argumentirte folgendermaßen: Die uralten Festungen auf dem Apennin, zwischen der Tiber und dem Liris, also in derselben Gegend, die Dionys von Halicarnaß als diejenige bezeichnet, in der die ersten griechischen Colonien eine Menge Festungen erbaueten, sind vermuthlich Überreste derselben, von denen dieser Autor spricht. Ihre Bauart, die nichts weniger als die etruskische und dorische ist, findet sich in den ältesten Ruinen Griechenlands genau als dieselbe und spricht sehr laut für ihren griechischen Ursprung in Italien. Diese Bauart findet sich in Egypten durchaus nicht, muß also in Griechenland aus einer frühern Zeit, als die der Ankunft der egyptischen Colonien daselbst, herkommen. Die Bauart aus regelmäßigen Quadersteinen scheinen die Egypter in Griechenland eingeführt zu haben, die sogenannte cyclopische muß dagegen eigenthümlich griechisch seyn. Findet sich nun dieselbe Bauart außer Italien und Griechenland, so lassen sich daraus, für die Bekanntschaft der ältesten Griechen mit solchen Gegenden, wichtige Schlüsse ziehen, und diese kriegerischen Denkmahle, verglichen mit andern, deren Zeit und Herkunft genau bekannt ist, können alsdann sehr viel Licht verbreiten über eine Menge unbekannter Denkmahle des Alterthums, was für die Geschichte von größter Wichtigkeit wäre. - Es ist nicht zu leugnen, daß dies keine Gewißheiten sind, zumal für die Ausbreitung der Pelasger, denen Herr Petit-Radel die cyclopischen Mauern zuzuschreiben geneigt ist; allein diese Vermuthungen haben sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich, die der Gelehrte Fauvel in Athen, der diese Bauart unter Augen hat, auch bey der ersten Mittheilung sogleich dafür erkannte. Die Gegner dieser Meynung bestreiten sie dagegen mit sehr unhaltbaren Gründen, und setzen ihr sehr viel unwahrscheinlichere Vermuthungen entgegen. - Ich kann noch jetzt kaum das Lächeln unterdrücken, wenn ich mich aus spätern Jahren eines Morgens in Paris erinnere, an dem ich den berühmten Numismatiker E. D. Visconti besuchte, und ihn über seine Meynung von der sogenannten cyclopischen Bauart befragte. Er bezeugte durch sein Benehmen die größte Gleichgültigkeit für diesen Gegenstand, blätterte in alten Schriften und warf zwischendurch nachlässig hin:

„Die ganze Construction, bey der einzelne Steine ausgestoßen werden können, ohne daß die Mauer an Festigkeit verliert, eignet sich so gut für Festungen, daß ich mir denke, sie werde wohl zu allerley Zeiten dazu angewendet worden seyn. Wenn Vitruv von dieser Bauart nicht spricht, wie sie sagen, so kommt das vielleicht daher, daß ihm der Gegenstand nicht wichtiger geschienen hat als mir.“ Das ist freylich das Bequemste, was sich davon sagen läßt, aber nicht das Entscheidenste; und doch berufen sich die Gegner des H. Petit-Radel immer auf H. Visconti, als den Coriphäen ihres Chors, dessen Schwäche auch wirklich des Schirms eines berühmten Namens bedarf. - Man findet nur zu oft im Leben die Wahrheit des Ausspruches bestätigt, der in Göthe's Kunst und Alterthum (fünfter Band, erstes Heft, S. 14.) zu lesen: „Die Gelehrten sind meist gehässig, wenn sie widerlegen; einen Irrenden sehen sie gleich als ihren Todfeind an.“ Sie beeilen sich aber auch gern, Alles zu widerlegen, was sie nicht selbst ersonnen haben und wodurch ein Anderer Ruhm erlangt, und behandeln ihn als Irrenden nach ihrer Weise.

Eine nicht minder wichtige Untersuchung wäre die über die mechanischen Hülfsmittel zu Erhebung, Aufrichtung und künstlicher Fügung so ungeheurer Massen, und über Kenntnisse in der Mechanik aus der Zeit der ersten griechischen Colonien in Italien, vielleicht aus der Zeit des trojanischen Krieges; Kenntnisse, die uns verloren zu seyn scheinen, wenn man die Schwierigkeit der Ausführung solcher Werke in unserm Zeitalter bedenkt. Domenico Fontana hat 1540 ein eignes Buch in folio, mit vielen Kupfern, bekannt gemacht über die bloße Aufrichtung eines umgefallenen Obeliskens in Rom, und ist durch die Erfindung der mechanischen Mittel dabey berühmt geworden. Wie klein erscheint solcher Ruhm im Angesicht dieser gigantischen Mauern, zu deren Erbauung ein ganz anderer Fontana heut zu Tage die Möglichkeit erfinden müßte. - Die östliche Mauer nach außen ist, der schroffen Absenkung des Berghanges wegen, die höchste. Sie ist an einigen Stellen, man sagt hier vom Blitze, von oben bis unten gespalten, und in den Rissen horsten Adler, von Alters her vertraut mit Zeus gefürchteten Donnerkeilen. - Die Festung hat zwey enge Eingangsthore gehabt, das eine südlich, das andere, bey welchem eine kleine Wachstube in der Dicke der Mauer noch wohl erhalten ist, nach Norden zu. Neben diesem nördlichen Thor sieht man auf einem der Mauersteine, in erhabener Arbeit, den sogenannten Phallus dargestellt, der den Pelasgern eigen gewesen ist, wie man annehmen zu müssen glaubt; was allein schon ein deutlicher Wink nach der Herkunft der Erbauer dieser Mauern ist; denn dies Basrelief ist selbst einer von den großen Steinen der Mauer, und kann nicht aus späterer Zeit als dieselbe herkommen. Etwas Ähnliches sieht man auch am nördlichen Thore der cyclopischen Stadtmauer von Alatri, wo auf der einen Seite desselben ein Mann mit solchem Zeichen, auf der andern ein Mann in der Waffenrüstung früherer Zeitalter dargestellt sind, in erhabener Arbeit aus der Kindheit dieser Kunst.

Nach dem Lärm und Geschrey aus unsrer Osteria fanden wir den Weg zu ihr schon aus der Ferne, und als wir eingetreten waren, erkannten wir sogleich die Ursache der lauten Zänkerey. Die Gäste waren eine herumziehende Schauspielertruppe, nicht viel besser als in Lumpen, die diesmal einem so zahlreichen Publicum, als der große schmutzige Raum nur immer fassen konnte, ein unwillkührliches Schauspiel gab, wobey den Weibern und Kindern in den Winkeln wenig Platz blieb, sich es bequem zu machen. Vier oder fünf Männer standen, vermuthlich um sich in dem Gedränge Luft zu machen, auf einem großen Tische, wüthend mit entzügelter Leidenschaft, Jeder gegen die drey Andern, und - sollte man es glauben! - waren in einem Kunststreite begriffen. Sie stritten nämlich über die Art, den Styl, die Melodie, wie Orlando furioso gesungen werden müsse. In dieser Kunst war nun aber unser Freund Holm, der seinen Cursus bey den Lazaroni auf dem Molo von Neapel gemacht hatte, bewandert, und konnte dem Verlangen nicht widerstehen, sich in den lustigen Streit zu mischen. Des Wirthes und unsern vereinigten Bemühungen gelang es endlich,

nach großer Anstrengung, dem Erstern bey den wilden Sängern Gehör zu verschaffen. Er kündigte ihnen in den pomphaftesten Ausdrücken einen berühmten, mehr als berühmten ultramontaischen Sänger und Schauspieler in der Person unsers Freundes an, der den Streit so großer Künstler zu schlichten, ihnen selbst eine Probe geben wolle, wie Orlando an den Höfen der mächtigsten Monarchen der Erde gesungen werde. Mit jubelnden Begrüßungen sprangen die Streiter herab, setzten dem neuen Arion einen Stuhl auf den Tisch, hoben ihn hinauf, und, während er seine Laute stimmte, forderten sie mit großem Geschrey die tiefste Stille umher. - Holm hatte mit eben so viel Klugheit als Geschmack die berühmtesten und wiederholtesten Gesänge des großen Epos vermieden, sowohl weil sie seinem reinen und stillen Sinne weniger zusagen, als auch, weil sie erregender, oft Sinne und Leidenschaft hinreißend sind, was vor einem Auditorium, wie das seinige, in jenem Augenblick einiges Bedenkliche hat. Er wählte den unnachahmlichen siebenten Gesang, der nach Gries vortrefflicher Übersetzung folgender Maaßen beginnt:

1.

Wer weit gereis't, wird oftmals Dinge schauen,
Sehr fern von dem, was man für Wahrheit hielt.
Erzählt er's denn in seiner Heimath Auen,
So wird ihm oft als Lügner mitgespielt.
Denn das verstockte Volk will ihm nicht trauen,
Wenn es nicht sieht und klar und deutlich fühlt.
Die Unerfahrenheit, ich kann es denken,
Wird meinem Sang d'rum wenig Glauben schenken.

2.

Doch wenig oder viel, mir liegt mit nichten
An dummen Volks unwissendem Geschrey.
Euch, weiß ich wohl, Euch scheint es kein Erdichten,
Die Ihr des Urtheils Licht habt hell und frey;
Und darauf nur soll sich mein Streben richten,
Daß meiner Arbeit Frucht Euch lieblich sey.
Ich ließ Euch dort, als man den Fluß gewahre,
Wovon die Brück' Eriphyla bewahrte.

3.

Sie war in prächt'ger Waffentracht erschienen,
Mit Edelsteinen aller Art besetzt.
Hier zeigen sich Smaragden, dort Rubinen,
Jetzt Chrysoliten, Hyacinthen jetzt.
Zum Reiten muß' ein großer Wolf ihr dienen,
Auf den sie sich, an Pferdes Statt, gesetzt.
Auf einem Wolfe hielt sie an der Straße,
Reich war sein Sattel über alle Maaße.

4.

So groß ist keiner in Apuliens Reiche,
Denn dicker, höher ist er als ein Stier.
Kein Zaum ist da, der ihm das Maul durchstreiche;

Ich weiß nicht, wie sie lenken mag das Thier.
Das Oberkleid von der verfluchten Seuche
Ist mit dem Sand' von gleicher Frabe schier
Und von der Art, die Frabe ausgenommen,
Worin an Hof Prälat und Bischof kommen.

5.

Und eine dickgeschwoll'ne gift'ge Kröte
Ist auf dem Schild und Helmschmuck angebracht;
u.s.w.

Die überaus schöne Stimme des reizenden Jünglings ergriff sogleich die empfänglichen Südländer mit magischem Zauber. Zugleich aber zogen die Worte des Dichters, da sie diesen Gesang vielleicht gar nicht kannten, ihre Neugierde eben so mächtig an. Während der ersten Strophe gingen sie ohne Bedenken in die schalkhaft gestellte Falle und nahmen die Ironie für ernsthafte Betrachtung; bey der zweyten aber dankten sie gar mit stummen Verbeugungen für das hohe Lob ihres Urtheils. Per baccho! hörte man hie und da ausrufen, als die Edelsteine an die Reihe kamen, und mit viel derberen Flüchen ward der große Wolf begrüßt. Die Wirkung des boshafte Ausfalls auf die Geistlichkeit war ein schallendes Gelächter, aber bald malten sich Verwunderung und Abscheu gegen die Kröte auf den ausdrucksvollen beweglichen Gesichtern. So ging es nun immer fort; die gespannte Aufmerksamkeit der Zuhörer erhielt sich ununterbrochen bey der unglaublichen Beweglichkeit ihrer Gesichtszüge in dem unaufhörlichen Wechsel des Ausdrucks, der Stellungen und Gebarden, und während des ganzen Gesanges, bey dem ein Deutscher durchaus ruhig geblieben wäre, zerarbeiteten sich diese Italiener wie Vulkane, von innen heraus. Der italienische Dichter, der dem Sinne und dem Geschmack seines Volkes sich zu fügen weiß, kann unbedingt auf ein dankbares Publicum und auf Unsterblichkeit rechnen. Dafür klingt denn aber auch sein Gesang hier ganz anders, als jenseits der Berge; die Worte fließen nothwendig aus einander hervor, wie die Wellen eines Baches, bald still rieselnd, bald rascher strömend, bald schäumend dahin stürzend, aber immer in demselben gemessenen Wohlhlaute; das Abentheuerliche scheint kaum unerwartet, das Große ist erhebend, das Innige hinreißend, und selbst das Gesuchte erscheint hier ungezwungen, das Gewagteste natürlich. Jenseits der Berge aber versteht man Italiens Dichter kaum zur Hälfte, und was man an ihnen verliert, ist ihr höchster Reiz. Was sie hier, mächtig ergriffen, mit bewegter Seele sangen, dafür wird eigentlich nur hier das Ohr und die Seele empfänglich, das entschlüpft aber drüben dem Krämergewicht der mikroskopischen Kritik; die Luft, das Licht, die Farbe und die Thöne, alles ist hier anders, das Blut fließt anders, die Gesänge sind anders und das Ohr vernimmt sie anders.

„Wer das Dichten will verstehen,
Muß ins Land der Dichtung gehen;
Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen.“

Aber auch hier fühlen Dichter und Zuhörer zu Zeiten Müdigkeit und Hunger, und so geschah es auch meinem Bruder und mir. Wir schlichen aus dem Gedränge fort; uns nach dem für uns bereiteten schönsten Gemache unsers Wirthes umzusehen. Aber grausam ward unsre Erwartung getäuscht; eine elende Kammer mit noch elendern Betten war es, die voll ekelhaften Strohes und schmutzigen Matratzen gehäuft waren; an der niedrigen Decke hin-

gen Schinken und Knoblauch duftende Würste, der Fußboden aber wimmelte von Flöhen. Ohne dies drohende Asyl zu betreten, wendeten wir uns unverzüglich nach dem einladenden unsrer müden Pferde, wo das frische trockene Heu uns ein angenehmes Lager bot, ein Paar Windlichter uns leuchteten, und gebratene Artischocken, von der kleinen wohlschmeckenden Art, Eyer, Salat, gutes Brodt und trinkbarer Wein unsre übrigen Bedürfnisse vollkommen befriedigten. Erschöpfter als wir, fand sich nach einiger Zeit auch unser junger Gefährte bey uns ein, dem jedoch, fast auf dem Fuße, das Thor ohne Umstände sprengend, die wilde Rote seiner Zuhörer folgte. Sie wollten den hochberühmten Sänger in ihrer Mitte behalten und ihm zu Ehren die ganze Nacht durch zechen und singen. Dieser gerieth dadurch in eine Verlegenheit, die bald in Angst und Besorgniß überging und sich auch uns mittheilte; doch erklärten wir sehr ernsthaft uns gegen diese allzugütige Absicht, und forderten von dem Wirthe, uns Ruhe zu verschaffen. Dieser ward aber von den Gästen ohne weiteres auf die Straße geworfen, der Lärm ward immer ärger, unser Lager ward zertreten und durchwühlt, die Einladung schien nach und nach den Charakter der Gewaltthätigkeit anzunehmen, wir griffen nach unsern Pistolen und nahmen eine Stellung, die uns den Rücken frey hielt - als plötzlich einige wohlgekleidete Männer hereintraten, sich durch die Menge drängten, uns mit Höflichkeit anredeten und versicherten, wir sollten bald von unsern Gästen befreit werden. Wirklich wurden diese auch bald darauf von einigen Bewaffneten abgeholt und augenblicklich sammt Weiber und Kinder, auf nicht gar sanfte Art, zur Stadt hinaus gewiesen. Eine tiefe Stille in der Osteria folgte dem Lärm, und ward nur zu Anfange noch unterbrochen durch die Wehklage des Wirthes, der das Steinpflaster an den Rippen, den Verlust der Zeche seiner lauten Gesellschaft aber noch weit schmerzlicher fühlte.

Unsre Befreyer gaben sich uns bald als angesehene Bewohner der Stadt zu erkennen: Don Luigi Carozzi, Cavallerie-Officier, Don Massimo Maggi, Infanterie-Oficier, und Don Giov. Batista Vinceguerra, Tuchfabrikant, so nannten sie sich, sie sagten uns: des Herrn Ottaviani, ihres sehr verehrten Freundes, heutiges Schreiben sey ihnen zufällig bekannt geworden, sie beklagten die mehr als verbrecherische Scortesia Don Pietro Pedrone's als die größte Unehre, die der uralten Stadt Alatri jemals widerfahren sey, könnten unmöglich zugeben, daß so vornehme Reisende die Nacht in einem Pferdestalle zubrachten, und baten uns aufs Dringendste, ihnen in die für uns bereitete Wohnung zu folgen, wo bereits die Cena auf uns warte. Alle Einladungen für diesen Abend waren und bereits durch die erste zurückgewiesene verleidet und wir fürchteten, immer nicht zu der ersehnten Ruhe zu kommen. Wir erklärten den Herren daher, unsre Dankbarkeit für ihre Güte sey unbegrenzt; es käme ihr nichts gleich als das Bedauern, Herrn Pedrone zu so ungelegener Zeit belästigt zu haben, unsre Meynung von ihm sey nichts desto weniger die allerbeste; wir wollten hier aber Niemand mehr belästigen und seyen entschlossen, auf dem Heu zu bleiben, zumal es, genau genommen, keine größere Ruhe gäbe, als häuslich eingerichtet an der Krippe angetroffen zu werden; die Mutter und das Kind seyen hier zwar nicht vorhanden, doch

„Der Joseph fromm sitzt auch dabey,
Der Ochs und Esel liegen auf der Streu.“

Sie lachten laut auf, nannten unsern dasitzenden Führer Giuseppe und versicherten: sie wüßten sich der hohen Ehre nicht würdig zu machen; an dem Golde gebräche es uns vermuthlich nicht, Myrrhen und Weihrauch hätten sie nicht, aber Wein sollte es seyn, besser, als die elende Osteria ihn zu bieten vermöge. Der Scherz machte uns bald bekannt und fast vertraut; sie wußten mit viel Behendigkeit das Heu in feste Bündel zu bequemen Sitzen zu binden, auf ein Paar Haublöcke ward eine ausgehobene Stubenthür zu einem Tische erhöht, es kam wirklich der vortrefflichste Wein, den wir seit einigen Wochen getrunken hatten, und im behaglichen Gespräch dachte Niemand mehr an Ruhe und Müdigkeit. Don

Luigi Carozzi sagte uns unter andern auch, es wisse gar wohl, daß es Reisenden oft peinlich sey, die Gastfreundschaft in Städten, wo es keine Gasthöfe gäbe, in Anspruch zu nehmen; darum habe er, der in dieser Stadt, ohne Weib und Kinder, ein großes Haus bewohne, sich darauf eingerichtet, anständige Fremde, gegen billige Bezahlung für gute Aufnahme, bey sich aufzunehmen. Wirklich sind Bekannte, die ich ihm zugewiesen habe, sehr zufrieden gewesen, sowohl mit der Bedienung als mit der abgeforderten Zahlung. Die guten Leute waren so zufrieden mit uns, daß unsre, auf den folgenden Morgen festgesetzte, Abreise ihnen wirklich verdrießlich zu seyn schien, und sie sagten endlich, nachdem wir uns wiederholt geweigert hatten, länger in Alatri zu verweilen: haben wir Euch heute in unsrer Stadt nicht dienen können, so wollen wir es morgen in Ferentino nachholen. - Wollt Ihr uns begleiten? - Nein, wir werden vor Euch da seyn, Euch anmelden, Euren Ruf verbreiten und Euch dort erwarten. - Wir baten sie dringend bey uns zu bleiben, uns ihre Gesellschaft auf dem Wege zu gönnen; sie blieben aber dabey, uns dort treffen zu wollen. Damit schieden sie einstweilen, nachdem wir die heiligen drey Könige und sogar auch Don Pietro Pedrone hatten hoch leben lassen.

Am Morgen hatten wir schon früh gesattelt, als die Rechnung des Wirths uns in Erstaunen setzte. Acht Tage hätten wir in dem besten und kostbarsten Gasthofe der Welt für die Summe leben können, die uns hier für die Nacht im Stalle abgefordert wurde. Indessen dachten wir, daß Ruhm und Ehre immer theuer bezahlt werden müsse, daß wir froh seyn mußten, sie am Abend nicht viel theurer bezahlt zu haben, und daß die Zeche der wilden Comödianten billiger Weise doch von irgend Jemand bezahlt werden müsse; so bezahlten wir denn ohne die geringste Widerrede, dankten dem unverschämten Wirth angelegentlichst für so gute Aufnahme und geringe Zahlung und nahmen damit, ohne es gewollt zu haben, bittere Rache an ihm; denn da er seine Unverschämtheit gar wohl kannte, auch nicht im mindesten auf so bereitwillige Zahlung rechnete, vielmehr nur einen Versuch machen wollte, uns so stark wie möglich zu schröpfen, so überraschte ihn unser Betragen aufs Höchste und er bedauerte mit bitterer Reue, die Rechnung nicht noch aufs Zehnfache erhöht zu haben.

Die sechs sogenannten saturnischen Städte in diesem Gebirge sind, der Volkssage nach, Alatri, Anagni, Arpino, Aquino und Atina vom Saturn selbst, Ferentino aber von einem seiner Söhne oder Enkel erbaut worden. Das mag so viel heißen, diese Städte sind (vom Saturn) vor undenklicher Zeit erbaut, jedoch scheint die ein etwas jünger als die andern zu seyn. Die Römer machten ihnen ihr Alterthum zum Verdienst, die Griechen dagegen sahen die Construction solcher Mauern für wichtiger an und benannten sie in ihrer Volkssprache danach.

Auf dem kurzen Wege nach Ferentino, der durch die heitere Berggegend außerordentlich angenehm ist, trafen wir eine Menge Trümmer und altes Gemäuer an, das zum Theil vom höchsten Alterthum zeugte. Die ganze Gegend muß einst sehr bevölkert und belebt gewesen seyn, und zwar zu sehr verschiedenen Zeiten; denn überall sieht man zerstreutes Gemäuer, das cyclopisch, römisch aus der ersten und spätern Zeit der Republik und aus der der Kaiser ist. Jetzt ist der größte Theil unbebaut. - Als wir uns der Stadt näherten, begegnete uns eine große Cavalcata, eine Gesellschaft von vielen Reitern, deren zum Theil sehr schöne Pferde mit bunten Bändern, in Schweifen und Mähnen eingeflochten, festlich geschmückte waren; wir erkannten sogleich unsre Freunde aus Alatri, aber ein Anderer, von würdigem Ansehen nahm das Wort, Don Angelo Ghetti, berief sich auf die heiligen drey Könige, die uns angemeldet hätten, ersuche uns, unter seinem Dache vorlieb zu nehmen und sprach von der Ehre und Freude, die er zu schätzen wisse. So zogen wir in zahlreicher Gesellschaft in Ferentino ein und traten in dem schönen und wohl-eingerichteten Hause unsers Gastfreundes ab, wo ein großes und ganz vortreffliches Frühstück unserer harrete.

Mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit erbot sich der Architekt Luigi Campovecchio zu unserm Cicerone, für die Sehenswürdigkeiten des Ortes. Vor Allem führte er uns hier zur Cathedralkirche und zu dem bischöflichen Palaste, die, wie in Alatri, die Fläche der ehemaligen Festung zum Theil einnahm. Es ist nur der untere Theil der sehr hohen südlichen Mauer opus cyclopicum; fortgesetzt ist sie von großen, rechteckigen Quadersteinen, aus der Zeit der Republik, und über dieser von einem neuern schlechten Gemäuer des Mittelalters, den Wänden des heutigen Palastes, so daß das Ganze eine völlig ebne Wand bildet. - Eine auffallende Merkwürdigkeit dieser Mauern ist die Inschrift auf einem der Quadern, aus der Zeit der Republik, in der ein Consul (dessen Name mit der Abschrift der Inschrift mit in diesem Augenblicke nicht zur Hand ist) sich rühmt, dies Gebäude so oder so hoch über und eben so tief unter der Erde erbaut zu haben. Diese cyclopische Wand hat also der Consul aufgeführt? fragte ich, höchst verwundert, unsern Ciceronen. Dieser aber lächelte schlaue, ergriff eine Hacke, entblößte an mehreren Stellen in der Nähe der Mauer die Erde und zeigte uns, daß jene nicht in die Tiefe gebauet seyn könne, da sie auf lebendigem Felsen steht. Und die Inschrift? fragte ich. Wie die hinkommt, weiß ich nicht, erwiderte Herr Campovecchio, und um das Gedächtniß des Consuls nicht durch den Verdacht der Aufschneiderey zu entehren, nehme ich an, daß ein Gebäude desselben früh zerstört worden, und der Stein mit der Inschrift aus den Ruinen zufällig von den Arbeitern, mit vielen seiner Nachbarn, zu Erhöhung dieser Mauer angewendet worden ist, daß man den Übelstand nicht beachtet, oder erst bemerkt hat, als es zu spät war, und man deshalb das Werk nicht wieder abreißen wollte. - Es läßt sich nun also auch meine Verwunderung begreifen, als ich später in Paris, in einer Sitzung der vierten Classe des Instituts, die Gegner des Herrn Petit-Radel anführen hörte: Es gäbe zu Ferentino eine Mauer von sogenannter cyclopischer Bauart, mit anderer vermischt, die durch eine Inschrift bezeuge, daß der oder der römische Consul sie habe erbauen lassen, so tief unter und so hoch über der Erde; Beweis genug, daß solche Mauern von den Römern, zur Zeit der Republik, errichtet worden u.s.w. -

Die Cathedrale soll einige vorzügliche Gemälde aus dem 16ten Jahrhundert enthalten, die wir zu betrachten wünschten; allein die Menge des Volks, die zu einem festlichen Gottesdienste in der Kirche versammelt war, machte es uns unmöglich; das Gerücht, daß wir Moscoviti seyen, zog die Aufmerksamkeit auf uns; wo wir uns hinbewegten, umgab uns ein dichter Schwarm auf allen Seiten: „diese Moscoviti sehen doch noch ganz politico aus! sind alla francese gekleidet! sprechen iatlienisch! das ist doch curios!“ so schwatzte man und gaffte uns zum Theil mit höchster Zudringlichkeit ins Gesicht. Wir suchten im Gedränge den Ausgang aus der Kirche, aber einige Geistliche beschworen uns, den heiligen Ambrosius nicht unbesucht zu lassen. Dies war eine etwa vier Fuß hohe Equester-Statue des Heiligen, von Silber, das Pferd, und selbst mit geringer Abänderung der Reuter, dem capitolinischen Marc-Aurel nachgebildet, ein sehenswerthes Kunstwerk. Noch betrachteten wir es, als wir von der Nichte des Bischofs eine Einladung erhielten, sie im Palaste zu besuchen. Wir ließen uns nicht zwey Mal bitten; jeder von uns malte sich das Bild der Schönen in Gedanken aufs Reizendste aus, während wir die breite Marmortreppe erstiegen und durch mehrere große Säle in ein Zimmer mit grünen damastenen Tapeten und Stühlen, reich vergoldet an Leisten und wunderlichem Schnitzwerk, geführt wurden. Eine Tapezenthür öffnete sich und herein trat eine kleine, klapperdürre, mumienhafte, abentheuerlich aufgeputzte Gestalt, vermuthlich längst über das erste halbe Jahrhundert hinaus; das war die reizende Nichte des Bischofs, die uns mit übertriebener Höflichkeit bewillkommte, uns aber doch ankündigte, sie habe uns einladen lassen, um doch einmal Moscoviter zu sehen und diese seltene Gelegenheit zu Befriedigung ihrer Wißbegierde zu benutzen. In dem Zimmer stand ein Meuble, das eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Canapee hatte,

aber nicht zu dem Gebrauche eines solchen bestimmt zu seyn schien, denn der außerordentlich schmale Sitz, der vielleicht keine 14 Zoll Tiefe hatte, war von dem heraustretenden vergoldeten Schnitzwerke der senkrechten Rückenlehne ganz überwölbt; dennoch wurden wir dringend genöthigt, auf diesem Sitze Platz zu nehmen, was wir mit anscheinender Höflichkeit verbat, Stühle herbeyrückten, und mit Bewunderung die geschickte Stellung der Schönen betrachteten, die sich kaum auf den äußersten Rand des Sitzes stützen konnte, den Rücken mit größter Anstrengung hohl ausbiegen, und zu Erhaltung des Gleichgewichts den Kopf zurückwerfen mußte. In dieser gefährlichen Stellung, die ihrer Schönheit nicht sehr vortheilhaft war, und mit süß-lächelnden Mienen ersuchte uns die Dame, sie ein Gespräch in unsrer Landessprache vornehmen zu lassen. Holm benutzte diese Gelegenheit, uns mit seinen Wünschen bekannt zu machen und schlug uns in esthnischer Sprache vor, um den lästigen Höflichkeiten in dieser Stadt zu entgehen, und den schönen Tag sammt der reizenden Berggegend zu genießen, ohne unhöflich zu seyn, uns höchst begierig auf Alterthümer zu stellen und den Architekt zu bitten, uns die der umliegenden Gegend bekannt zu machen. Mit der wärmsten Bereitwilligkeit nahmen wir den Vorschlag an, und besprachen uns noch eine Weile darüber. Sehr zufrieden mit dieser Sprachprobe, entließ uns die Schöne, holdselig lächelnd, als wir die Treppe aufgestiegen waren, eilten wir auf derselben hinab. Wie herrlich war dies Bild gestaltet, so lang' die Knospe es noch barg! Wie wenig, ach! hat sich entfaltet! Dies Wenige, wie klein und karg!

Herrn Campovecchio fanden wir zu Ausführung unsers Vorhabens bereitwilliger als wir es erwartet hatten. Durch einen Bekannten, der ihm begegnete, ließ er Don Angelo benachrichtigen, daß er mit den Fremden die Alterthümer in der Gegend besuche und vielleicht nicht vor Abend mit uns zurückkäme.

Eines schönern Nachmittages erinnere ich mich aus meinem reichen und bunten Leben kaum. Der azurblaue Himmel war wolkenlos, aber ein sanfter Nordwestwind milderte seine Gluthen; die Berge sind außerordentlich schön, und mußten wir diesem südwestlichen Abhange des Apennins noch den Preis der Schönheit vor dem nordöstlichen bey Bologna zugestehen, für den wir doch viel Partheylichkeit hatten; die Vegetation, nicht eigentlich südlich zu nennen, ist hier von einer Fülle und Üppigkeit, die auch das ungeübteste Auge fesselt, und besonders das Feine und Schlanke der Gewächse auf Bergen auffallend verschönert; jeder vortretende Felsblock, jedes alte Gemäuer, das wir hie und da antrafen, war aufs Reizendste damit bekleidet, und wie alles umher im hohen Farbenglanze der südlichen Sonne prangte, so erfüllten tausend liebliche Töne die Luft, in denen wir Liebe und Sorge mit Liebe und Freude der gefiederten Sängervelt abwechselnd zu erkennen glaubten. Von keiner Sorge gedrückt, kaum einer trüben Erinnerung der Vergangenheit uns bewußt, jung, heiter, unbefangen, reuelos, immer von Zeit zu Zeit der Liebe gedenkend, in der fernen Heimath, und in nähern und fernern Gegenden, die uns auch Heimath geworden; so war uns der Genuß der reizenden Gegenwart durchaus rein und ungetrübt, und er ward durch unser Beysammenseyn noch sehr erhöht. An unserm Cicerone lernten wir immer mehr einen ruhig heitern, sehr empfänglichen, offenen Mann kennen, der alle Bequemlichkeit des Umgangs hatte, und bey ausgebreiteten Kenntnissen uns alle Belehrung über das Local bot, die wir nur verlangen konnten, und mehr als wir verlangten. Unser lieber Holm war still und glücklich, ja innerlich selig im Genusse der milden Luft und alles Reizes um uns her, und ward uns in jeder Minute lieber, als nach und nach das überwallende Gefühl sich in vertrauter Mittheilung ergoß. Hier war es auch, wo wir uns verständigten, und ich den jungen Freund als denselben Knaben erkannte, den ich einst in Liefland, am Embach-Ufer, im Gespräch mit dem lebenswürdigen alten Feldwebel antraf. So gern ich auch über diesen sowohl, als über Fritz Holm selbst, nähere Auskunft gehabt hätte, so fürchtete ich doch

zudringlich zu seyn, da der Freund selbst keine Gelegenheit gab, um eine Frage anzuknüpfen, und ich zog es daher vor, die erwünschte Aufklärung von der Zeit zu erwarten.

Die Sonne war untergegangen, der westliche Himmel strahlte noch in aller Pracht des Goldes und Purpurs, einige leichte Wolken von Süden her leuchteten weiß und rosenfarbig, mit goldenem Rande, auf dem tiefen Blau der Höhe; nach und nach ward es Dämmerung, und nicht wie auf weiten Ebenen, wo die Nacht der untergegangenen Sonne auf dem Fuße folgt, sondern wie fast immer im Gebirge, wo die Dämmerung viel länger währt und oft die schönste Zeit der vier und zwanzig Stunden, die innige Vereinigung von Tag und Nacht, die beruhigende Hinweisung des geblendeten Auges von dem bunten Glanz der Außenwelt auf die Tiefe des eigenen Sinnes ist, so ward die Dämmerung um uns her tiefer, während es in uns lichter ward, wir still und sinnend neben einander hergingen, das Auge der Seele sich dem Unsichtbaren zuwendete und wir mit heiterer Andacht von allen Seiten, aus Kirchen und Capellen, das Ave-Maria läuten hörten, eben als wir ins gastliche Stadthor eingingen.

(Das Glockengeläute)

Stille, Stille sink hernieder!
Gieb dem Müden Ruhe wieder;
Heil'ge Ruhe komm zur Erde!
Daß der Geist erquicket werde.

Liebchen, horch! die Feyerstunde
Tönt vom Dom der Stadt.
Glücklich, wer von Deinem Munde
Den Abendsegen hat!
Deiner Augen holde Sterne
Leuchten mir ins Paradies.
Flieg, mein Dank, zur Himmelsferne!
Ach! zu danken ist so süß!

Stille, Stille sink hernieder!
Gieb dem Müden Ruhe wieder;
Heil'ge Ruhe komm zur Erde!
Daß der Geist erquicket werde.

An der ehiligen Capelle
Flimmert schon der Lampe Schein,
Und des Abendrothes Helle
Stirbt im bleichen Widerschein.
Wie so klat die Ströme fließen!
Wie im ewigem Verein
Alles in das Meer sich gießen,
Dort der Ruhe sich zu freu'n!

Also strömt zur ewgen Quelle
Auch des Menschenpilgers Geist,
Suchend dort in Ätherhelle
Was uns hier die Ahnung weis't.

(Frauenstimmen)

Heil'ge Mutter! allen, allen
Kommt von Dir nur Trost und Ruh;
Dir, Dir stieg des Kindes Lallen,
Die der letzte Seufzer zu.

O, wie süß ist's, nach dem Mühen
Deinem heil'gen Bilde nah'n!
Fromm vereint vor Dir zu knieen,
Deinen Segen zu empfang'n!
Fleh' für uns zum Himmelvater,
Daß er huldreich niederseh'!

(Stimme des Einsiedlers)

Et jam nos exaudit pater -
Macula non est in te.
Stille, Stille sink hernieder!
Gieb dem Müden Ruhe wieder;
Heil'ge Ruhe komm zur Erde!
Daß der Geist erquicket werde.

So besang einst mein hingeschiedener Landsmann eine schöne Landschaft von Wallis mit eben so viel Wahrheit als Gefühl, was in ähnlichen Fällen sehr selten geschieht, wenn gleich man nicht mit Unrecht vom ihm sagte: es fehle ihm zum vorzüglichen Dichter und Maler nur, daß er eins von beyden sey.

Im Hause unsers Gastfreundes, Don Angelo, fanden wir eine festlich angeordnete Abendtafel, und den größten Theil der Gäste bereits versammelt, unter denen das Kleeblatt aus Alarti nicht fehlte. Alle bestürmten uns mit Vorwürfen über die heimliche Flucht in die Wildniß, wie sie es nannten, und daß wir ihnen so lange unsre Gegenwart entzogen hätten, und drangen besonders auf den Baukünstler ein, der sich jedoch auf scherzhafte Weise, launig und komisch, aufs Beste gegen sie zu benehmen wußte. - Ich bin ein alter Junggeselle, sprach darauf Don Angelo Ghetti, und kann Euch in meinem Hause die Gegenwart der holden Frauen nicht verschaffen; doch morgen, hoffe ich, beehrt Ihr meinen Freund, Don Giorgio, dessen liebenswürdige Gattin Euch im Kreise der schönsten Ferentinerinnen erwartet; heute nehmt mit uns vorlieb und mit dem Wenigen, was das Haus vermag. - Ich weiß nicht, war es hartnäckiger Eigensinn, da wir Müßiggänger uns doch hier nur allzuwohl befanden, oder hatten wir einen vernünftigen Grund, der mir jetzt entfallen ist, genug! wir blieben bey unserer Weigerung und dem unhöflichen Entschlusse, morgen in aller Frühe abzureisen. Aber auch diese Undankbarkeit setzte der Langmuth unserer Gastfreunde keine Grenze. Wohlan! sagte Don Angelo, seyd Ihr unerbitterlich entschlossen, morgen schon abzureisen, so erlaubt uns doch mindestens Euch bis Anagni zu begleiten und Eure Gegenwart während dieses kurzen Weges zu genießen. Eure Pferde sendet dann voraus, und wir fahren in meinem großen Wagen, nach dem Frühstück, und erfreuen uns so bequemer Eurer Unterhaltung, Don Suigi, an dem Ihr heute schon einen Gefährten gehabt habt, Don Giorgio, dem Ihr eine Schadloshaltung schuldig seyd, und ich, Euer Gastfreund in dieser Stadt. - Wie es denn so geht, wenn man einmal auf unrechtem Wege ist und gedankenlos darauf fortgeht, so war ich auch jetzt wieder im Begriff, dies verbindliche Erbie-

ten zurückzuweisen, aus bloßer Furcht, in einem Wagen eingesperrt zu seyn, der mir die Aussicht beschränkte; aber meine Gefährten sagten der freundlichen und verbindlichen Einladung dankbar und verbindlich zu, und mir blieb nichts übrig, als über mein Eigennutz zu erröthen. Auf der Stelle sendete der Hausherr einen Boten an den Cavaliere Diomede Giannuzzi in Alatri, certi Signori viaggiatori mit ihm für morgen anzumelden.

Da nach dem Frühstück die Alatrier zutraulich und herzlich Abschied von uns genommen hatten, fuhr ein altmodiger, aber unbedeckter, nach allen Seiten offener Wagen vor, in dem sechs Personen bequem Platz hatten, und der mit vier großen Braunen bespannt war, die der ungeschickteste Kutscher von der Welt irre zu leiten schien, obgleich es ihm nicht gelang, die schwerfälligen alten Thiere von den lang gewohnten Wegen abzubringen. Die wohlerhaltene, vortreffliche Heerstraße führte uns, in dieser außerordentlich schönen Gegend, den Ansichten in die Ferne immer näher, von den Bergen immer tiefer herab und endlich der weiten römischen Ebene zu, auf der wir eine Weile hart am Fuße der Gebirgskette hinfuhren, bis sich in derselben die Stadt Anagni zeigte, auf einem hohen conischen Berge, auf den die Heerstraße, ihn in einer Schneckenlinie umkreisend, durch den schönsten Wald malerischer Bäume und blühender Gesträuche führt.

Auf dem großen Platze hielten wir vor einem alten, wohlerhaltenen schönen Palaste, auf dessen pomphafter, mit Statuen geschmückter, von dorischen Säulen getragener Doppeltreppe, der Herr vom Hause uns entgegen kam, ein heiterer Mann in die Funfzig, wohlgeputzt, mit Geschmack und Sorgfalt gekleidet, in der Haltung, Sprache und dem ganzen Anstande Weltton und gesellschaftliche Bildung ankündigend. Er bewillkommte uns französisch, was er sehr gut sprach, führte uns eine Treppe höher, in prunkende Zimmer, in denen wir unser kleines Reisegepäck voranden. Die weite und reizende Aussicht aus den Fenstern, sprach er, indem er auf einen Balkon heraustrat, wird Ihnen diese Zimmer vielleicht angenehm machen; ich wünsche nichts sehnlicher, als daß es Ihnen bey uns gefallen möge; wir wollen Ihnen daher auch weder mit ungewöhnlichen und festlichen Anstalten, noch mit gutgemeynter Zudringlichkeit zur Last fallen; wie essen um 2 Uhr zu Mittag, um 9 Uhr zu Abend; Vormittags geht Jeder seinen Angelegenheiten nach, Nachmittags fahren, reiten oder gehen wir ins Freye, nach dem Abendessen machen wir Musik; in jenen Zimmern steht Ihnen die Bibliothek des Hauses zu Diensten; hier ist die Schelle für die Dienerschaft, die Ihre Befehle erwartet; Sie werden uns Alle nicht mehr erfreuen können, als wenn Sie unser Haus für das Ihrige ansehen, sich zu Hause finden und ohne Rücksicht befehlen wollen, was Ihnen anständig ist. In dieser Hoffnung überlasse ich Sie selbst, und werde vor Tisch die Ehre haben, sie meiner Familie bekannt zu machen.

Die Frau des Hauses schien nicht minder fein gebildet, von bequemer Unterhaltung, offen, ruhig und höchst einfach in Allem. Sie gehörte zu den Frauen, wie man die in der sogenannten guten Gesellschaft nicht selten findet, die durch nichts auffallen, überall im zweyten Range zu stehen scheinen, denen man sich mit Vertrauen nähert, während man Augen und Ohren wo anders hat, deren Werth man nur bey näherer Bekanntschaft mit der Zeit kennen lernt, und die man alsdann nur sehr selten auf der mittlern Stufe der Bildung, sondern entweder ganz unbedeutend, oder im hohen Grade geistreich und von seltenem Werthe findet, wie die unscheinbare Perlmuschel, die bey näherer Bekanntschaft immer nur eine Perle birgt, oder nichts, aber nie einen mittelmäßigen Werth hat. Ich muß es mit Beschämung gestehen, daß wir, bey aller bequemen Gelegenheit dazu, diese Muschel nicht genauer untersucht haben; ein Gestirn, das Alles überstrahlte, zog auch unsre ganze Aufmerksamkeit auf sich und fesselte sie fast ausschließlich; die vierzehnjährige Tochter des Hauses, nämlich; eine seltene Schönheit, nach der französischen Sitte des Hauses, nicht Lodovica oder Lovisa, sondern Louise genannt. In Italien ist mit vierzehn Jahren ein hübsches Mädchen eine sehr angesehene und formirte Person; aber so sittsam, einfach, unter-

richtet, talentvoll, häuslich und liebenswürdig, wie Louise Giannuzzi, sind die iatlienischen Mädchen sehr selten, obgleich sie eben so munter, launig, lebhaft und die Sinne reizend, wie diese, seyn können. Die Gesellschaft war ziemlich zahlreich durch mehrere Personen und Kinder jedes Alters, aber kaum weiß ich noch zu sagen, ob sie uns nicht bekannt gemacht wurden, oder ob wir sie nicht beachteten, genug, ich weiß mich jetzt, aus der ganzen Zahl der Hausgenossen, nur einer einzigen Person zu erinnern, einer Demoiselle Brenna, Tochter des Architekten dieses Namens, der lange in Rußland lebte. Es war eine mager, sehr weiße, rothhaarige Person, mit auffallend großem, häßlichen Gesicht, langem hervorragenden Kinn, blatternarbig, furchtbar schielend, und wie ich mich zu erinnern glaube, auch verwachsen; sie war weiß gekleidet und hatte citrongelbes Band. Sie war überaus geschwätzig, sprach aber, in bäurischer Landessprache, immer nur von einem einzigen Gegenstande, von einem Briefe ihres illustrissimo Signor Padre, wie sie ihn nannte, der ihr vor zwey Jahren einmal geschrieben hatte, und auf den sie, obgleich sie ihn nie gesehen hatte, als auf den größten Mann des Jahrhunderts, stolz war. Das Bild dieser Schönen ist meiner Erinnerung unverwischlich eingepreßt und hat mir oft im Schlafe Alpdrücken zugezogen.

Nach Tische erbot sich Herr Campovecchio, uns vorläufig einige Sehenswürdigkeiten des Ortes zu zeigen. Cyclopische Mauern giebt es zu Agagni nicht; das Gemäuer des Alterthums ist hier nur aus der Zeit der Kaiser und der letzten Republik, aber es ist zum Theil von außerordentlicher Schönheit. Das sogenannte Anfiteatro die Ottone ist vermuthlich die gewaltige Substruction einer aufgemauerten Straße gewesen. Die Bäder des Otheo hingegen ließen sich mit geringen Kosten noch zu demselben Gebrauche wieder herstellen. Nächst vielen Bädern für eine Person, enthält es ein großes cirkelförmiges für viele, dessen eine Hälfte, für Schwimmer, beträchtlich vertieft war. Hier ist die größte goldne Medaille gefunden worden, vom Kaiser Otho, die man kennt; sie ist im Besitze des Prinzen Chigi in Rom. Nahe bey der Stadt, in dem Dorfe Rigliano, giebt es noch sehr schöne römische Mauern, aus der letzten Zeit der Kaiser, die vielleicht auch Bäder, vielleicht ein Theater waren. Das schönste Überbleibsel aber ist ein großer achtfacher Bogen in der Stadt, der jetzt großen Theils in die Häuser derselben verbaut ist und zum Durchgange dient. Merkwürdig ist auch die auffallende Bauart vieler bewohnter Häuser aus dem Mittelalter, von denen die einen zwey Bogen haben, von drey geschmacklosen kleinen Säulen getragen, die andern aber drey Bogen auf vier Säulen; die Häuser mit den dreybölgigen Fenstern sind, wie man noch weiß, die der Gibellinen, die andern aber die der Guelfen gewesen. Abermals ein dauerndes Denkmal der hartnäckigen Erbitterung jener beyden Partheyen. Von diesen Monumenten des widernatürlichsten, unsterblichen Hasses in diesem schönen Lande wendeten wir uns, wie zur Sühne, zu den unsterblichen Werken seiner Künste, in den beyden ersten Kirchen dieser Stadt, in der Cathedrale und in S. Andrea. In der Sakristey der ersten wird ein schönes Gemälde von Rafael gezeigt, in S. Andrea ein Rafael, ein C. Maratta und mehrere Bilder des sechzehnten Jahrhunderts. In Italien ist Jedermann mehr oder weniger ein Kenner dieser alten Gemälde, jeder Künstler ist es gewiß; ich fragte daher Herrn Campovecchio: ob es diese Werke wirklich für das erkenne, wofür sie ausgegeben werden. Das kann ich nun freylich bey mehreren nicht, antwortete er, zumal bey dem einen Rafael; aber ich werde mich wohl hüten, es laut zu sagen, denn ich lief Gefahr, von dem größten Theil der hiesigen Einwohner mißhandelt zu werden. Die Wahrheit, selbst in Kleinigkeiten, ist mit zwar lieber, als ganz Anagni und die ganze Welt; doch weiß ich auch, daß so manchem guten Menschen im tiefsten Herzen wehe gethan wird, wenn dem Bilde, das er liebt und ehrt, das er in den andächtigsten Stunden seines Lebens vor Augen hat, das ihm als Zeuge seiner frömmsten Entschließungen gilt, in dem er den Meister desselben mit Dankbarkeit liebt und ehrt, und auf dessen Besitz in seiner Vaterstadt er von

Kindheit auf stolz zu seyn gewohnt ist, wenn diesem Bilde seine Herkunft geraubt und es einem andern oder gar einem unbekannten Maler zugeschrieben würde. Es ist dies kein unvernünftiger Bilderdienst, denn das Bild selbst wird wahrlich nicht angebetet; es fließt vielmehr diese Ehrfurcht vor den Meisterwerken der Kunst bey uns, aus dem Berufe zur Liebe im Allgemeinen, und der Liebe zu dem Schönen und den Künsten im Besondern, und unsre Neigungen sowohl, als unsre Abneigungen, sind immer lebhaft, heftig, hinreißend; wir lassen Gut und Blut für das was wir lieben, „und hätten wir liebend nur Träume gehegt.“ - Wie sollte man bey dieser liebenswürdigen Seite des Volkscharakters, dem Resultate eigenthümlicher Naturanlagen, nicht jenen Haß der Partheyungen vergessen, oder selbst entschuldigen können, da er durch fremde, erkünstelte hinterlistige Politik hervorgeufen ward!

Kaum waren wir von diesem Spazirgange zurückgekehrt, so mußten wir uns auch von dem Künstler trennen, den wir lieb gewonnen hatten, der uns auf mannichfache Weise erfreut und belehrt hatte; denn auf dem Platze angelangt, sahen wir den großen Wagen mit den Braunen schon halten, und Don Angelo vor der Thür, der uns bereits erwartete. Wir nahmen den wärmsten Abschied von den Freunden aus Ferentino, versprachen, sie wieder zu besuchen, so bald es uns möglich seyn würde und sahen sie mit wehmüthigem Bedauern dahinfahren. Es ist ganz artig, so in der Welt herum zu ziehen, die schönsten Gegenden aufzusuchen, sich vom Zufall und von Umständen leiten und überall zuvorkommend zu liebeich aufnehmen zu lassen; aber das immerwährende Losreißen und Wiederanknüpfen des Umgangs und neuer Bekanntschaften, bringt eine peinliche Verwirrung in unsre lautersten Gesinnungen gegen Andere hervor, und ein Mangel an Befriedigung, wo wir ihr am meisten bedürfen. Von diesem Bedürfniß getrieben, fragten wir nach unserm jungen Gefährten, der uns heute nicht begleitet hatte, und erfuhren, er sey in der Bibliothek.

Hier fanden wir ihn aufs Angenehmste beschäftigt, der schönen Louise, wie es schien, Unterricht im Zeichnen zu geben. Stellt Euch vor, rief er uns entgegen, dies schöne Mädchen ist ein Meister in der Malerey, im großen Style der Ölmalerey, seht nur! das da sind alles Gemälde von ihr, und sie weiß keinen Bleystift zu führen, hat nie Zeichnen gelernt. - Das ist nicht möglich! wie macht sie es denn, wenn sie ein Bild anfängt? - Das ist ganz wunderlich! Sie läßt ihre grundirte Leinwand genau in der Größe des Originals aufspannen und mißt von den vier Rändern ins Bild hinein Köpfe, Hände, Füße, Beywerke u.s.w. ab, und macht auf jeden abgemessenen Punkt einen Pinselklex; dann ordnet sie die Farben auf der Palette und malt darauf los, wie sie es auf dem Vorbilde sieht; Umriss, Licht und Schatten und Farben, alles geht wie von selbst unter ihrem Pinsel hervor. - Diese Methode verräth mehr Genie und Talent als gründlichen Unterricht, oder ist uns Andern nur darum unbegreiflich, weil wir an einem andern Gang des Studiums gewöhnt sind, wo die Zeichnung Grundlage aller Malerey ist. Wir zergliedern das ganze Bild in so viele kleine Theile, als sich solche als kleine Ganze in Umriss begrenzen lassen, nicht bloß die Hände, Kopf, Augen, Mund, Gewänder u.s.w. einer Figur z. B., sondern auch Licht- und Schattenmaßen ins Kleinste, Localfarben, Falten u.s.w. und mittelst dieser Eintheilung steht das Ganze bereits vor uns da, gewährt eine Übersicht der Anordnung aller Theile und ist bereits ein Bild in Strichen. Alsdann greifen wir erst zur Palette, die so gesonderten und begrenzten Theile, im Sinne der Natur und der Idee, die dem Bilde zum Grunde liegt, oder nach dem Original, wenn wir eine Copie machen, durch die sorgfältig studirten Farben zu beleben, was wie ein eignes Studium ist, daß mit jenem ersten Verfahren nicht verwechselt werden kann. Das ist es eben, fiel Louise ein, daß zwey Künste zugleich geübt werden sollen, nach Eurer Methode, und ich für ein Bild mit einer Kunst auszureichen suche. Die körperlichen Gegenstände kann ich mir wohl, wie flache Schatten, begrenzt in Umrissen denken, obgleich ich sie nicht sehe; aber die Vertheilung von Licht und Schatten, die dadurch kenntli-

chen Höhen und Tiefen, die Unterschiede der Lokalfarben und selbst die Schlagschatten kann ich mit scharfen Grenzen zu bezeichnen mich unmöglich entschließen, denn ich sehe sie in der Natur nicht begrenzt, und darum kommen mir die Umriss unnatürlich vor. - An dem Vorbilde, und selbst in Ihrem eigenen vollendeten Bilde, sind aber die Umriss, da wo sie hingehören, sehr bestimmt wahrzunehmen. - Das wird am Ende allerdings so, auf der flachen Leinwand, ich sehe es aber nicht so, ich sehe natürliche Körper in dem Bilde. - Ich sehe freylich, was Sie auf diesem Wege hervorbringen und muß es um so mehr bewundern, als ich es für vortrefflich erkennen muß, und selbst in der Zeichnung correcter, als es sich nach Ihrer Methode begreifen läßt; wie haben Sie aber auf solchem Wege unterrichtet werden können? das Schaffen läßt sich ja nicht lehren. - Louise lächelte, und wenn sie lächelte, glaubte man den ganzen Himmel offen zu sehen. Ich weiß nicht, wie es zugeht, sagte sie, aber malen kann man auch ohne Unterricht. Ich war kaum acht Jahre alt, als ich den Malern mit dem größten Vergnügen zusah und bald selbst mit dem Pinsel herumklexte; ich gebrauchte mein Auge und suchte mit der Hand und Palette nachzukommen; bald lobte man meine Versuche, und mein Vater ließ mir ordentlichen Unterricht geben. Da ging aber ein großes Leiden an; meine allergrößte Freude war das Malen, und mein Lehrer wollte mich zeichnen lehren; ich war in Verzweiflung. War es ein Kopf, so sollte ich den Umriß eines nackten Schädels, den man nicht sieht, mit einem scharfen Striche durch alle die schönen Locken, die mir deutlich vor Augen standen, durchziehen und meinen Ekel an dem entblößten Haupte haben; waren es Arme, Schenkel, Rücken, so galt die schöne Oberfläche nichts und ich sollte Fleischklumpen unter der Haut nachbilden, die ich so gar nicht sehen konnte, oder ich hätte dem schönen Körper die Haut abziehen müssen, daß ich vor Ekel zu vergehen meynte. Da hatte der Vater Mitleiden mit mir, denn ich bat ihn unter heißen Thränen, er möchte mich doch nicht eine Kunst für die andere lehren lassen und mir die heitern Farben nicht rauben. Mit dem Unterrichte geht es nicht, sprach er, das sehe ich wohl; ohne natürliche Anlage zur Kunst, würde aber auch bey dem besten Unterricht nicht viel daraus werden; hast Du aber Talent, wie es scheint, so mache es auf Deine Weise, und es wird denn doch zu irgend etwas führen. Nun erging ich mich nach Lust und Belieben in meiner Lieblings-beschäftigung und pinselte vom Morgen bis zum Abend; doch behielt der Vater den Zeichenlehrer bey. Der täglich ein Paar Stunden mit zusah und mich bey jeder Sünde gegen die gehörigen Verhältnisse der Größen und der Formen warnte, mich überzeugte und die Mängel meines Auges von dieser Seite berichtigte. So hat sich Alles von selbst gefunden, und nichts ward mir leichter, als Portraits; siehe da! da eine ganze Menge! - Sie zog einige Gemälde hinter den Schränken hervor und zeigte uns unter andern das Bild Bildniß ihres Vaters, von der sprechendsten Ähnlichkeit und meisterhaft gemalt. Behaltet das Bild zu unserm Andenken, sprach sie; ich will es Euch zu größerer Bequemlichkeit aufrollen lassen. - Und mir, Signorina, gebt Ihr doch Euer eigenes Bildniß, nicht wahr? fragte Holm. - Damit wäre Euch wenig gedient! antwortete sie, indem ein lebhafteres Roth ihr schönes Gesicht anflieg. Ich gestehe Euch doch, fuhr sie fort, seitdem ich Eure Mappe und Euer Skizzenbuch gesehen habe, flößt mir die Zeichenkunst große Achtung ein. Sehr nur, sprach sie zu mir, indem sie die Mappe öffnete, wie wunderbar, kraus und bunt die Striche auf diesem Blatt durch einander laufen, und welchen Effekt die Landschaft dabey macht; mit wie wenig Strichen und kaum angedeuteten Schattenflecken diese Gruppe von Frauen am Brunnen handelnd belebt ist; wie aber dies Basrelief und diese Statue wiederum ganz anders, ganz eigenthümlich zart, rund und doch Stein und doch Leben sind. Das ist eine ganz eigene Wissenschaft! könnt Ihr mich die nicht lehren, Don Federico? - Von Herzen gern! rief der junge Mann aus, und eine verklärende Freude ergoß sich über sein schönes Angesicht, von dem die reizende Künstlerin, wider Willen, wie es

schien, den Blick nicht abwenden konnte und von der Anstrengung vermuthlich aufs neue so hoch erröthete.

Der Vater unterbrach unser Gespräch und war nicht wenig verwundert, zu erfahren, daß die Zeichenkunst so unverhofft eine Verehrerin an seiner Tochter bekommen hatte. Das ist ein Wunder, Don Federico, sprach er, zu unserm Freunde gewendet, eine so hartnäckige Sünderin zu bekehren. Aber Jugend, Schönheit und Talent haben zu allen Zeiten Wunder gethan. - Er machte uns sodann mit seiner Bibliothek bekannt, die gute Ausgaben der römischen Classiker, der italienischen und französischen besten poetischen und historischen Werke, den Montfaucon, Piranesi, Muratori und einige andere große antiquarische und Kupferwerke enthielt. Freund Holm blieb unterdessen mit seiner Schülerin lebhaft beschäftigt, bis wir sämmtlich zur Cena hinuntergingen.

Bey Tafel drang sich meinem Bruder und mir die verdrießliche Bemerkung auf, daß wir in der Gesellschaft nichts mehr galten; Don Federico, den man auch den moscovitischen Apoll, oder schlechtweg den schönen Fremden nannte, war der einzige Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und Theilnahme. Wir hätten uns freylich dadurch rächen können, daß wir zeigten, wie auch uns nur ein einziges Gestirn, die schönen Augen der Tochter des Hauses, vor Allem etwas galt, aber wir verschmäheten eine Rache, die uns zu nichts geholfen hätte, als uns in die Cathégorie der Demoiselle Brenna zu setzen, die bereits schon begann, uns durch ihre Zudringlichkeit auszuzeichnen, um doch auch eine Beschäftigung zu haben. - Der schöne Fremde war unter Anderm auch veranlaßt worden, von seinem Vaterlande Nachricht zu geben, und im Laufe des Gespräches darüber, sprach er auch von seiner plötzlichen Versetzung durch eine Seereise, von Liefland nach Ischia und Neapel; wie er in den unnennbaren Schönheiten der Natur am parthenopejischen Gestade geschwelgt, dennoch aber ein Nebel am frühen Morgen und ein altes Lied aus der Heimath ihn so lebhaft an diese erinnert habe, daß selbst unter jenem Himmel eine unwiderstehliche Sehnsucht nach derselben ihn hingerissen habe. Dann sprach er mir neugewektem und tief erregtem Gefühl von seiner frühern Jugend, malte einzelne Scenen mit den lebhaftesten Farben aus und gedachte besonders seines Lehrers mit der innigsten Liebe und Verehrung und zog die lebhafteste Theilnahme aller Anwesenden auf sich. „Der sittliche Mensch, sagt unser großer deutscher Zeitgenosse (Aus meinem Leben Th. V. Abth. II. S. 286.) erregt Neigung und Liebe nur in so fern, als man Sehnsucht an ihm gewahr wird; sie drückt Besitz und Wunsch zugleich aus; den Besitz eines zärtlichen Herzens und den Wunsch ein gleiches in Andern zu finden; durch jenes ziehen wir an, durch dieses geben wir uns hin.“ Der Ausdruck dieser Wahrheit lag in ihrer ganzen Bedeutung in den Augen, in allen Gesichtszügen und in der ganzen Haltung der schönen Louise, die ein gewisser Zug von Zurückhaltung, die ihr sonst nicht eigen war, vielleicht von Befangenheit, noch sogar verschönerte.

Wir waren nach Tisch kaum in den Versammlungs-Saal eingetreten, als sich auch schon die Töne einer Geige vernehmen ließen, die der Cavaliere zu stimmen begann. Jemand aus der Gesellschaft setzte sich ans Fortepiano, auf den Wink des Vaters stellte sich auch Louise hin und sang eine Arie von Fioravanti. War es nun, daß diese junge Zauberin wirklich eine so vollendete Sängerin war, oder daß der Zauber, mit dem sie unser Auge bestrickt, auch auf das Ohr sich verbreitet hatte, genug, wir waren von ihrer Stimme wie in eine Art Verzückung gerathen. Habt Ihr diese Kunst auch so von selbst gelernt wie die Malerey? fragte ich sie. Ach nein! antwortete sie, mein guter Lehrer hat genug zu thun gehabt, mich im Takte zuhalten, in der Stellung und im kunstgemäßen Vortrage. - Sagt doch das nicht, Signorina, fiel ein ältlicher Mann von edler Gesichtsbildung ein, ich habe noch nie so wenig mit einem Schüler zu thun gehabt, als mit euch; kaum gab ich Euch Regeln, so übtet Ihr sie auch meisterhaft aus - Basta! fiel sie ihm ins Wort; so sprecht Ihr im-

mer und es glaubt es Euch doch Niemand. Jetzt still! hört zu! - Holm, der anfänglich wie in sich versunken da stand, hatte sich unterdessen an den Flügel gesetzt, so bald der Stuhl frey geworden war, und begann nun, wie mechanisch, einige Hauptstellen der so eben vortragenen Arie zu wiederholen, variierte sie auf mannichfaltige Weise und ging davon zu freyen Phantasien über, in denen man die Sprache des innigsten und tiefsten Gefühls, der wärmsten Herzensregungen, und einer gewissen vor-herrschenden Wehmuth nicht verkennen konnte, bis Alles am Ende wieder in die frühern Variationen und das einfache Thema aufs Anmuthigste zusammenfloß. Bravo! bravissimo! rief Alles um uns her begeistert aus; nur die schöne Louise, die unbeweglich, wie verloren in das Spiel, da gestanden hatte, schien eine hervorbrechende Thräne der Rührung gewaltsam zurück zu drängen und schlich leise zu einem Stuhle, auf den sie sich wie ermüdet niederließ, einen Arm halb über die Rücklehne des Stuhls gestützt, in der Stellung der capitolinischen Agrippina, so reizend gezeichnet, als hätte ein Maler zu ihrem Portrait die Stellung so angeordnet. - Aber Ihr müßt ja auch vortrefflich singen, sprach Herr Gianunzzi zu unserm Freunde, denn wir haben eine Zither bey Eurem Gepäck bemerkt; laßt uns doch ein Lied in Eurer eigenen Sprache hören! - Das Instrument ward von einem dienstfertigen Hausgenossen sogleich herbeygeholt, Holm ergriff es schweigend, präludirte etwas, erhob sodann seine schöne, voll-reine und biegsame Stimme im schönsten Tenor, den ich jemals hörte, und sang dasselbe Lied, das wir zuerst auf dem Hügel von Alba von ihm singen hörten, ehe wir ihn kannten. - Verzeiht, sprach er aufstehend, als er kaum die letzte Strophe beendet hatte, ich bin viel bewegter, als es sich in guter Gesellschaft geziemt; felicissima notte! - und somit verließ er das Zimmer und ließ eine lange Stille unter uns zurück, denn wir schwiegen Alle, und Alle waren ergriffen, obgleich sie die Worte nicht verstanden hatten, und die tiefe Stille nach dem schönen Gesange hatte etwas so überraschend Ernstes und Feyerliches, daß Niemand wußte, wie ihm geschah.

Als man sich am folgenden Tage zum gemeinsamen Frühstück versammelte, war Holm bereits von einem sehr frühen Morgenspazirgange, beladen mit überfüllter Pflanzenkapsel, zurückgekehrt. Dieser Umstand war unsern Gastfreunden aufge-fallen und der Cavaliere fragte ihn sogleich: studirt Ihr Arzneykunde? - Ich ehre diese Kunde, erwiderte Holm, mit einiger Vorliebe, aber ich habe mich diesem Studium nicht gewidmet und denke nicht Arzt zu werden. - So sammelt Ihr vielleicht Kräuter, fiel Louise ein, um sie abzubilden, und in Euren Zeichnungen größerer Landschaften anzubringen? - Der junge Freund lächelte, ohne sich vielleicht selbst bewußt zu seyn, ob es der Frage wegen geschah, oder ob dies Lächeln eine unwillkührliche Folge des Einflusses der Fragenden auf ihn und ein bloßer Ausdruck des Wohlgefallens war. Ich zeichne wohl auch, antwortete er, Pflanzen und Blumen, aber das ist nicht gewöhnlich meine Absicht, wenn ich sie sammle. Ich habe ein vorzügliches Wohlgefallen an diesen schönen Ereignissen der Natur. - Muß man denn jedes schöne Ereigniß der Natur sich zu eigen machen? fragte lächelnd der Cavaliere, und setzte hinzu: was macht Ihr denn mit den Blumen? Ihr pflückt sie wohl, um sie welken und verdorren zu lassen; Euer Wohlwollen kommt den armen Blumen theuer zu stehen. - Es ist wahr! man bedenkt es nicht, wie wehe man selbst durch Wohlwollen den Blumen thäte, wenn ihnen etwas wehe thun könnte. Ich presse die Gewächse zwischen Papier ein, trockene sie sorgfältig und mache mir ansehnliche Pflanzen-Sammlungen auf diese Weise. - Das habe ich wohl gehört, entgegnete der Cavaliere Diomedes, daß Mädchen und selbst junge Männer, je nach den Umständen, ein Blümchen zum zärtlichen Andenken aufbewahren, aber so zahlreiche Sammlungen davon anzulegen, ist mir noch nicht vorgekommen. - Der junge Botaniker lachte laut auf, über das Mißverständniß: Ihr habt nicht Unrecht, sprach er, ich habe mich nicht deutlich erklärt. Ich lege solche Sammlungen aus keinem anderm Grunde an, als um mich über die mannichfaltige Gestaltung der Pflanzen zu unterrichten und sie mei-

nem Gedächtniß so fest wie möglich einzuprägen. - Nun! da haben wir also doch den Chirurgo! - Unser Freund sah nun wohl ein, daß er einen andern Weg einschlagen müsse, um sich verständlich zu machen.

Er griff seinen Hut, langte aus demselben an einer Stecknadel einen schönen und seltenen Schmetterling hervor, den er auf seinem Spaziergange eingefangen hatte, Nachdem man die Schönheit des bunten Geschöpfes mit bloßen Augen bewundert hatte, zog er ein Etuis aus der Tasche und entwickelte aus demselben einen sauberen, compendiösen Aparat vor den Augen der neugierigen Zuschauer; dann reichte er eine Lupe herum, und ließ den Schmetterling in seinen einzelnen Theilen betrachten, was die Schauenden in eine freudige Verwunderung versetzte; aber nichts gleicht ihrem überraschten Staunen, als nun mit Sorgfalt ein Stäubchen von dem Flügel, ein Stückchen eines Fühlhorns, ein anderes mit einem Beingelenke, vor ihren Augen unter eine zusammengesetzte, starke Vergrößerung gebracht worden war, und sie, zum ersten Mal in ihrem Leben, diese Dinge so betrachteten, und wieder abwechselnd und vergleichend das Geschöpfchen selbst mit bloßen Augen darauf ansahen. - Ihr bewundert mit Recht die Meisterwerke des Claude Laurain und Tizian, sprach er darauf; aber was ist ihre Composition, ihr Helldunkel, ihre Farbengebung im Vergleiche mit der Natur selbst, mit dem Blicke aus diesem Fenster, auf jene fernen Berge, gestern, als das scheidende Gestirn des Tages sie zauberisch verklärte! Was sind Venus Medicis und Rafaels Madonnen in aller unleugbaren Herrlichkeit der Kunst, wenn ich dagegen Euch betrachte, Louise, in des warmen Lebens Fülle und Wahrheit, die schöne Seele in allen Zügen lebend, ein Kunstwerk der Natur, ein Geschöpf des Allerhöchsten! Und das vielbewunderte künstliche Gewebe der brüsseler Spitzen an Eurem Kleide, betrachtet es durch diese Vergrößerung - sehet die dicken Schnüre jetzt in verwirrten rohen Knoten, dies ungeschickte Menschenwerk, was ist es gegen das Gotteswerk auf dem Flügel dieses unbeachteten Insekts! - Unbeachtet vor unserm kurzsichtigen, befangenen Auge, erfüllt eine Unendlichkeit von Wundern Alles, was uns rings umgiebt, in der Nähe und Ferne, an und in unserm Körper und unserm Geiste, und wie selten werden wir uns ihrer bewußt, in der meist thörichten Sorge um das kleinliche tägliche Leben, dessen Unbedeutenheiten wir so hoch überschätzen! - Mit Ehrfurcht, gleich einem Heiligen, begegnet Ihr dem frommen Klausner, der sich aus der bunten Welt und dem regen Leben der Menschen zurückgezogen hat, Gott zu betrachten; durch Entbehrung und Selbstquälerey, in brünstigen Gebeten, auf übernatürlichem, das heißt doch widernatürlichem, Wege eine höhere Erkenntniß des Unendlichen zu erlangen. Aus welchem andern Grunde geschähe dies aber wohl! als weil wir immer fortschreitende Erkenntniß Gottes für das höchste Gut der Menschheit, in diesem Streben immer besser und vernünftiger zu werden, für ihren höchsten Beruf halten. Der Wege zu diesem Ziele sind gar viele; der fromme Klausner hat einen derselben erwählt; Andere schlagen andere Wege dazu ein. Welt und Leben, wir selbst und unsre Liebe und Freude, sind auch Gottes Werk. Was hindert uns, im unbefangenen Genusse dieser Gaben des Himmels, den Schöpfer aller Dinge in den Geschöpfen selbst zu suchen, ihn bald mit unbefangenen und unbewaffnetem Auge, bald mit dem Vergrößerungsglase, bald mit dem Fernrohre, immer mit Vernunft, mit Liebe, Glauben und Anbetung näher kennen zu lernen, unsre Gotteserkenntniß auch auf diesem Wege immer mehr zu fördern? Werden wir nicht mit dem frommen Klausner vor demselben Altare niederfallen und denselben, der der ewig Eine ist, mit ihm anbeten, im Geiste und in der Wahrheit? -

Es ist unbeschreiblich, welchen Eindruck diese wenigen, aber mit tiefster Innigkeit ausgesprochenen Worte auf diesen kleinen Kreis verständiger, gebildeter, wohlerzogener und unterrichteter Personen machte, die zum Theil sehr viel Verstand, Feinheit und Originalität, aber durchaus keine Kenntniß der Naturerzeugnisse und nie sie so betrachtet, auf solche Weise darüber nachgedacht, davon sprechen gehört hatten. Der Cavaliere saß mit weit

geöffneten Augen regungslos da, staunte den jungen Redner an und wußte sich nicht heraus zu finden aus der Verwirrung bunter Ideen und Bilder, die alle von dem Sinne des Wortes Frömmigkeit ausgegangen waren, und die sich nach seinen bisherigen Ansichten auf keine Weise vereinigen lassen wollten. Seine schöne Tochter hatte lebhaft bewegt dem schönen Freunde zugehört und sich plötzlich fortgeschlichen, dem überfüllten Herzen Luft zu machen; Holm aber hatte sich ins Fenster gestellt und schien versunken im Anblick der Ferne. - Die Erkenntniß des Allerhöchsten, begann nach einer Pause Don Diomede, ist freylich das höchste und würdigste Bestreben des Christen; aber ohne einen sichern Führer, wer sollte in der Unendlichkeit der Schöpfung nicht in unchristliche Irrthümer verfallen! und unsre heilige Religion schreibt uns einen ganz andern Weg der Gottesverehrung vor, als diese allgemeine Natur-Ehrfurcht, die nicht recht christlich zu seyn scheint. - Doch haben, antwortete ich ihm, David und Salomon die Herrlichkeit des Herrn in seinen Geschöpfen mit höchster Begeisterung gesungen, und selbst im Evangelium widerfährt den Lilien alle Ehre. - Caro Signor! rief er aus und ergriff freundlich meine Hand, ich habe in meiner Jugend eine gute Erziehung, aber gar keinen Unterricht gehabt; auch dürfen wir eigentlich die Bibel nicht lesen; ich kann mich also mit Euch nicht in Controvers einlassen; aber mit Erlaubniß meines Beichtvaters habe ich in spätern Jahren auch in dem heiligen Buche gelesen, und der, setzte er lächelnd hinzu, las ganz andere Dinge daraus als Ihr, wie mir es scheint. Wir sind aber ganz von unserm Gegenstande abgekommen, fuhr er einlenkend fort; war denn nicht von den Kräutern die Rede? Ich merke nun wohl, daß man kein Chirurgo seyn bracht, um Kräuter zu sammeln; aber ich vermuthe, daß Don Federico uns noch viel Schönes von ihnen erzählen könnte und hoffe, daß er es gern thut. - Ganz gewiß, lieber Vater! fiel seine schöne Tochter ein; sollen wir nicht in die Bibliothek hinaufgehen und zusehen, wie die Blumen eingelegt und aufbewahrt werden? - Der Vorschlag fand ungetheilten Beyfall, und bald stand der junge Professor vor der geöffneten Pflanzenkapsel, umgeben von seinen wißbegierigen Zuhörern.

Der erste Blick in die Kapsel machte auch hier, wie gewöhnlich, auf den botanisirenden Liebhaber der Gewächse, den lebhaften Eindruck der Freude über die reiche Mannichfaltigkeit der zusammengedrängten Formen und bunten Farben, die in Gemälden wohl scharf abstechen und schlecht zusammenpassen können, in der unnachahmlichen Natur aber immer in vollkommener Harmonie sind, sie seyen einander scheinbar auch noch so sehr entgegen gesetzt. Die zierlichsten Gestalten kamen da in reizender Unordnung mit einander zum Vorschein. Ein vollblühender Oleanderzweig, abstechend gegen eine goldgelbe Calendula mit blutrother kleiner Scheibe im Innern und dem überzarten blühenden Sauerklee; eine flatternd ausgebreitete Fumaria; ein rankig flüglichter Lathyrus; das schlanke, elegante, blaßrothe Xeranthemum mit der papiernen Krone, die abentheuerlich grimassierende Orchis latifolia in langer Blütenpansche mit gefleckten Blättern u.s.w. - Aber auch eine blühende Flachsstaude hatte sich mit eingeschlichen, und was mich in Verwunderung setzte, eine Zottenblume, *Menyanthes trifoliata*. Es ist nicht möglich, sagte Holm, bey so lieben alten Bekannten und Landsleuten gleichgültig vorbey zu gehen und sie nicht mitzunehmen; der Flachs hatte mit seiner zarten, schlanken Gestalt und seinen blauen Blumenaugen etwas überaus Anziehendes für mich, und der schöne *Menyanthes* ist hier ungleich eleganter, höher und zierlicher gewachsen, als auf unsern Wiesen.

Ihr laßt Euch nicht träumen, begann der junge Pflanzenfreund, mit der Flachsstaude in der einen und einem Belystifte in der andern Hand, wenn Ihr gleichgültig bey einem Gewächse wie dieses vorübergeht, daß dies Geschöpf der Natur so vielfach zusammengesetzt, so bewundernswürdig in seinem Bau und in der stillen Ausübung seiner Lebensverrichtungen ist, daß ihm das künstlichste Werk des Menschenwitzes auch nicht entfernt zu vergleichen ist; und doch sind sich in dieser bewundernswürdigen Vollkommenheit, von jener

gewaltigen Pinie an, bis zu dem unbedeutendsten Grashalme, alle Pflanzen mehr oder weniger gleich. Der größte Theil von allen hat, wie diese, eine Wurzel, einen Stengel, Schaft, Halm oder Stamm, Zweige, Blätter, Blüten und Früchte, und die Früchte, geborgen im Schooße der mütterlichen Erde, gehen alsbald als neue Gewächse wieder ans Tageslicht hervor. - Die Fähigkeit sich fortzupflanzen, und zwar so, daß die Art immer dieselbe bleibt, haben die Steine, und was zu ihnen gehört, nicht, und werden daher unorganisch genannt; die Pflanzen und die Thiere aber sind organische Geschöpfe. Was Organe und ein organischer Bau sind, werdet Ihr gleich erfahren. Ich möchte Euch nur vorher ein recht bestimmtes und überall geltendes Kennzeichen geben, woran Ihr Thiere und Pflanzen unterscheiden könnt, und das ist schwerer, als Ihr denkt. Je mehr Thiere und Pflanzen Ihr kennen lernt, um so schwieriger wird die Unterscheidung, da es in der That thierische Geschöpfe giebt, die allen äußern Merkmalen nach von den Pflanzen nicht zu unterscheiden sind. Der Mensch nimmt dann seine Zuflucht zu dem, was sein eigentliches Gebiet ist, zum Zertheilen und Sondern, vernichtet den künstlichen Bau der Geschöpfe, um dem ersten Grundstoffen ihrer Zusammensetzung nachzuspüren, und findet in diesen Kennzeichen, die ihm so lange als untrüglich gelten, bis er eines Besseren belehrt wird. Der Naturforscher glaubt daher das Wesen der Pflanze nicht schärfer und richtiger bezeichnen zu können, als indem er spricht: Thiere und Pflanzen sind organische Geschöpfe, aber die hauptsächlichsten einfachen Grundstoffe der Thiere sind Stickstoff, die der Pflanzen Kohlenstoff und Sauerstoff. Uns ist das kaum halb verständlich; und da wir uns nicht so weit auszubreiten gezwungen sind, nicht einmal über das ganze wissenschaftliche Gebiet der Pflanzen, so nennen wir einstweilen das eine Pflanze: was in der Erde Wurzeln treibt, und aus derselben aus Licht, Stamm, Blätter, Blüten und Früchte, durch welche letztere es sich in der eigenen Art fortpflanzt, folglich ein organisches Erzeugniß der Natur ist. - Organisch, Organ, Organismus sind Worte, die sich, je nach der Vorstellung von den Naturprodukten oder dem Bedürfnisse ihrer Erkenntniß auf verschiedene Weise, leicht, schwer oder auch gar nicht erklären lassen. Wir wollen uns begnügen zu sagen: ein Organ ist ein solcher Theil des Naturerzeugnisses, dem auf wunderbare Weise eine eigenthümliche Thätigkeit, ein wirksames Leben, inwohnt, wodurch es zur Erhaltung, Ernährung und Ausbildung des Ganzen nach einer bestimmten Richtung beyträgt! Das Ganze aber, von solchen einzelnen Organen zusammengesetzt, ist ein lebendiges oder organisches Geschöpf, ein Organismus. In diesem Sinne wird jedoch die Wurzel, der Stamm, das Blatt, die Blüthe, ja selbst ein einzelner Theil der Blüthe nicht eigentlich ein Organ der Pflanze genannt, weil jedes wiederum als ein Ganzes, als eine Zusammensetzung sehr vieler Organe angesehen werden kann. Wollt Ihr es indessen auch so nennen, so wird man Euch auch darin verstehen; nur unterscheidet alsdann sorgfältig die zusammengesetzten oder äußern, von den einfachen oder innern Organen der Pflanzen. - Alle Pflanzen, die Ihr blühen seht, Bäume, Sträucher, Stauden, Gräser, Kräuter, oder wie Ihr sie sonst nennen möget, sind überhaupt nur aus drey einfachen Organen zusammengesetzt, die in ihrer Gestalt sich oft abgeändert zeigen, aber überall dieselben bleiben, und dieselben Verrichtungen zur Erhaltung, Ernährung und Ausbildung der ganzen Pflanze beybehalten. So muß man nämlich das annehmen, was die mühseligsten Forschungen, die besten Vergrößerungen und die sorgfältigsten Versuche bis jetzt erwiesen haben, obgleich man auch darin vielleicht hie und da noch im Irrthum ist, zumal in gewissen Abänderungen der einfachen Organe.

Eins dieser einfachen Organe ist ein wunderliches Gemisch von schlauchartigen, verbundenen Behältern, die aus unglaublich zarten Häutchen bestehen, und entweder Pflanzensäfte oder Luft enthalten. Man nennt es Zellgewebe, und es findet sich fast in allen Theilen jeder Pflanze enthalten. Die eigenthümliche Wirksamkeit des Zellgewebes scheint darin zu bestehen, daß es luftförmige und flüssige Stoffe längere oder kürzere Zeit

aufbewahrt und sie während dieses Verweilens mehr oder weniger zum Nutzen der Pflanze verändert; denn daß einfache und nutzbare Stoffe im Innern der Gewächse unverändert bleiben könnten, ist nicht denkbar. - Ein zweytes einfaches Organ sind die äußerst feinen Fäserchen, die man nur bey sehr starker Vergrößerung unterscheiden kann, da zwey Tausend solcher Fädchen, neben einander gelegt, ungefähr einen Zoll einnehmen. Dennoch sind diese feinen Fasern hohle Röhren, die die Fähigkeit besitzen, nutzbare Stoffe aus der Erde, durch die Wurzel, den Stamm und die Zweige bis in die Blätter, Blüthen und Früchte zu führen, und darum saftführende Gefäße oder Safröhren genannt werden. Das dritte einfache Organ endlich, das nicht ganz so allgemein in den Pflanzen verbreitet ist, sind ebenfalls feine Röhrchen von verschiedener Stärke in verschiedenen Pflanzen und in dem verschiedenen Alter derselben Pflanzen, von denen bald 200, bald 1000 oder 1500, oder auch gar 2000 neben einander gelegt, die Länge eines Zolles erreichen. Man nennt sie Spitalgefäße oder Schraubengänge, denn ihre Wand ist nicht ein Häutchen, wie die der Safröhren, sondern eine äußerst feine Faser, in ununterbrochener Spirallinie, die zu einer dichten Wand zusammengedrückt ist. Wo sich ein solches Röhrchen in der Pflanze stark ausdehnt, oder man ein solches herauszieht, zeigt sich die ausgedehnte Elica ganz sichtbar. Dieser Bau der Röhrchen ist, bey dem fortgesetzten Wachsthum der Pflanze, der nach den Umständen sehr unregelmäßig geschieht, auch, wie sich denken läßt, mannichfaltigen Veränderungen ausgesetzt, und wird, je nach den Gestalten, in der er erscheint, mit verschiedenen Namen benannt. Diese Organ hat eine weit höhere Thätigkeit, gewissermaßen ein viel regeres Leben, als die beyden andern, denn seine fortwährende Verrichtung, zum Nutzen der Pflanze, besteht darin, daß es flüssige, tropfbare Stoffe, Säfte und dergleichen, in luftförmige Stoffe, in Luftarten verwandelt, da sie nur in diesem Zustande der Pflanze nutzbar werden. Was sind alle Wunder, die jemals geschahen, alle die jemals von Menschenersonnen wurden, gegen die Wunder, die uns überall umgeben, überall, wo unser Fuß uns hinträgt, überall, wo unser Auge hinblickt, überall, wo wir hindenken! Und doch würde es Euch noch ungleich wunderbarer vorkommen, wenn ihr z. B. die Wirksamkeit dieser einfachen Organe stufenweise in ihrer Entwicklung bis zu ihren endlichen Resultaten beobachten könntet.

Der begeisterte Naturfreund fuhr besonders jetzt fort, wie er bisher auch gethan hatte, wenn von Gestaltungen die Rede war, seine Worte mit dem Bleystifte zu begleiten, und wie er redete, zugleich das, wovon er sprach, ohne sich zu unterbrechen, auf dem Papiere mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit anschaulich darzustellen; so daß unter seinen Händen die Welt der Wunder hervorzugehen schien, die das „Werde“ seiner Erzählung aussprach. So ging er nun zu den Gestalten und Verrichtungen der Wurzeln, Stämme, Knospen, Blätter, Blüthen und Früchte über, stellte sie im Ganzen und in ihren äußern und innern Theilen mit größter Wahrheit, mit Geschmack und Leichtigkeit dar, und wußte fast von jedem einzelnen Detail die wunderbarsten Dinge aufs Anmuthigste zu berichten. Nach dem Mittagessen ward ein Spazirgang ins Freye unternommen, Holm nahm aus der Bibliothek den Band der Melanges aus Rousseaus Werken mit, der die Briefe über Elementar-Botanik enthält, trug die Elemente der systematischen Botanik, nach dem darin angedeuteten Faden auf seine Weise vor, und langte im Gehen von Zeit zu Zeit eine und die andere Pflanze auf, an der, bey seiner geschickten Behandlung, sich von selbst Alles so zeigte, wie er es sagte.

Man muß es erlebt haben, um sich vorstellen zu können, welchen tiefen, unauslöschlichen Eindruck eine so genaue und lebendige Bekanntschaft mit der Natur, von welcher Seite es auch immer sey, auf reine, unbefangene, gefühlvolle und verständige Menschen macht, wenn zum ersten Mal der Vorhang dieses unermeßlichen Schauspiels vor ihren Augen aufgezo-gen wird. Hier aber kam Alles zusammen, was diesen Eindruck aufs Höchs-

te verstärken kann. Diese Personen hatten kaum einmal in ihrem Leben eine Blume mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet, die Pflanzen, Büsche, Wälder waren ihnen kaum mehr als haarige Auswüchse des Erdkörpers gewesen; ihr liebevolles Familienleben, die Cultur der Künste und der rege, bewegliche Sinn, der den Südländern eigen ist, hatten jedoch die Fähigkeit der Theilnahme an alles Schöne, Große, zumal an das Bewundernswürdige, immer lebendig erhalten; jetzt ward diese Theilnahme plötzlich aufs Lebhafteste erweckt, eine Welt von Wundern breitete sich vor ihrem staunenden Blick aus, durchschauerten ihr Innerstes wie Geisterzauber und erhob sie zugleich zur menschlichsten Anbetung des Schöpfers dieser Wunderwelt. Und der Priester dieser Offenbarungen, dessen Mund ihnen diese bedeutungsvollen Hieroglyphen deutete, aus dem ein lebendiger Geist der Wahrheit zu sprechen schien, war Niemand anders, als der schöne Jüngling, dessen Jugend man kaum mehr als durch die Schönheit fesselnde, thörichte Spiele zugetraut hätte, ehe man aus den Tönen seiner Stimme und seiner Laute eine Tiefe des Gemüths erkannte, die eigenthümlich Hohes und Edles verkündigte. Mit welchen Augen und in welchem Lichte die schöne Louise den jungen Freund sah, wer möchte das zu schildern wagen!

Die schöne Louise machte uns übrigens einige Sorgen, in einem Lande, wo die sanftesten Regungen des Herzens oft in zerstörende vulkanische Ausbrüche überzugehen drohen; denn ihre lebhafteste Neigung für unsern jungen Reisegefährten war eben so augenscheinlich, als die Gewalt, die sie sich anthat, durch die gemessenste Zurückhaltung in den Grenzen einer strengen Schicklichkeit zu bleiben und ihre Gesinnung zu verbergen. - Unser Freund schien dagegen von dem höchst reizenden und lebenswürdigen Mädchen nur in ihrer Gegenwart sanft gefesselt; behielt auch in dieser die rücksichtslose Unbefangenheit, die seinem lebenswürdigen Wesen eigen war; und im Sinne dieser war es ganz natürlich, daß seine Theilnahme für Louise in jedem Augenblicke, welches Maaß und welche Richtung sie gerade hatte, sich offen zeigte, wie sie war. Hinzu kam aber noch, daß der Jüngling, wie wir glauben mußten, bereits in der Heimath durch ein zärtliches Band gefesselt war. Das Lied, das uns seine Bekanntschaft auf dem Hügel von Alba verschafft hatte; das überwältigende Gefühl, das ihn bey Wiederholung desselben hier in Anagni hinriß; der Charakter des lebhaftesten Gefühls, mit dem er immer von seiner Heimath sprach, und mehrere kleine Züge, gaben hinlänglich Licht darüber. Er schien uns daher ein sehr gefährlicher Gast im Hause Giannuzzi, und wir glaubten eine gegründete Besorgniß um die Tochter unsers Gastfreundes zu hegen, der uns freylich etwas blind, oder der Neigung seiner Tochter all zu günstig zu seyn schien. Wohl überlegt, konnten wir bey dem Allen nichts thun, als das reizende Unglück, das wir ins Haus gebracht hatten, wieder mit uns daraus hinwegzuführen. Die Spuren, die es zurücklassen mochte, konnten wir freylich nicht zugleich verwischen, und mußte das dem Geschick überlassen werden, das ohne unser Zuthun den Knoten geschürzt hatte.

Ich eröffnete daher dem jungen Freunde, daß Rom, die Stadt der Städte, große Rechte und Ansprüche auf uns habe, die sich auf das saturnische Anagni nicht übertragen ließen; daß ich mit meinem Bruder diese alte Bergstadt am folgendem Morgen verlassen gedächte, und setzte halbfragend hinzu: ich hoffe, es bleibt bey unsrer Abrede, und Epomeo mit seinem Herrn bleibt bey der Cavalcata; es müßte denn seyn, daß der Zeichenlehrer seine Schülerin nicht zu verlassen vermöchte. Der Scherz machte ihn stutzig: Glaubt Ihr, fragte er - Ich glaube nichts, unterbrach ich ihn; ich möchte nur den lieben Gefährten nicht verlieren, sehe aber, daß die schöne Louise auf dem besten Wege ist, ihn bey sich zu behalten, und frage darum bey ihm selbst an, ob er auch wohl gesonnen sey, sich zurückhalten zu lassen. Nimmermehr! Rief er mit auflodernder Lebhaftigkeit aus; ich weiß die lebenswürdige Gastfreundschaft dieses Hauses und Louisens Schönheit, ihre Talente und ihre Zartheit ganz zu schätzen, aber ich! ich sollte hier zu ihren Füßen liegen bleiben und Alles ver-

gessen? - Wie kann man nur auf den Gedanken kommen! - Auf die natürlichste Weise von der Welt, mein Freund, erwiderte ich ihm, denn der Platz ist gar beneidenswerth. Uns aber mach Ihr nicht wenig Freude, wenn Ihr mit uns zieht; nur seht auch zu, daß Ihr auf gute Weise loskommt, ohne irgend Jemand wehe zu thun. Wir wurden unterbrochen und kündigten bald der Familie unsern Entschluß an. Man bestürmte uns, zu bleiben, nur noch einen Tag zuzugeben; Holm war der einzige von uns, der es ganz bestimmt ausschlug; Louise sah ihn wehmüthig bittend aus einiger Entfernung an, und sein Auge begegnete dem ihrigen; er schlug es nieder. Nun! rief der Vater, im Tone entschlossener Ergebung, aus: so vergeßt uns wenigstens nicht, und kommt bald wieder, recht bald; nicht wahr? Ihr besucht uns recht bald wieder? - Glaubts doch nur, Cavaliere, erwiderte Holm, daß Eure übergroße Güte für uns, mich aufs Tiefste rührt und mich unbedingt an Euer Haus fesselt, wo wir so schöne Tage verlebt; wer kann für die Zukunft etwas versprechen, selbst für die nächste! aber versichern kann ich Euch, daß ich die Erlaubniß, wiederkommen zu dürfen, mit dem wärmsten Dank empfangen, und von ihr recht bald Gebrauch zu machen, aufs Lebhafteste wünsche. - Bravo! rief Don Diomede, so ist's recht! und nun kein Wort weiter! - Von uns Andern ward nicht viel Notiz genommen.

Wir zogen über die Fortsetzung unsrer Reise die erforderlichen itinerarischen Nachrichten ein, erhielten einen Brief von Don Diomede und brachten des Rest des Tages mehr gesellig, oder doch gesprächig, als vergnügt zu. Aber höchst auffallend war mir der schnelle Wechsel in dem Betragen der jungen Leute, der Hauptpersonen unsers Kreises. Holm war sichtlich, von dem Augenblicke seiner entschiedenen Erklärung an, befangen geworden, oder doch so wehmüthig sinnend, oft träumerisch und zerstreut, rücksichtlich Louisen so ausweichend, daß wir ihn kaum für denselben erkannten; was aber freylich auch andere Ursachen haben konnte, als denen wir diese Veränderung, nach den gewöhnlichen Erscheinungen bey gefühlvollen jungen Leuten, zuschreiben. - Die schöne Louise war zwar still, aber heiter geworden, leitete oft die Unterhaltung sinnvoll und zeigte in Allem eine so ruhige und feste Haltung, daß sie uns in wenigen Stunden, ihrem Geiste nach, um einige Jahre älter geworden schien. Wir glaubten damals ihrem durchschauenden Blicke zutrauen zu dürfen, daß ihres Freundes Veränderung die ihrige bewirkt habe; nach Jahren aber hatte sich mir dieser Knoten überraschend gelöst, und die gegenwärtigen Umriss mit ihren Schatten traten in ihr wahres Licht.

Ohne die schonende Rücksicht zu verletzen, die wir unserm Freunde schuldig zu seyn glaubten, verabredeten wir bey dem Schlafengehen, früh vor Tage in aller Stille abzuziehen, wenn noch Alles im Hause schlief. Unserm liebenswürdigen Gastfreunde ließen wir ein Schreiben zurück, in welchem wir ihm und jedem Mitgliede der Familie insbesondere für die theilnehmende Güte und liebevolle Aufnahme dankten, und unsre heimliche Abreise durch den Wunsch motivirten, bey so frühem Aufbruch, wie unsre Tagereise erfordere, Niemand zu belästigen, die Ordnung des Hauses nicht zu stören und uns den Abschied nicht zu erschweren. - Leise auf den Zehen schlichen wir in der Morgendämmerung die breite Treppe hinab; ängstlich vorsichtig schlossen wir die Hausthür auf und lehnten sie hinter uns an; Alles war still im Hause und auf dem Platze; nur ein Schuhmacher trug schon sein Werkzeug auf einem Tischchen vor die Thür und schickte sich zur Arbeit an; wir fragten ihn nach der Straße nach Rom, er wies uns zurecht, und am Thore fanden wir unsern Giuseppe mit den Pferden und Epomeo, der die langen weißen Ohren seinem Herrn entgegen spitzte. - Ich scherzte mit meinem Bruder über unsre übergroße Vorsicht bey der ziemlich unnöthigen Heimlichkeit unsrer Flucht; wir erinnerten uns ähnlicher früher Abreisen unter so völlig verschiedenen Umständen, an so fernen Orten, in so ganz anderer Umgebung, daß die Contraste etwas sehr Unterhaltendes bekamen; doch entging uns auch nicht, wie unser Reisegefährte sich im Stillen, gegen seine Gewohnheit, viel mit seinem

Esel und seinem Gepäck beschäftigte, dieses untersuchte und ordnete, jenen seine Schule und alle kleinen Künste machen ließ, ihn streichelte und liebkosete und sich überhaupt benahm, als sehe er ihn seit Jahren erst wieder, und freue sich, ihn noch so wohl und munter zu finden. Später ritt er still vor sich hin und schien sich seinen Träumereyen zu überlassen, oder auch dem Anblick der überaus schönen Gegend, die bald im vollen Glanze der über die Berge heraufgestiegenen Sonne vor uns lag; aber das Alles war nicht so in seiner Art. Wir betrachteten den schönen Freund mit der wärmsten Theilnahme und flüsterten uns, auf ihn winkend, zu: die verhängnißvollen Tage in Anagni!

So schön der Weg bis Piglio gewesen war, so öde und unangenehm ward er nachher, als wir uns rechts, tiefer ins Gebirge, gewendet hatten, um Arcinazzo zu besuchen, von dessen Trümmern des Palastes Nero's wir uns, ich weiß nicht warum, eine große Vorstellung gemacht und gleich zu Anfange diesen Namen Ameti's Charte in unserm Giro bezeichnet hatten. In wie ganz anderm Lichte erschien uns überhaupt die ganze Gegend, die wir durchstreift hatten, jetzt, als da wir auf der Charte den Plan zu dieser Ausflucht machten! Es muß jedem Reisenden so gehen; denn auch von dem, was man nicht gesehen hat, macht man sich immer eine, oft sehr ausführliche Vorstellung, und es ist oft sehr unterhaltend, zuweilen sehr lehrreich, die Vorstellungen vor und nach der Reise zu vergleichen; man lernt unter andern auch sich selbst dabey besser kennen. - In einer unangenehmen, bergigen Wüste, die nur graue Felsen, Moos, dürrtiges Gras und struppiges Gebüsch zeigt, liegt in einer langgezogenen, ausgehöhlten Vertiefung eine schlechte Osteria, und in einiger Entfernung davon etwas übermoostes Gemäuer, das sich kaum über den Erdboden erhebt; das heiß Arcinazzo. Wir waren höchst unzufrieden, diesen Umweg gemacht zu haben, und unsre Mißstimmung dauerte, wie die öde und abschreckende Gegend, bis gegen Abend, wo wir Subiaco erreichten, und froh waren, den Tag, an dem wir Anagni verlassen hatten, überstanden zu haben.

Ohne in die Stadt selbst einzuziehen, hielten wir vor dem Thore des großen, reichen Benediktinerklosters Sta. Scolastica, in welchem der Brief des Herrn Gianunzzi uns eine höchst gastfreye Aufnahme verschaffte. Er war an Don Epifanio Camapanari gerichtet, ein Mönch des Klosters, dessen erster Anblick mit unter andern auch darum auffiel, weil mir das Gesicht so bekannt vorkam; ich überlegte, wo ich ihn gesehen haben könnte, ich fragte ihn selbst, er konnte sich aber auch auf mich nicht besinnen; endlich hatte ich es getroffen: es waren mir einmal vor mehreren Jahren Veit Webers Sagen der Vorzeit zufällig zu Gesicht gekommen, und der Pater Gramsalbus, im Titelpuffer dieses Buches, ist das unvergleichlich wohlgetroffene Conterfey Don Epifanio's; wer einen von beyden jemals sah, der kennt den andern auch, und vergißt ihn nicht so leicht. Der feiste Mönch führte uns zu dem Abt des Klosters, Don Mariano Carocci; ein schlanker, ernster Mann, der etwas Feines und Lauerndes im Ausdrucke und in seinem ganzen Wesen zeigte, nach der ersten flüchtigen Bekanntschaft sich aber gehen ließ, wie der unwiderstehlichen Macht der Neugierde weichend, und mit der ganzen Heftigkeit politischer Kannen-gießerey uns nach Neuigkeiten ausfragte. Mich hatte er sonderlich aufs Korn gefaßt; er nöthigte mich in einen sehr bequemen Armstuhl, der in der Ecke des Zimmers, nahe am Fenster stand, und in dem ich wie in einem Bette lag, setzte einen kleinen runden Tisch mit Obst, Brod und Wein vor mich hin und sich mir dicht gegenüber, so daß ich unmöglich entschlüpfen konnte, und begann sein Examen. Diesem entging ich, in der eben so ängstlichen als lächerlichen Lage, doch endlich durch die ernsthafte Versicherung, daß ich kein Gedächtniß für Politik hätte, besonders aber jetzt, nach dem Aufenthalte im Gebirge, von der übrigen ganzen Welt nichts wisse. Hierauf wendete sich das Blatt und ich mußte den geduldigen Hörer machen, was jedoch nur unter dem süßen Einfluß des vortrefflichen Obstes geschah, dem ich fleißig zusprach, zumal der schönsten Kirschen, die ich jemals genossen habe. Nach und nach

aber interessirte mich die politische Vorlesung des Abtes immer mehr, und ich bat ihn endlich, zu besserm Verständniß um eine Landcharte; die hatte er im ganzen Kloster nicht, und auch im Kopfe nicht, wie ich bald merkte; sehr unterhaltend war es aber, den schlaun Italiener die sämmtlichen Staaten Europas, nach ihren Kräften, Hülfsmitteln und politischen Beziehungen durchgehen zu hören, mit der wahrhaft scharfsinnigen und geistreichen Folgerungen, aus denen ein glänzendes und anziehendes Bild des Zustandes von Europa nach richtiger Schlußfolge hervorging, das aber, leider! ein Hirngespinnste bleiben mußte; denn Allem, worauf er seine Folgerungen gründete, widersprachen Geschichte, Geographie und Völkerkenntniß aufs Bestimmteste, und was seinem Raisonement viel Wahrscheinlichkeit gab und oft ganz sophistisch täuschend klang, war eine genaue Kenntniße der Statistik des gegenwärtigen Augenblicks, aus welchem armen Material sein fruchtbares Genie so schöne Luftschlösser baute. Ich dachte im Stillen: „Die Klugen erhascht er in ihrer Weisheit“ - und bedauerte nur, daß keiner von den grands raisonneurs en politique gegenwärtig war; denn von dem Abte konnte jeder lernen, wie leicht der Schlaueste irren kann, wenn er nur schlau ist.

Meine Gefährten hatten unterdessen eine kurzweilige Unterhaltung. Der außerordentlich breite und hohe Bogengang, der das große Klostergebäude der Länge nach durchschneidet, führt südwestlich an ein großes Fenster mit einer merk-würdigen Aussicht, zunächst auf die nahe Stadt Subiaco, und in geringer Ferne auf viele andere kleine Städte, Ortschaften und Klöster, nemlich Civitella, Rocca S. Stefano, Canterano, Rocca die Canterano, Rocca die Mezzo, gli Capucini u.s.w. und links sieht man den Anio durch römisches Gemäuer durchbrechen, wasserreich und brausend. Diese wilde Berggegend hat sehr viel Eigenthümliches in dem wunderlichen Labyrinth höherer und niedriger, zum Theil sich abstufer, schroff-spritziger Felsenkegel, auf deren hohen Spitzen die Städte und Dörfer liegen, die aus der Ferne nicht viel anders aussehen als graue und bunte Mützen auf hohen Zuckerhüthen. Der Zugang zu diesen Orten ist oft den besten Gebirgspferden zu beschwerlich; nur Fußgänger und Esel erklimmen mühselig die gefährlichen Felsenstege. Der Anblick ist so anziehend und unterhaltend, daß man Tage lang dabey verweilen kann, zumal Abends, wo die wachsenden und fortschreitenden Schatten ein wunderliches Spiel in diesen Felsen treiben. - An diesem Fenster traf ich meine Gefährten sehr komisch beschäftigt. Holm zeichnete nämlich, von einem erhöhten Sitz im Corridor, das dunkel beschattete Fenster selbst, mit der noch hell von der Abendsonne beleuchteten Landschaft; auf die niedrige Fensterbank hatte sich Don Epifanio gemächlich niedergelassen und ward gebeten, still zu sitzen, um das Ganze schöne Bild durch sein Conterfey vollends zu verherrlichen; diese Bitte gewährt er, wie es schien, mit ganz eigenem Vergnügen, denn er war unbeweglich, wie das Fenster selbst. Seine schwerfällige Figur war größtentheils im Schatten, aber von der vordern Seite beleuchtete sie, sammt dem halben Kopf und Gesicht ein heller Streifen der Abendsonne; von seinen dicken Backen (Wangen kann man diese nicht nennen) rannen dicke Schweißtropfen auf gekrümmten Wegen herab; eine stark behaarte Warze neben der Nase theilte diese, mit ihrem langen Schatten, in zwey gleiche Lichtpartien; die dicken Lippen des breitgeschlitzten Mundes zuckten von Zeit zu Zeit krampfhaft auf, weil ihn eine Fliege kitzelte, die sich auf denselben erging, die er aber nicht zu verscheuchen wagte, um seine Stellung nicht zu verändern; mein Bruder stellte sich daher, mit einem Schnupftuch fächernd, neben ihn und zog daher je zuweilen einen dankbaren Blick des Erleichterten auf sich, der aus den kleinen grauen Augen sich aufwärts richtete, einen ganz zärtlichen Ausdruck bekam und dem reizenden Bilde etwas so überaus Komisches gab, daß es unmöglich ward, das Lachen länger aufzuhalten, das wir bisher nur mit größter Mühe unterdrückt hatten. Der eben so gutmüthige als feiste Mönch nahm es aber nicht übel, lachte mit uns, ohne nach der Ursache zu fragen; war froh, daß er

vom lästigen Zwange erlöst ward, da das Bild vollendet war, bewunderte es und sagte treuherzig: Ihr seydt brave Giovanni. Nun laßt uns aber auch zu Tische gehen! ich bin an dem Fenster recht hungrig geworden.

Er führte uns sofort in Zimmer, die wir bewohnen sollten, die sehr reinlich, freundlich und luftig waren, zeigte uns sie vortrefflichen Betten und führte uns in ein Nebenzimmer, wo ein Tisch für vier Personen zugerichtet war. Essen wir mit Euch allein? - Allerdings! Es ist heute Festtag, die Mönche bleiben alle in ihren Zellen; aber fürchtet nichts, Ihr sollt ein saftig Brätchen haben! - Eßt Ihr denn das nicht mit uns? - Freylich wohl! Ich bin seit zwanzig Jahren schon alles Fastens entbunden, meiner schwächlichen Gesundheit wegen. - Wir lachten alle. - Eh! che volete! rief er achselzuckend aus, stellte sich mit gefalteten Händen an den Tisch, verwendete kein Auge von der dampfenden Schüssel und murmelte eine lateinisches Gebet, wovon nichts verständlich war, als das laute Amen. Setzt Euch, Kinderchen! rief er darauf, und machte die Honneurs an diesem Tische, der nach und nach so reich besetzt ward, mit so vortrefflichen Speisen und so guten Weinen, daß der Anblick der Quantität der Qualität nachtheilig ward, indem der unerreichbare Appetit unsers Wirthes uns den unsrigen fast vertrieb. Er hatte wenig sprechen können, reichte uns aber schweigend eine Flasche und entschlummerte sofort auf seinem bequemen Stuhle. Wir ließen ihn auf seinem Schlachtfelde und gingen zu Bett.

Früh am folgenden Morgen besuchte uns Don Epifanio schon, und ihm folgte ein Frühstück, das der Cena vollkommen entsprach. Ich bin nicht gut zu Fuße, sprach er, und muß auf das Vergnügen verzichten, Euch in den Bergen zu führen; es wird Euch ein Layenbruder begleiten, der die Gegend genauer, als irgend ein Anderer kennt. - Es war ein schöner, luftiger Morgen, wie nur je einer die Seele und den Körper erfrischte. Der Charakter der Gegend umher ist rauh, abentheuerlich, aber höchst malerisch, romantisch, um mich dieses halbverständlichen und so mißbrauchten Wortes zu bedienen, und liebreich und reizend ist mit ihren Büschen, heimlichen Plätzen, duftenden Blüthen und reicher Vegetation die tief eingesenkte, gekrümmte Schlucht, in der der Anio schäumend durch Felsen strömt. Frau Lorenzo führte uns zuerst auf den Höhen nach den nahen Kloster S. Benedetto, wo uns ein wohlgenährter Benediktiner, Don Melito Dolci, sehr höflich und mit dem Anstande eines Weltmannes, begrüßte und herumführte. Die Lage und Bauart dieses Klosters, das in den lebendigen Felsen so angebaut und eingehauen ist, daß man oft die Wände genau ansehen muß, um sie für Mauer oder ganzen Fels zu erkennen, daß man oft einen Raum, den man nach dem Eingange tief im Bauche des Berges glauben muß, von hohen Fenstern hell erleuchtet findet, und aus hohen, mit vielen Lampen erleuchtete Grotten, plötzlich auf einen vorragenden Balcon mit der herrlichsten Aussicht in die Ferne gelangt, unter sich Dächer, Gärten und Straßen, über sich, wie in den Himmel hinein, hohe Felsen, mit Capellen und Gärtchen auf den Vorsprüngen erblickt; diese Lage und Bauart, die oft an das Kloster Montserrat in Laborde's schönem Werke von Spanien erinnert, ist das Auffallendste, was uns auf dieser ganzen Reise vorgekommen war, so viel Wunderliches sie uns doch bereits gezeigt hatte. - Die Statue des heiligen Benedikt ist sehr schön, und doch von Bernini, der sich uns bisher durch alle seine Werke eben so schlecht empfohlen hatte, als durch sein unplastisches und höchst geschmackloses Barelief vom Constantin in St. Peter.

In jener engen Schlucht gelangten wir, auf dem schönsten Fußwege der sich denken läßt, an des Fall des Anio, der allein schon eine Reise von Rom hieher verdient. Ich weiß nicht, ob seine Fälle bey Tivoli schöner sind, höher sind sie gewiß; Cascata delle marmore bey Terni ist ein Riese gegen diesen; aber weder erhöht man sich den Genuß durch solche Vergleichen, noch läßt man dabey der eigenthümlichen Schönheit jedes Naturschauspiels Gerechtigkeit widerfahren. Der Wasserfall, an dessen Fuße wir hier standen, ist immer sehr hoch, die Wassermasse beträchtlich, der Donner seines Falls in der engen

Schlucht das Gehör betäubend; man sieht ihn nie in der Ferne, wo er verlieren würde, aber in dieser Nähe macht ihn der Reichthum der Büsche, der Felsen, der Schlingpflanzen, die ihn, malerisch geordnet, umgeben, zum reizendsten Bilde. Den tiefsten Eindruck machte er auf unsern jungen Gefährten, der noch nie einen so bedeutenden Wassersturz gesehen hatte. Er fand in der Geschwindigkeit einen sehr vortheilhaften Standpunkt und zeichnete ihn mit Sorgfalt, während wir Andern etwas unterhalb auf weichen Rasen lagen, vom Tosen des Anio umbrauset, gefächelt von lauen Lüften, den Blick in die tiefe Bläue des Himmels versenkt, heitern Träumen und Erinnerungen nachhängend, in regen Gefühlen der Genüsse der Gegenwart.

Auffallend ist unterhalb, auf beyden Seiten des Flusses, großes und schönes Gemäuer aus der Zeit der Kaiser, das eine Strecke lang beyde Ufer bekleidet und sie früher verbunden haben durch den Durchbruch des Flusses zertrümmert seyn muß. Man nennt die Trümmer: die sarazenischen Bäder; denn sie scheinen ein großes Gebäude mit Gemächern über dem Flusse gewesen zu seyn, das ihn an beyden Enden gedämmt hat, um in der Mitte ein ruhiges Wasserbecken mit gehöriger Tiefe von dem wild stürzenden Anio zu erhalten. Daß man aber diesen muthmaßlichen Badepalast sarazenisch nennt, scheint eine der vielen Verwechselungen historischer Zeiten und Thatsachen, die in den Volksagen sehr gewöhnlich sind.

Nach Tisch beurlaubten wir uns bey dem Abte, der uns sehr freundlich entließ, zugleich aber uns fast lachen gemacht hätte, durch eine gewisse Verlegenheit und Unsicherheit, mit der er flüchtig die Geberde des Segens mit der rechten Hand machte und mit derselben zugleich nach einem Buche griff, das er offenbar nicht ergreifen wollte. War es ein allzu protestantisches Ansehn, das ihn an uns irre machte? oder stiegen ihm politische Zweifel auf? Ich weiß es nicht, aber ich vermüthe, daß es seine eigene Schlaueit war, die ihn verwirrte. - Don Epifanio behandelte uns wie alte Bekannte und Freunde, begleitete uns unter vertraulichem Gespräch bis an den Steigbügel, und hatte beym herzlichen Abschiede in seinem Wesen etwas so wahrhaft väterlich Liebevoll, mit einer Mischung natürlicher Würde, daß wir ihn eben so verwundert als dankbar anblickten, denn wir erkannten in ihm den Mann nicht mehr, der sich gestern am Fenster und am Tisch Preis gegeben hatte. Wir erkundigten uns daher später in Rom nach ihm, und erfuhren, daß er ein sehr geachteter Geistlicher sey, wegen seiner Welt- und Menschen-kenntniß in Ansehn stehe, in verwickelten Fällen zu Rathe gezogen werde, sich klug, besonnen, bequem und einfach in denselben benähme, daß er ein sehr beliebter Schiedsrichter und von unüberwindlicher Gutmüthigkeit sey, daß er alle Pfründen und einträgliche Ehrenämter standhaft ausschläge und ein bequemes, ruhiges Leben, einen guten Tisch und Muße zum fortgesetzten Studium der historischen Classiker aller Weltherrlichkeit vorziehe. In wie ganz anderm Lichte sahen wir jetzt den Mann! und wie klein und kindlich erschienen wir uns selbst in dem Scherze, den wir mit ihm getrieben hatten! Man macht oft Erfahrungen an sich, die nach Jahren noch in der Erinnerung das Blut in die Wangen treiben können. Wohl dem, der Gedächtniß genug hat, sich solche Erfahrungen fruchtbar zu machen!

Rom lag uns unablässig im Kopfe und zog uns mächtig an. Freund Holm hatte noch den großen Augenblick des ersten Anblicks vor sich, lebte noch in der dunkeln Erwartung und in der glühenden Sehnsucht nach Rom, die jeder unterrichteter Mensch haben muß, die aber zunimmt, je näher man dem Ziele kommt, und mußte daher dem ersehnten Anblicke mit Ungeduld entgegen gehen. Wir Andern aber, die wir Rom seit Jahresfrist kannten, mußten doppelt angezogen werden, eben weil wir es kannten; denn das ernste Rom ist kein Gegenstand der Neugierde, sondern der Liebe und Ehrfurcht, der Bewunderung und ernster Betrachtung. Für den Augenblick kam aber noch ein zweytes Interesse hinzu, das man gehabt haben muß, um zu wissen, wie fesselnd es ist, nämlich die freudige Erwartung, einen

Freund wie unser tief fühlender Gefährte, an Ort und Stelle zu führen, ihm zuvörderst unser liebes Tivoli, dann das ewig einzige Rom im Detail zu zeigen, den Giro auf den Effect zu berechnen und das Herz zu weiden an seiner Freude, seinem Staunen, einer Erhebung und Rührung, solche Theilnahme an unsrer Liebe in seinem Auge zu lesen. So in Erwartung des Nahen, vergaßen wir fast das Nächste, eilten mehr als billig, warteten die drückendste Mittagshitze nicht im weiten luftigen Kloster ab, strengten unsre geplagten Thiere auf dem halsbrechenden Felsenpfade bis Ceciliano über die Gebühr an, schenkten der überaus reizenden, malerischen und großartigen Gegend, die von den Landschafts-Malern in Rom mit so vielem Nutzen besucht wird, nur halbe Aufmerksamkeit und halbe Theilnahme; denn so viel es bey dem beschwerlichen Wege nur möglich war, besprachen wir uns über das, was uns erwartete.

Bey Ceciliano kamen wir in die Ebene, auf einen wohlgebahnten Weg, und betrachteten mehrere der vielen römischen Trümmer, die wir zu unsrer Rechten in der Nähe erblickten. So gelangten wir nahe bey Tivoli in die Gegend, die man das Thal der Wasserleitungen nennt; eine weite Ebene, von Bergen umschlossen, durchschnitten von vier altrömischen Wasserleitungen, Aqua Claudia, Aqua Martia, Anio vecchio und Anio nuovo, von denen zwey noch, auf hohen Bögen, die ganze Gegend durchstreichen und die Nähe Rom's verkündigen. - Aqua Claudia ist im Zusammenhange der Leitungen vielfältig unterbrochen und daher mit die schönste dieser Ruinen; einen einzeln stehen gebliebenen Bogen derselben ersteigen wir ohne Mühe von der Bergseite und lagerten uns hier im Schatten des Gebüsches, auf weichen Rasen, wie in einem schwebenden Gärtchen; die Thiere wurden voraus, in die Locanda des Don Checho, geschickt und die Gegend gezeichnet. -

Anhang.

Wie Fritz Holm Elementar-Botanik lehrt.

Wo ist nun der Anfang der Pflanze? wo der erste Punkt ihrer Entstehung? fragte die schöne Louise wißbegierig.

Non ce male! dachte ich bey mir: die fragt wie ein deutscher Systematiker und wird von ihrem gesprächigen jungen Freund der Antworten die Fülle bekommen. Dieser erwiederte denn auch wohlbedächtig und vorsichtig:

Wer dürfte vorwitzig genug seyn, um solchen Blick in die geheime Werkstatt der Natur zu wagen! In der unendlichen Mannichfaltigkeit der Naturerzeugnisse sehen wir nirgends einen Anfang, nirgends ein Ende, und die ununterbrochene Reihe allmäliger Übergänge breitet ewige Kreise vor unsern Augen aus, deren Umfang und Mittelpunkt überall ist, deren Radien zu suchen wir immer nur von einem Punkte ausgehen, von dem Punkte, auf den uns die Natur, als eines ihrer Geschöpfe, in die Schöpfung gestellt hat, und von dem aus am Ende Jeder nur seinen eigenen Gesichtskreis um sich her ermißt. Je mehr wir beobachten lernen, um so mißtrauischer werden wir gegen unser Beobachtungsvermögen, um so mehr werfen wir ihm Einseitigkeit vor, um so vorsichtiger werden wir, um so sorgfältiger prüfen wir die unleugbaren Thatsachen und halten uns an diese allein. Aus dem Samenkorne, das in dem dunkeln Schooß der Erde, unserm Blick entzogen, sein Geheimniß im Verborgenen entwickelt, geht freylich die Pflanze sichtbar ans Licht hervor; aber sie war schon da, ehe wir sie erkannten, denn sie ist im Samenkorne bereits vorgebildet. Wo kam sie her? wo entstand sie? im Blütenstaube etwa, der dem Samenkorne Entstehung gab? konnte sie darin auch schon vorgebildet seyn? und die Augen der Knolle, die Blattknospen, die Zwiebeln, die Ausläufer, aus denen alle Pflanzen erwachsen, wo erkennt man in ihnen den ersten Entstehungspunkt der Pflanze? Das sind Geheimnisse, deren Schleyer keine sterbliche Hand hebt. Nur das, was schön ist bis zu einem gewissen Grade gebildet und entwickelt ist, vermögen wir zu erkennen, und ihm dann in den äußern Erscheinungen seiner Fortschritte in der Ausbildung und Entwicklung zu folgen. Wie wenig ist das! und doch auch wie viel! Überall erkennen wir, an gebildeten Organismen, was geschieht; überall bleibt uns an ihnen verborgen, wie es geschieht.

So ist z. B. das unscheinbare Samenkorn bereits ein sehr ausgebildeter, lebendiger Organismus. Er ist aus mehreren einzelnen Organen zusammengesetzt, deren ganz bestimmte Thätigkeit wir deutlich erkennen, die nur unter denselben Umständen sich gleich bleibt, unter andern eine andere Richtung nimmt, unter allen aber eine ganz unfehlbare Gesetzmäßigkeit ankündigt, und wie Alles, in dem Leben der Pflanze, eine unübersehbare Mannichfaltigkeit der Mittel, zu Erreichung der einfachen großen Absicht der Natur, dem bewundernden Menschaugen darbietet. Wie diese verschiedenen Organe des Samenkornes aber entstanden sind, das bleibt uns verborgen. Eins derselben ist ein kleines, längliches Körperchen, mit einem schmalern und dem entgegengesetzten dickern Ende, und dies Körperchen zeigt uns zuerst und am auffallendsten die thätige Fortentwicklung des ganzen Organismus, wenn der brütende Schooß der Erde seine Entwicklung durch geheime Kräfte fördert; denn, in welcher Lage auch immer das Samenkorn sich befinden mag, das dickere Ende jenes Körperchens steigt unfehlbar, sich nach und nach immer mehr entwickelnde, aufwärts ans Licht, als Pflanze, das schmalere Ende dringt unfehlbar in die Tiefe und wird

die Wurzel; daß hiebey jemals eine Verwechselung geschehen wäre, davon hat man kein Beyspiel. Dies erste Hervortreten des Pflänzchens und Wurzelchens nennt man das Keimen des Samenkorns. -

Geschieht denn das zugleich? Man sollte doch meinen, die Wurzel müsse erst fertig seyn, ehe die Pflanze aus ihr hervorwachsen könne.

Das ist eine falsche Vorstellung. Wurzel und Pflanze sind ein Ganzes, sind die Pflanze, deren in der Erde verborgenen Theil wir Wurzel nennen. Sie entwickelt sich über und unter der Erde ziemlich gleichmäßig, und sie nimmt unter der Erde, nach dem Verhältnisse der Größe, zu der die Wurzel gelangen soll, in demselben Maaße zu, als dies in ihrer Gestalt über der Erde geschieht. - Sehr große Bäume haben meistens auch große, kleine Kräuter aber kleine Wurzeln; doch ist dies Verhältniß nie so gleichmäßig, wie eine mathematische Progression, und oft haben große Pflanzen unverhältnißmäßig kleine Wurzeln, kleine dagegen sind oft unter der Erde größer, als über derselben. Dies hängt von der besondern Einrichtung jeder einzelnen Pflanzenart ab, in der auch die Gestalt der Wurzel, sowohl als die der übrigen Pflanzen, mehr oder weniger eigenthümlich verschieden ist.

Wie ein Baum einen aufgeregten Stamm in die Höhe, und aus demselben Äste nach allen Seiten hinaus treibt, die sämmtlich aufwärts gerichtet sind, so treibt er einen geraden Wurzelstock, den man die Pfahlwurzel nennt, in die Tiefe, und aus diesem Äste nach allen Seiten hinaus, die sämmtlich abwärts gerichtet sind. Mehreren Baumarten fehlt aber die Pfahlwurzel, so wie es mehrere giebt, die keinen geraden Stamm in die Höhe treiben, sondern gleich von der Erde ab sich in Äste verbreiten; andere Pflanzen dagegen haben keine ausgebreitete, sondern nur eine senkrecht absteigende Wurzel. Aber noch viele andere Gestalten nehmen die Wurzel an; sie kriechen in geringer Tiefe, nach einer oder mehreren Seiten, unter der Erdoberfläche fort; sehen oft gegliedert aus, oder schuppig, bald wie Zapfen, oder Knollen, geblätterte Zwiebeln u.s.w. Was aber Allen gemein ist, von welcher Gestalt sie auch immer seyn mögen, sind die langen feinen Wurzelchen, die der Wurzelstock nach allen Seiten in die Erde treibt, die man Thauwurzeln oder Haarwurzeln nennt, die oft die einzige Wurzel einer Pflanzenart sind, gewiß aber keiner fehlen, so wie es keine giebt, der Laub oder Blätter fehlen. - Die Haarwurzeln sind die unmittelbaren Werkzeuge der Einsaugung roher Säfte, die, zum Theil schon in der Wurzel selbst verändert, aus derselben dem Stamm und allen Theilen der Pflanze zugeführt werden. Diese Einsaugung könnte man sich so einfach denken, wie alles Aufsteigen flüssiger Stoffe in feinen Röhren durch ihre untere Öffnung, etwa wie das Steigen des Wassers in einer Brunnenpumpe, aber so mechanisch einfach zeigt sich uns die Natur nie; überall bietet sie uns unauflösliche Räthsel, überall Geheimnisse, überall müssen wir bewundern, schauen und gläubig anerkennen, was unser Verstand nicht erfaßt und was der Vorstellungsgabe der kühnsten Phantasie entgeht. Die Enden der feinen Haarwurzeln sind nicht offen, sondern geschlossen, sind überdies noch mit einem schwammigen Körperchen, von der Gestalt eines gewölbten Deckels oder eines Mützcens, bedeckt; dennoch ist es, allen übrigen Umständen nach, außer Zweifel, daß es diese äußersten Enden der Haarwurzeln sind, mit denen nur allein die Pflanze die flüssigen, rohen Säfte aus der Erde einsaugt, und daß die Flüssigkeit durch dichte Häute, ohne Öffnungen, auf eine unerklärliche Weise durchdringt. Man würde diese Erscheinung in dem vorliegenden Falle allein vielleicht nicht einmal so anzunehmen gewagt haben, aber sie wiederholt sich noch in andern Fällen bey den Pflanzen und in sehr viel mehreren in der animalischen Organisation. Die Haut sehr vieler Thierarten, und die des Menschen, ist bekanntlich ein sehr thätiges Organ, daß eine sehr große Menge flüssiger Stoffe sowohl einsaugt, als auch aus dem Körper ausführt und seinem Leben dadurch ganz unentbehrlich wird; dennoch zeigt sich keine Spur seiner Öffnungen in der Haut; denn was man Poren nennt, ist bekanntlich ein Irrthum früherer Zeiten. Das allgemein verbreitete

einfache Organ der Pflanzen, das Zellgewebe, zeigt dieselbe Erscheinung sehr auffallend; die einzelnen Räume desselben, oder Zellen, sind durch äußerst dünne, aber durchaus dichte, lückenlose Häutchen gebildet, haben durchaus keinen Zusammenhang mit einander, und dich finden sich Flüssigkeiten in denselben ein, verlassen sie wieder und dringen aus dem einen in die andern. Um dieser unerklärlichen Erscheinung einen Namen zu geben, nennt man sie das organische Durchschwitzen, ein glücklich gewähltes Wort derselben unerklärlichen Erscheinung im Thierreiche, wenn man nur nicht in den sehr gewöhnlichen Irrthum verfällt, wegen des allgemein bekannten Wortes, auch die Sache für eben so bekannt, für erklärt und begreiflich zu halten. - Der im Dunkel verborgene Theil der Pflanze besteht eben sowohl, wie der ans Licht tretende, aus jenen drey einfachen Organen, aus den Spiralgefäßen, die sich jedoch hier nur in viel geringerer Anzahl finden, aus Safröhren und aus Zellgewebe, welches weichere oder härtere Theile bildet, je nachdem es locker oder zusammengedrängter ist. Die Safröhren führen aber nicht bloß rohe Säfte aufwärts, aus der Wurzel in die Höhe der Pflanze, sie führen auch veränderte, unendlich verfeinerte Flüssigkeiten, den Nahrungs- oder Bildungs-Saft der Pflanze, durch welchen sie mit ihrer Wurzel ernährt und ausgebildet wird, zu dieser herab. Wie nun aber die aufsteigende Bewegung des Saftes, nach den Jahreszeiten, periodisch ist, so ist es auch die absteigende und hier zeigt sich wieder eine auffallende Übereinstimmung der Wurzel mit der übrigen Pflanze: Nach dem stärkern Absteigen des Nahrungssaftes tritt für die ausdauernden Pflanzen die Periode ein, wo zwar der Stamm mit seinen Ästen und Zweigen stehen bleibt, aber seine Blätter verliert, die in der Periode des stärkern Aufsteigens der Säfte wiederum durch neue Blätter ersetzt werden; eben so erhält sich der Wurzelstock mit seinen größern Ästen und Zweigen, verliert aber die feinen Haarwürzelchen in jedem Jahre und ersetzt sie wiederum durch neue eben so periodisch, wie dies mit den Blättern geschieht. - Die drey einfachen Organe der Pflanze sind in der Wurzel zum Theil anders zusammengesetzt, als in dem obern Theil des Gewächses, doch findet sich darin kein so unmittelbarer Sprung, daß sich nach der Verschiedenheit der Zusammensetzung der Punkt angeben ließe, wo die Wurzel aufhörte und der Stamm anfinge; es ist dies nach der innern Construction eben so ein allmählicher Übergang, wie in der äußern Gestalt, obgleich sich auch darin Ausnahmen finden.

In dem Stamme fügen und sondern sich jene drey organischen Urformen nach bestimmt erkennbaren Gesetzen und vereinigen sich zu mannichfaltigen und sehr verschiedenen Pflanzentheilen, von denen jeder seine eigene Bestimmung, seine eigenen Verrichtungen hat, die uns schon lange nicht mehr zweifelhaft sind. An dem Stamme der Bäume zeigen sich, wenn er waagerecht durchschnitten ist, um dem weichen Mittelpunkte mehrere, mehr und weniger härtere Schichten, und man könnte meynen, eine Rolle, in der mehrere eng anschließende Rollen, immer eine in die andere eingeschoben, queer durchschnitten zu sehen. Diese Schichten sind nun zwar aufs Innigste mit einander zu einem festen Gesamtkörper verbunden, allein man unterscheidet sie doch meistens sehr deutlich an der Farbe und dem innern Gefüge. Den Mittelpunkt Axe des Baumstammes, nennt man das Mark; was sich zunächst um dasselbe legt, ist das Holz; dieses wird vom Splint, und dieser vom Bast umschlossen, auf den die Rinde folgt, das äußere Kleid des Stammes, oder die Haut des Körpers. An diesem dicken Baumstamme sehr Ihr das alles deutlich; an dem weichen und saftigen Stengel der Staude, den ich hier durchschneide, unterscheidet Ihr die verschiedenen Schichten nicht, und dich sind sie hier so gut vorhanden als dort; aber das Verhältniß der Theile zu einander ist in vielen Pflanzenarten, und in dem verschiedenen Entwicklungsgrade jeder Pflanze so anders, daß sie dadurch oft ganz unkenntlich werden. Bald ist es das Mark, bald das Holz oder eine andere Schicht, die sich unverhältnißmäßig ausgedehnt hat, fast den ganzen Raum des Stammes einnimmt und die übrigen Schichten

auf eine kaum bemerkbare dünne Wand zusammendrängt. Dennoch bleiben alle Organe in ihren Verrichtungen ungestört. - Die äußerste Schicht des Baumstammes besteht aus dem Zellgewebe und setzt sich in dünne Fäden, nach innen, horizontal durch die übrigen Schichten durch, was diese Spiegelfasern giebt, wie man sie nennt, die hier, auf dem Queer-durchschnitt des Stammes, allenthalber von der Rinde nach dem Mittelpunkte zusammenlaufen. Der dünne Überzug der Rinde, der an dem jungen Baumstamme, so wie an jungen Zweigen, grün, und von dem Bau der Blätter ist, wird mit dem zunehmenden Alter der Pflanze hart und mürbe, bekommt allerley andere Farben, stirbt ab und springt stückweise auf. Die eigentliche Rinde ist immer grün in der lebenden Pflanze, und die kleinen Räume ihres Zellgewebes sind immer mit grünen, oder anders gefärbten, eigenthümlichen Säften erfüllt, d. h. mit solchen, die durch die Thätigkeit der Organe bereits auf höchst mannichfaltige Weise verändert und verarbeitet und der Pflanze nutzbar gemacht sind, weshalb man sie auch Bildungssäfte nennt; rohe, unverarbeitete Flüssigkeiten finden sich aber im Zellgewebe der Rinde nie. Ein Hauptweg zur Ernährung und Bildung des Baumes zeigt sich uns daher schon eröffnet durch die Spiegelfasern, die aus der Rinde den ganzen Stamm durchsetzen und ihm mit dem Zellgewebe der Rinde die eigenthümlichen Säfte überall zuführen. Zweymal im Jahre aber wird der regelmäßige Gang dieser Verrichtung unterbrochen, um die Zeit der Frühlingsnacht-gleiche und nach dem Sommerstillstand der Sonne nämlich, wo der Bildungssaft so thätig wird und so stark anfließt und austritt, daß er sich zwischen Rinde und Holz des Baumes, genauer genommen zwischen Bast und Splint ergießt und ansammelt, wodurch der enge Zusammenhang dieser beyden Schichten für kurze Zeit aufhört, was bey der Behandlung vieler Pflanzen, wie wir später sehen werden, ein sehr wichtiger Umstand ist.

Durch die Rinde steigt nie der rohe Saft aus der Wurzel aufwärts in die Pflanze; dies geschieht aber in der Schicht, die unmittelbar unter ihr liegt, in dem Bast, der hauptsächlich Safröhren enthält. Diese Röhren liegen gewöhnlich nicht geradlinicht und parallel neben und auf einander, sondern ganze Bündel derselben biegen sich aus einander, drängen sich wieder zusammen, geben dadurch dem Baste ein netzförmiges Ansehn, und lassen in den Lücken des gedrängten Zellgewebe der Rinde in jenen horizontalen und strahlenförmigen Fortsätzen durch. Diese feinen Röhren lassen sich nicht von der ganzen Länge des Baumstammes denken; vielmehr findet man, bey der Untersuchung derselben, überall Enden oder Anfänge derselben, völlig geschlossen, ohne Öffnung, die sich an die Nachbarn dicht anlegen und folglich bey ihrer fortgesetzten Verrichtung wiederum die Erscheinung des organischen Durchschwitzens zeigen. Wie man aus vielfältigen Versuchen und Beobachtungen weiß, sind diese Saft- oder Baströhren die eigentlichen Werkzeuge des Aufsteigens der rohen Säfte; aber sie thun mehr als das, in ihnen verwandelt sich zugleich diese Flüssigkeit, während des langsamen Aufsteigens, zu dem eigentlichen Bildungssaft, und der Bast, der weder aus der Rinde noch aus dem Holze entsteht, ernährt, vermehrt und bildet sich aus der rohen Flüssigkeit, die in ihm aufsteigt, wenn sich diese vorher in ihm zum Bildungssaft verändert hat. Dieser Bildungssaft wird nur zum Theil zur Erzeugung der nächsten Theile verwendet; großen Theils fließt er aber auch in den Baströhren abwärts, bis in die Wurzeln, deren Wachsthum und Bildung nach unten er mächtig befördert. Daraus sieht man nun, daß der Bast die Quelle alles Wachsthum ist. - In einem andern Sinne höchst wichtig ist eine andere Eigenschaft des Bastes, und das ist die außerordentliche Dauer dieser feinen Röhrchen, noch nach dem Absterben der Pflanze, indem sie, in Kunstprodukte verwandelt, der Zerstörung durch Jahrhunderte widerstehen. Ich schneide den Stengel dieser Flachsstaude durch; hier unter der grünen Rinde, liegt die dünne Bastschicht im Kreise herum, wie sich durch diese Lupe deutlich erkennen läßt; ich ziehe aber die Rinde ab und löse einige Fäden des entblößten Bastes aus demselben; diese zählen, starken,

kaum zerreibaren Fäden sind die Safröhren der Pflanze, aus diesen feinen Röhrchen ist die Leinwand gewebt, die ihr trägt, sind die künstlichen Spitzen geknüpft, ist sogar, nachdem die Leinwand zu schlechten Lumpen vertragen worden, aus denselben das Papier gemacht worden, das ich vor mir habe und die Blätter jedes Buches. Besinnt Euch auf die Herkunft Eures Schnupftuches und ruft staunend mit dem größten Dichter aus: „Zum Bewundern bin ich da!“

Unmittelbar unter dem Baste liegt der Splint, dessen Bau, wie der des eigentlichen Holzes, aus allen drey einfachen Organen oder Urformen zusammen-gesetzt ist; er ist daher auch Holz, obgleich er sich von demselben durch weiße Farbe und weichere Substanz hinlänglich unterscheidet, wie sich auch an diesem Stamme deutlich unterscheiden läßt; aber er ist junges und unreifes Holz; nimmt von der Seite des Bastes immer mehr zu, nimmt aber wiederum von der Seite des Holzes alljährlich ab, d. h., wird von dieser Seite immer mehr reif, immer mehr Holz. - Der Splint enthält in seinen Safröhren und seinem lockern Zellgewebe die aus der Wurzel aufsteigenden rohen Flüssigkeiten, erzeugt einigen, wenn gleich wenigen Bildungssaft, und sich selbst durch diesen selbsterzeugten sowohl, als noch weit mehr durch den, der in den Spiegelfasern aus der Rinde, durch den Bast hindurch, zu ihm gelangt. Er würde daher nichts als Bast seyn, wenn ihn nicht die höhere Thätigkeit seiner Schraubengänge oder Spiralgefäe fähig machte, Holz zu werden.

Splint wird nach und nach Holz. Der Bildungssaft nämlich, indem er in ruhiger Bewegung sich nach allen Seiten ausbreitet und zur Reife kommt, setzt sich theilweise in Niederschlägen ab, die die Safröhren verdichten, das Zellgewebe zusammendrängen, die Verwachsung der Schraubengänge bewirken, dem Quergefüge der Spiegelfasern mehr Festigkeit geben und dergestalt die Kraft des Widerstandes, in den innersten Theilen des Splintes, bis zu der Dichtigkeit vermehren, die das übrige Holz hat. - Dieser Vorgang der Verholzung kann nicht während der Perioden des raschen Aufsteigens der rohen Flüssigkeit und des Ergusses des Bildungssaftes zwischen Bast und Splint erfolgen, da zu diesen Zeiten die Pflanze mit einem Überschuß von Säften versorgt wird, den sie nicht gleich anwenden kann, sondern nachher erst, im Spätsommer, wo zur Bildung und Verarbeitung dieser Überflusses jene ruhigere Bewegung der Säfte nach allen Seiten eintritt. Diese periodische Abwechslung, in dem Bildungsgeschäft der Pflanze, ist auch in ganz entsprechenden Absätzen ihrer innern Construction deutlich zu erkennen, indem die beyden Perioden, dem Holz gewordenen Splinte des Jahres, verschiedene Färbung und Dichtigkeit geben, wie Ihr an diesem durchschnittenen Baumstamme seht: Alles was hier in der Mitte, von dem kaum mehr sichtbaren Splint, zu sehen ist, ist dichtes, festes Holz, ist aber doch wie aus lauter dicht in einander passenden concentrischen Ringen zusammengesetzt; jeder dieser Ringe, oder jede dieser Holzschichten ist, nach der Mitte des Stammes zu, blaß, weißlich, weich, nach der äußern Rinde zu gefärbter, bräunlich, härter und sehr hart; jede solcher Schichten ist durch jene zwey Perioden in einem Jahre Holz geworden, und man nennt sie daher in der Forstsprache Jahrringe. Es giebt hie und da Ausnahmen, die wiederum an sich sehr merkwürdig sind. Die Stengel der Kräuter können kein Holz und keinen Splint haben, weil sie nur einen Sommer lang existiren; was aber mehrere Jahre dauert, hat Holz und Splint wie dieser Baum, wenn auch nicht immer so deutlich erkennbar. - Wenn nun in der Dichtigkeit und Härte des Holzes die so verwachsenen und verhärteten Pflanzenorgane ihre Thätigkeit und Wirksamkeit verlieren, so stirbt darum der Baum noch nicht ab. Auch das festeste Holz, so lange es auf dem Stamme steht, lebt noch, und wenn gleich die Schraubengänge gänzlich verholzt sind, so steigen doch immer noch neue Safröhren und Schraubengänge auf, die das Wachsthum erhalten. Ist noch Mark in der Mitte des Zweiges oder Stammes, so behalte die ihm zunächst gelegenen Schraubengänge ihre ursprüngliche Bildung; darum zeigt sich in machen schon ältern Zweigen noch ein grüner

Ring um das Mark her. So wie nach und nach das Mark ausgezehrt wird und verschwindet, so hört freylich das ursprüngliche Leben der nächsten Schraubengänge auf; sie verholzen sich, gleich den andern, bis endlich von dem Mittelpunkte aus Risse im Holze entstehen, die Beweise des anfangenden Absterbens sind, oder bis das Holz mürbe wird und dergestalt in Erde zerfällt, wie wir es zuweilen in hohlen Weiden und Ulmen finden. Diese aber wachsen und blühen nach wie vor, weil im Umkreise des abgestorbenen Holzes noch immer, wo nicht Splint, doch einiger Bast übrig bleibt, dessen Röhren die Säfte aufwärts leiten.

Das Mark in der Mitte, in der Axe des Stammes, besteht bloß aus Zellgewebe, gleich der Rinde des Baumes, wenn gleich anders gestaltet. Der noch junge Baum oder Zweig hat ein saftiges, grünlich gefärbtes, aus kleinen Zellen bestehendes Mark; aber bey mehrerem Wachsthum wird dies Zellgewebe locker, saftleer, weißlich oder auch bräunlich, und macht bey großen Bäumen endlich gar dem Holz Platz und verschwindet ganz. Die Verrichtung und Bestimmung des Markes scheint demnach, in der Jugend des Gewächses, die des Zellgewebes überhaupt zu seyn: es nimmt die rohen Säfte auf, verarbeitet und veredelt sie. Dieser Zweck hört aber bey fernerm Wachsthum auf, wo die übrigen Organe sich immer mehr bilden, das gedrängte Zellgewebe, das sie umgiebt, ihre Säfte thätig aufnimmt und verarbeitet, da sie langsamer aufsteigen, und der Bildungssaft immer wirksamer in jener allseitigen, ruhigen Bewegung wird. Je mehr also das Mark zum Nutzen und zur Ausbildung der Pflanze unnöthiger wird, um so unthätiger wird es auch, und um so mehr verliert es sich, bis es, noch lange vor der höchsten Entwicklungsstufe des Gewächses, und seinem völligen Wachsthum, gänzlich verschwindet.

Was von dem Stamme gilt, das gilt auch von seinen Ästen und Zweigen, denn der Ast ist als ein jüngerer Baum, der kleinste Zweig als ein ganz junges Bäumchen, seiner Construction nach, anzusehen, und der auffallendste Unterschied ist nur der, daß der Stamm aus der Erde, der Ast aber aus dem Stamme, und aus jenem der Zweig wächst. Daß sich der Stamm so zertheilt, wie etwa die Adern im thierischen Körper, Flüssigkeiten, die sich auf unebener Fläche ergießen und vielfach zertheilen und dergl., ist nur scheinbar; der Stamm jeder Pflanze an sich, ist immer einfach, unzertheilt, aber er setzt nach mehreren oder allen Seiten Knospen an, die der Samen oder die Wurzel seiner Äste oder Zweige zu werden scheinen, es auch nach ihren Resultaten wirklich sind, nur nicht so nach ihrer Natur und Einrichtung.

Einem entschiedenen Gesetze der Pflanzenbildung zufolge, daß nämlich Ausdehnung und Zusammenziehung mit einander unfehlbar abwechseln, der Entfaltung Zusammendrängung vorangehen muß, bildet sich am Stamme oder Zweige die Knospe, aus der entweder die Blüthe hervorgeht, oder ein neuer Zweig. Die einfachen Organe nämlich, die sich im Stamme nach allen Seiten ausbreiten, erleiden hie und da, an einzelnen Stellen, einen Reiz, einen unbekannten Einfluß, der sie zwingt, sich enger auf einen Punkt zusammen zu drängen, sich in einem engen Raume zu versammeln, in einander zu verschmelzen, wodurch sie, bey dennoch fortgesetzter Thätigkeit, ein eigener Organismus werden, der dem Mutterstamme ähnlich, aber durch Zusammendrängung elastisch-höher bekräftigt, den Ausweg sucht, durch die Rinde ans Licht und an die atmosphärische Luft dringt, neue bildende Reize von diesen erhält, von dem Bildungssaft des Stammes kräftig genährt, sich erst als geschlossene Knospe in zusammengefalteten Blättern oder Blüthentheilen in sich entwickelt, und sodann in freudiger Jugend ans Licht tritt und von der brütenden Sonne und den lauen Lüften des Frühlings zu seiner Bestimmung erzogen wird.

Unübersehbar vielfältig ist alle Bildung der Natur; in den Blüthen und Früchten fällt sie mehr ins Auge, aber in den Knospen ist sie es nicht minder. So verschieden die Gestalt der Blätter und der Blüthen jeder Pflanzenart besonders eigen ist, so ist es auch die bewun-

dernswürdige Zusammenfaltung der ersten Blatt- oder Blüthen-Anfänge, die eigene Bedeckung derselben an der Knospe, und deren äußere Gestalt. Hier liegen zwanzig oder dreißig Pflanzen mit verschiedenen Blüthen vor Euch; jede hat auch Knospen; öffnet diese Knospen vorsichtig; enthüllt mit leise berührender Nadel die äußern Hüllen, dann die innern Blüthentheile und zart über einander gefalteten Blättchen, betrachtet ihre Lage genau, vergleicht die eine mit den andern, vergleicht jede Knospe mit der Blüthe, zu der Licht und Wärme sie bilden soll, sucht in einen Gedanken zu fassen, was hier im engen Raum und in tiefer Verborgenheit webte und bildete, daß dies Alles nur verschiedene Gestaltungen jener drey einfachen Organe sind, und bewundert das Gotteswerk, so gut Ihr könnt - es bleibt Euch immer noch Größeres, immer noch Bewundernswürdigeres übrig.

Das Blatt ist in der Knospe gewöhnlich mit mehreren andern vollständig da; aber so überaus zart und klein zusammengefaltet, wie Ihr seht, ist es kaum unbeschädigt auszubreiten, viel weniger genau in seinen einzelnen Theilen kennen zu lernen. So ausgebildet in der Knospe liegt es stiller verborgen den ganzen Winter hindurch, an manchen Pflanzen mehrere Jahre lang, harrend der Zeit, die es aus dem Bette ruft, hervorzugehen in den Glanz der blebenden Sonne, seinen wichtigen, bedeutungsvollen Beruf im Leben des Mutterstammes zu erfüllen. - Ihr seht an diesem Zweige des Tulpenbaumes kein Blatt, das nicht an dem Ausgangspunkte seines Blattstiels zugleich eine Knospe hätte; um diese platte Knospe zu öffnen, trenne ich nur, an ihrem äußern Rande, die zwey dünnen, grünen, eyförmigen Blätter, aus denen sie besteht, und finde - abermals eine Knospe und ein Blatt darin. Das vollkommen ausgebildete, vierspitzige Blatt, der Länge nach doppelt zusammengeschlagen, legt sich, an seinem langen Blattstiele, im Bogen über die eyrunde Knospe, und beyden lagen so zusammengeschichtet in der so eben geöffneten Hülle. Ich öffne diese kleine innere Knospe, und finde wieder ein Blatt und eine Knospe, in dieser wieder Blatt und Knospe und viel kleiner, um so fort die Hoffnung mehrerer Jahre, ein in die andere eingebettet, bis die Knospe so klein wird, daß die subtilsten Werkzeuge, sie zu enthüllen, zu plump und unbrauchbar sind. Nur eine oder zwey dieser Knospen entwickeln sich in einem Jahre; die übrigen fahren sehr langsam in ihrer Bildung fort und erwarten spätere Jahre, indessen sich in ihrem Schooße immer neue Blätter und Knospen, zu noch späterer Enthüllung bilden.

Merkwürdiger und wunderbarer als dieß Alles, ist die Construction des Blattes. Dies Blatt, wie Ihr es da seht, besteht aus den drey einfachen Organen der Pflanze, die im Stamme aufrecht neben einander, oder kreisförmig gestellt, fortlaufen, in dem Blattstiele eng zusammengedrängt sind, und in dem Blatte sich in einer Fläche neben einander ausbreiten. Die Safröhren und Schraubengänge, in Bündeln vereinigt, verbreiten sich, von dem Blattstiele aus, nach allen Seiten, wie Ihr an diesem Blatte seht, wo sie die Nerven und Venen ausmachen. Der eigentliche Körper des Blattes, das Fleisch, ist Zellgewebe. Das Zellgewebe bildet aber hier den lockern Körper des Blattes und das äußerst zarte Oberhäutchen desselben, das sowohl das Fleisch, als auch das starke, auf der untern Blattfläche heraustretende Geäder des Blattes bekleidet. Die Bündel von den Safröhren und Schraubengängen heißen Nerven, wo sie stammartig aus dem Blattstiele unmittelbar auslaufen, Venen aber, wo sie zweigartig von den Nerven ausgehen, diese und jene sich unter einander verzweigen und sich verbreiten.

Ich bedaure, daß uns nicht ein besseres Vergrößerungsglas zur Hand ist, als das kleine Mikroskop, das ich auf Reisen bey mir habe; Ihr seht jetzt nur mangelhaft, und nur zum Theil mit eigenen Augen, doch will ich mit dem Bleystifte nachhelfen, so gut es geht. Ich habe hier ein durchgeschnittenes Blatt unters Glas gestellt, so daß Ihr die Dicke des Blattes seht; da unterscheidet Ihr schon eine wesentliche Verschiedenheit im Bau des Zellgewebes; das Zellgewebe der obern Blattfläche ist mehr lang gestreckt und senkrecht gestellt,

das der untern ist mehr in die Breite gezogen, beyde aber sehr aber sehr verschieden von dem mittlern, saftreichem Parenchym, dem Fleisch des Blattes. Überaus fein und zierlich ist das zarte Oberhäutchen geädert, daß eine besondere organische Thätigkeit mittelst seiner Spaltöffnungen ausübt, die sich meist nur auf der untern Blattfläche finden; diese länglichen, nach den Enden zugespitzten Öffnungen, deren bey manchen Pflanzen gegen Hundert auf einen Zoll gehen, und die bloß in dem zarten Oberhäutchen sitzen, erweitern und verengen, öffnen und verschließen sich, wie es ihre organische Verrichtung nach den äußern Umständen erfordert; denn sie sind bestimmt, wie es wahrscheinlich ist, Dünste und Flüssigkeiten einzusaugen und auszuführen. Dieses Öffnen und Schließen der kleinen Spalten setzt aber eine große organische Thätigkeit des zarten Häutchens und Vorrichtungen in demselben voraus, die unsre Bewunderung noch höher steigern, als Alles, was wir bisher beobachteten; und wirklich hat man Ränder, Queerfalten an den spitzen Enden dieser Spalten u.s.w. entdeckt, die solche mechanische Vorrichtungen zu jenem Zwecke sind, nicht unähnlich den Muskeln und ihrer Verrichtung in thierischen Körpern.

An den Blättern der meisten Pflanzen, die hier vor uns liegen, bemerkt Ihr auf der untern Fläche, auf den Nerven und Adern und am Umfange des Randes feine Härchen, die sich auch an vielen andern Theilen der Pflanzen finden. Betrachtet diese Härchen stark vergrößert, so seht Ihr sie sehr verschieden gestaltet: einfache Röhren, kegelförmige oder walzenförmige, von den zartesten Wänden umgeben, gegliedert, mit Scheidewänden versehen, an den Spitzen becherförmig erweitert, gabelförmig gespalten, mit Nebenhärchen versehen, stark und steif wie Borsten, dicht und weich wie Wolle, dicht, krumm und verworren wie Filz u.s.w. Diese feinen Röhrchen verrichten einen ähnlichen Dienst wie die Spaltöffnungen, das Ausdünsten und Einsaugen nämlich, und werden da häufiger gefunden, wo diese seltner sind. - Die kleinen leuchtenden Punkte, erhabene Knöpfchen an den Blättern, nennt man Drüsen; sie sind kleine Theile des Zellgewebes, in denen sich ölige Substanzen angehäuft haben, die es klar und durchsichtig machen. - Die Dornen, die man an gewissen Bäumen und Sträuchern sieht, sind dürre Fortsätze des Holzes; die Stacheln hingegen verhärtete Auswüchse der Oberhaut und Rinde, deren Nutzen und Bedeutung für die Pflanzen ich nicht anzugeben weiß.

Die wichtige Verrichtung der Blätter, zur Ausbildung und Erhaltung der ganzen Pflanze, werdet Ihr zum Theil schon aus dem Bisherigen ersehen, und das ist das Einsaugen und Ausdünsten luftförmiger Stoffe. Die Blätter sind die Athemwerkzeuge der Gewächse, denn gleich den Kiemen und Lungen der Thiere, nehmen sie Luftstoffe auf und hauchen Luftstoffe aus; dadurch aber wird die Lebensthätigkeit der Pflanze erhalten und die Erzeugung der eigenthümlichen Säfte möglich. Luftarten und tropfbare Flüssigkeiten, aus der Luft eingeathmet und eingesogen, werden in dem Zellgewebe verweilend verarbeitet, in den Safröhren verarbeitend fortgeleitet, in den Schraubengängen vollends verflüchtigt, veredelt und unmittelbar angewendet zu Vollendung des Bildungssaftes, der sich aus den Blättern in die Rinde der Zweige, der Äste und des Stammes bis in die Wurzel ergießt. Die untere Fläche des Blattes ist gewöhnlich thätiger als die obere, bey diesem Geschäft des Athmens, denn ihre Werkzeuge, die Spaltöffnungen und Haare, finden sich mehr und häufiger, oft nur allein auf der Unterseite. Die Verrichtung der Einfachen Organe in dem Blatte würde aber nicht vor sich gehen, wenn die Organe nicht dazu angereizt würden; der mächtige Reiz, der sie zu jener Thätigkeit erweckt, und in derselben rege erhält, ist das Licht, ohne welches es keine Organisation der Pflanze gäbe. Nun haben wir doch vorhin, an dem durchschnittenen Blatte gesehen, daß das Zellgewebe nach der Oberfläche zu anders gestaltet ist, als nach der Unterseite und in der Mitte, daß die Zellen dort mehr lang gestreckt und senkrecht liegen; diese Einrichtung muß der Einwirkung des Lichtes günstig seyn, denn die Oberfläche des Blattes, die dem Lichte zugewendet ist, empfängt den Reiz

desselben zunächst und entwickelt, bey Mitwirkung der Schraubengänge in den Blattadern, eigenthümliche Luftarten, die zum Theil ausgehaucht, zum Theil aber auch für die Pflanze verwendet werden, deren Bildungssaft ohne dieselben nicht zur Vollkommenheit gelangen könnte. - Wie also die untere Seite der Blätter vorzüglich zur Aufnahme und Ausscheidung tropfbarer Luftstoffe und Dünste, so scheint die obere Fläche zu Entwicklung und Aushauchung elastischer Luftstoffe bestimmt zu seyn.

Ich spreche von diesen wunderbaren Dingen mit so dürren Worten zu Euch, nicht daß Ihr, was ich davon sage, als unfehlbar wirklich glauben möget, sondern Euch den Weg eigener Anschauung und eigenen Forschens abzukürzen durch Nachricht von den Anschauungen und Forschungen der größten Pflanzen- und Naturfreunde und der scharfsinnigen Forscher. Beobachtet künftig selbst, vergleicht Eure Beobachtungen mit dem, was Naturforscher dabey dachten, fragt nur nach dem Was, nie nach dem Wie, und Ihr werdet an der unerschöpflichsten Quelle erhebender Freude stehen. - Auch sind dazu die künstlichen Mittel der besten Geräthschaften nicht so unumgänglich nothwendig, als man glauben könnte. Ein unbefangener, ruhiger Sinn, ein geübtes Auge und reger Beobachtungsgeist sind die nothwendigen Werkzeuge; sehet Euch um, achtet nichts Eurer Aufmerksamkeit zu gering und urtheilt selbst - so wird Euch, um bey den Blättern der Pflanze zu bleiben, die unendliche Mannichfaltigkeit der Formen nicht entgehen. Fragt nicht nach dem Wie, nicht nach dem Warum, denn das wird kein Sterblicher je beantworten können; hütet Euch aber dagegen, dies Unerklärliche mit Gleichgültigkeit an die Seite gestellt seyn zu lassen; betrachtet vielmehr die Form der Blätter genau, prägt sie Eurem Gedächtnisse so fest wie möglich ein, denn auf ihr beruht in der Folge Eure besondere Pflanzenkenntniß ganz hauptsächlich, da meistens die Form der Blätter die sicherste Unterscheidung der Pflanzenart ist. - Ihr sehet eine große Anzahl Pflanzen periodisch das Laub wechseln, die Blätter im Herbst verlieren, die Knospen den ganzen Winter hindurch zurückhalten und erst im Frühlinge neue Blätter aus denselben hervortreiben; während andere ihr Laub auch im Winter behalten und es durch alle Jahreszeiten nach und nach unbemerkt wechseln. Ihr sehet an vielen Pflanzen, daß ihre Blätter zu Nacht, oder an bestimmten Stunden des Tages, eine andere Stellung annehmen, als sie gewöhnlich haben, was man sehr uneigentlich den Pflanzenschlaf nennt, während an den meisten andern Pflanzen diese Erscheinung nicht zu bemerken ist. Fragt nicht nach dem Wie und Warum! Der gelehrteste Naturforscher wird von diesem Gesetz periodischer Abwechslung in der Natur Euch nichts anderes sagen können, als daß es in gewissen Fällen herrscht, in andern aber schweigt, und das sieht eben auch Jeder, der Augen hat.

Hier ward unser Freund unterbrochen, durch die Neugierde seiner aufmerksamen Zuhö-
rerin, die seit einer Weile schon weder aufmerksam gewesen war, noch zugehört hatte; sie betrachtete ein Blatt mit rostfarbenen geschlängelten Äderchen, wie sie es nannte, und fragte jetzt: warum dieses Organ des Blattes noch immer nicht zur Sprache käme? Holm belehrte sie, daß dies nicht ein Theil des Blattes, daß es eine Verletzung desselben sey, nämlich der ausgehöhlte Gang einer Laubmotte, eines sehr kleinen Räupchens, das sich zwischen den beyden Oberhäutchen des Blattes in das Parenchym einfräße, sich davon nährte, sich in einer äußerst künstliche Scheide aus dem Blatthäutchen einspinne, verwandle und endlich, als ein sehr kleiner, überaus schöner Schmetterling, daraus hervorgehe. Es ist nicht möglich, davon zu hören, ohne nicht auf nähere Auskunft zu dringen; die gab denn auch unser Gefährte mit einer Ausführlichkeit und Wärme des Vortrags, die ihn tief in die Haushaltung der Insekten einzugehen verleitete; doch kehrte er zu den Pflanzen zurück, und es zeigte sich, daß diese Abschweifung selbst, die Betrachtung der Laubmotte, nicht wenig zur genauern Kenntniß von der Construction des Blattes beygetragen hatte.

Es giebt Blätter an der Pflanze, fuhr er fort, die ungleich zarter und feiner construiert sind, als die wir bisher betrachteten, und das sind die oft sehr schön gefärbten Blumenblätter. Auch das Blumenblatt ist, mit einiger Abänderung, wie das grüne Blatt gebaut; es enthält zwischen dem Oberhäutchen beyder Flächen ein Parenchym von Zellgewebe, und in diesem ein Geäder von Schraubengängen. Aber hier liegen die verzweigten Schraubengänge einzeln da, nicht in ganzen Bündeln, wie die Nerven und Venen des grünen Blattes; Alles ist hier ungleich zarter und feiner; so das Oberhäutchen der innern Blattfläche, eine überaus feine Membran, die lauter Hügelchen oder Wäzchen zu überkleiden scheint, welche ein sehr zartes, lockers Zellgewebe sind, das den färbenden Stoff enthält. Streift man das Oberhäutchen mit diesem Zellgewebe und Färbestoff ab, was äußerst vorsichtig geschehen muß, so bleibt die untere, an der äußern Oberhaut liegende, etwas festere Schicht von Zellgewebe übrig, in welcher die einfachen Schraubengänge gegen den Rand des Blumenblattes auslaufen. Safrtröhren finden sich nur in dem untern Theile der Blume, wo die Schraubengänge noch in Bündeln vereinigt sind, ehe sie sich einzeln vertheilen. - Den wichtigsten Unterschied macht der Umstand, daß das gefärbte Blumenblatt keine Spaltöffnungen, wie das grüne Blatt, in seiner Oberhaut hat, es also, im Ganzen seiner Function, der Oberfläche des grünen Blattes nahe kommen muß, wiewohl, seiner ungleich zarteren Beschaffenheit nach, auch ungleich feiner und veredelter. Die Vereinzelung und zarte Zerstückelung der Schraubengänge in der Blüthe kündigt die Entwicklung der feinsten Bestandtheile der Pflanze durch das Licht an, das schon auf das grüne Blatt, mittelst der obern Fläche desselben, den entschiedensten Einfluß hat. Der Mangel an Spaltöffnungen beweiset, daß Aufnahme roher Luftstoffe, und Ausdünstung wässriger Dämpfe nicht mehr zu den Verrichtungen der Blüthe gehören, sondern daß die Vervollkommenung der Bestandtheile und ihre Umwandlung in feinere und flüchtigere Elemente der Zweck der Natur bey Bildung der Blüthe ist. - Es ist schwer, einen Begriff von der äußerst subtilen Verfeinerung der Stoffe zu geben; doch scheint sie mir durch sinnliche Eindrücke anschaulich zu werden. Eine bekannte Erscheinung, bey der Ausdünstung der Blumen, ist der Geruch; wie er entsteht, ist schwer zu sagen; alle Körper riechen, wenn sie aufgelöst werden, d. h. wenn der ausdehnbarste Stoff in der Natur, der Wasserstoff, in ihnen zur Entwicklung kommt; dieser Stoff muß also da vorherrschend seyn, wo auch ohne Auflösung Geruch statt findet. Der Wasserstoff verbindet sich dem Kohlenstoff und bildet dadurch das ätherische Öl, welches sich bekanntlich durch Destillation aus den Blumen ziehen läßt, und den Wohlgeruch derselben enthält. Dem sey jedoch wie ihm wolle, der Blumenduft unterscheidet sich wesentlich von dem jeder andern Ausdünstung, selbst von dem der wohlriechenden grünen Blätter, die meistens erst gerieben, also mehr oder weniger aufgelöst werden müssen, um zu riechen; vergleicht nur den Eindruck, den der Blumengeruch auf Euch macht, mit dem jedes andern Geruches, und macht Euch die Verfeinerung der Stoffe ihrer Ausdünstungen, durch den Vergleich mit andern, anschaulich, so gut es Euch gelingen will; der sinnliche Eindruck verbunden mit der Idee von Verfeinerung, Veredlung, Vergeistigung der Stoffe, wird Euch eine innere Anschauung geben, die auf jeden Fall bezeichnender und charakteristischer ist, als alle Erklärungen und Beschreibungen, die doch keinen Begriff von dem Unbegreiflichen geben können. - So ist es mit den Farben der Blumen, die das Licht durch mannichfaltige Einwirkungen hervorbringt. Auch in den Farben findet Ihr Unterschiede, die Euch die Gegenstände gröber, niedriger, feiner oder veredelter darstellen, wenn Ihr z. B. das fahle Weiß oder Gelbliche der innern oder unterirdischen Pflanzentheile, die dem Licht entzogen sind, mit den grünen Blättern, und diese wiederum mit den ungleich zarteren Farben der Blumen vergleicht: Wir wissen, daß die Lichtstrahlen sich in durchsichtigen Körpern so verschieden brechen, als diese verschieden in ihrem Bau und der Zusammensetzung ihrer innersten Theile sind, und daß die Brechung

der Lichtstrahlen die Farben hervorbringt; es muß also hier die Construction, der Bau des Zellgewebes zur Hervorbringung der Farben solcher Verfeinerung und Veredlung fähig seyn, wie zu Hervorbringung der Gerüche die Stoffe der Ausdünstung, das läßt sich annehmen. Eine ausführliche Erklärung der Verwandtschaft der Farben, der Brechung der Lichtstrahlen unter diesen oder jenen Umständen, wird Euch aber die Sache um nichts begreiflicher machen; durch den Sinn des Gesichts habt Ihr eine Anschauung der Farben, die verständlicher zu Euch spricht, als die scharfsinnigsten Combinationen des Verstandes; freut Euch ihrer Pracht und Harmonie und laßt der Natur ihr Geheimniß; so macht es auch wirklich der Botaniker, dem Farben und Gerüche keine bezeichnenden Eigenschaften der Pflanzen sind. - Noch eine eigene Art sehr verschiedener Stoffe giebt es in den Blumen vieler, ja der meisten Pflanzen, die wir nicht ohne einen dritten Sinn erkennen würden, nämlich den des Geschmacks; der Nektar ist es, oder Honig, der in ganz eigenen Blüthentheilen bereitet wird, die man daher Nektarien nennt. Diese Werkzeuge zu Hervorbringung der süßen Flüssigkeit sind so überaus mannichfaltig gestaltet, wie es die Gestalt der Blumen selbst ist; hier, in dieser Blume, ist es ein wunderlicher Höcker; hier sind es kleine Drüsen auf dem Fruchtboden; hier ein drüsiger Ring, der den Fruchtboden umgiebt; hier treufelt der Nektar in besondern Rinnen der Blumenblätter herab; hier häuft er sich unter eigenen Schuppen an; hier ist das Nektarium gar eine lange Verlängerung der Blume, die einem Sporn ähnlich ist; hätte ich mehrere Blumen zur Hand, so würdet Ihr noch anders gestaltete Nektarien kennen lernen. - Man hat nun zwar oft gefragt: wozu der Nektar in der Ausbildung der Pflanze diene? und man antwortete darauf, er sey ein vorbereiteter feiner Stoff, der in den Befruchtungswerkzeugen der Blume wiederum aufs Höchste verfeinert und veredelt werde. So gute Gründe es für diese Erklärung giebt, so finde ich doch nicht, daß sie und jede andere Erklärung etwas klar mache. Es sind nur Worte für unerklärliche Erscheinungen; es giebt ja Blüthen ohne Nektarien; also sind jene Werkzeuge zu jenem Zwecke nicht unentbehrlich; eben so gut könnte man ja auch erklären wollen: warum diese und jene Blume ihre und keine andere Farbe, ihren und keinen andern Geruch habe? Warum die Rose so viele, die Lilie nur sechs, die Eichenblüthe gar keine Blumenblätter habe? warum überhaupt die Blumen, warum die Pflanzen gar da seyen? - Höchst bewundernswürdig sind an den Nektarien mancherley Einrichtungen, Haare, Klappen u.s.w., die sie gegen Regen, Winde und andere zerstörende Zufälligkeiten schützen; aber was wäre denn nicht bewundernswürdig an den Erzeugnissen der Natur! Nur freylich bewundert der Besonnene anders als der Gedankenlose.

Es ist in dieser Hinsicht nichts gewöhnlicher, als zu hören, daß die Zweckmäßigkeit der Natur bewundert wird, und das scheint mir überaus klein von der Natur und ihrem Schöpfer gedacht zu seyn. Was sind die Zwecke der Natur? Doch nicht die kleinen Rücksichten, die sich in kleinem Sinne an gesuchten Einzelheiten des unendlich Großen nehmen lassen? An dem künstlichen Menschenwerk läßt sich die Zweckmäßigkeit in den einzelnen Theilen bewundern, und die Zweckmäßigkeit des Ganzen erkennen; dem Menschen kann der Mensch nachfühlen, nachdenken. Die Natur ist uns Vollendung, Vollkommenheit in jedem Sinne; erhaben über alle Grubeley des Menschenwitzes; wer mag ihre Bestimmung, wer die Gründe ihres Daseyns untersuchen wollen? Und kann ich an der kleinsten Einzelheit des Naturerzeugnisses nicht erforschen, warum es sich so und nicht anderes darstellt, wie will ich hier einzelne Zwecke und die Mittel, sie zu erreichen, im ärmlichen Maaßstabe des Menschenwitzes auffinden wollen! Du kannst die Natur belauschen, Du kannst mit geschärften Sinnen beobachten was vorgeht, wie sich eins aus dem andern entwickelt, wie diese Erscheinung jene andere nach sich zieht u.s.w., aber die Absichten der Natur! ihre Zwecke! Du Kurzsichtiger! kennst Du Dich selbst? - Wenn Dein Haus Dich gegen Kälte, Hitze, Wind und Regen schützt, wenn es bequem eingerichtet ist, dann magst Du mit Recht

die Zweckmäßigkeit Deines Werkes preisen. Wenn Du aber schon der Spinne, im Winkel Deines Hauses, nicht zutraust, daß sie die Zweckmäßigkeit desselben erkenne, wie magst Du selbst die Zwecke des Unendlichen und Ewigen erkennen wollen? wie magst Du ihr nur überhaupt Zwecke zuschreiben wollen im Sinne Deiner menschlichen, also beschränkten, Denkweise? - Du betrachtest jene Spinne, wie sie ihr Netz baut und Fliegen fängt; wirst Du die Zweckmäßigkeit der Natur bewundern, die der Spinne, damit sie sich ernähre, solchen Kunsttrieb gab? und warum gerade diesen? - Aber die *Dyonaea muscipula* fängt auch Fliegen? sind Fliegen ihre Nahrung? Warum die zusammengesetzte Vorrichtung in den Blättern dieser Pflanze? zu welchem Zwecke? - Und wenn wir nun die Haare, Klappen u.s.w. an den Nectarien dieser Pflanze sehen, werden wir dabey die Zweckmäßigkeit der Natur bewundern, die durch diese Anstalten den Nectar der Blume gegen Wind und Regen und andere Feinde schützen will? Wie ohnmächtig wäre dieser Wille! wären diese leicht überwindlichen Anstalten! wie klein und beschränkt wäre das von der Natur gedacht! Wir gestehen uns vielmehr, daß die Natur, das Ewige, die Vollkommenheit, uns unerreichbar und unerforschlich bleibt, daß wir nur die wenigen Andeutungen aufzufassen vermögen, die in direkter Beziehung zu unsern Sinnen stehen, und daß wir sie immer besser kennen lernen, immer mehr von ihr belohnt werden, je weniger vorwitzig wir grübeln oder leichtsinnig und oberflächlich aburtheilen, und je sorgfältiger, genauer und bescheidener wir beobachten, Thatsachen an Thatsachen anreihen, und so ruhig abwarten, wie viel sich davon aus ihrem Zusammenhange und erklären, uns offenbaren will. Es versteht sich, daß der Zweck und alle Zwecke, die in der unendlichen Thätigkeit der Naturerzeugnisse liegen können, erreicht werden müssen; wer mag aber ihre Zwecke und Mittel erkennen wollen! - Die Haare, Klappen u.s.w. an den Nectarien sind da; sie halten bis zu einem gewissen Grade Wind und Regen und andere Feinde ab; das ist Alles, was wir sehen und wissen; hütet Euch aber zu sagen: das ist ihre Bestimmung! das der Zweck der Natur, den sie mit diesen Mitteln erreicht! In der Philosophie, wo die Irrthümer ihren wesentlichen Nutzen haben, möget Ihr nach Voraussetzungen aburtheilen, um Euch dem unerreichbaren Ziele, wenn auch unmerklich, zu nähern; in der Beobachtung der Natur lernt Ihr ihre Gesetze nicht nach beschränkten Vorstellungen kennen und entfernt Euch von dem Ziele, je mehr Ihr über das Warum abzuurtheilen geneigt seyd. - Verzeiht mir diese Abschweifung und laßt uns zu den reizenden Blumen zurückkehren, bey denen wir jetzt zur Betrachtung ihre wesentlichen Theile kommen.

Die wesentlichsten, wichtigsten Theile der Pflanze sind unstreitig diejenigen, ohne welche sie nicht fortdauern, nach ihrem Tode fortdauern, ohne welche sie sich nicht fortpflanzen könnten und die ihre große Dauer im unaufhörlichen Wechsel zu vermitteln berufen sind. Die Blätter der Blume, die Nectarien, der Kelch und alles Auffallende, was sich abwechselnd an ihnen findet, könnte fehlen bey den vollkommenen Pflanzen, von denen wir uns unterhalten; aber die eigentlichen Fortpflanzungs- oder Befruchtungswerkzeuge dürfen nicht fehlen, um aus der Blüthe die Frucht zu erzielen, aus der die Pflanze sich neu gestaltet. Diese Befruchtungswerkzeuge der Blüthe sind aber von zweyerley verschiedener Beschaffenheit, einander in gewissem Sinne entgegengesetzt, und doch einander durchaus unentbehrlich. Diese entgegengesetzte, und doch zusammenwirkende Richtung einer und derselben Kraft, zeigt sich überall da, wo das Geheimniß der Natur uns am tiefsten und undurchdringlichsten verschleyert zu seyn scheint. Solche Kräfte sind der Magnetismus, die Electricität u.s.w.

(Cavaliere Gianunzzi, der mit beyden bekannt war, brachte ein Magnet und eine Bussole herbey, führte uns an seine Electrisirmaschine, und machte mehrere Versuche, die die Polarität dieser Naturkräfte hinlänglich anschaulich machten, wobey auch der Magnetismus des Erdkörpers und vieles Andere zur Sprache kam, was eine Vorstellung von dem

allgemein in der Natur verbreiteten Verhältniß der Polarität geben konnte. Dann ward dasselbe Verhältniß, anders modificirt, in der Geschlechtsverschiedenheit der thierischen Schöpfung dargethan; endlich dasselbe auch in den Pflanzen nachgewiesen, und bey denselben, dem Sprachgebrauche gemäß, Geschlechtsverschiedenheit genannt, da es nur darauf ankommt, sich über die sichtbaren Erscheinungen des Unbegreifliche und Unerforschlichen zu verständigen, dazu das Wort unentbehrlich, jedoch die Wahl des Wortes unwesentlich ist. Es ward daher der Gegenstand nicht zu einer sinnlichen Vorstellung thierischer Geschlechtlichkeit herabgezogen, sondern diese letztere selbst zu einer höhern Bedeutung und allgemeiner Naturansicht erhoben.)

So finden wir auch in den Befruchtungswerkzeugen der Blüthe einen Süd- und einen Nordpol, ein Männliches und ein Weibliches, wie Ihr es nennen wollt. Die männlichen sind die Staubfäden. Es sind, wie Ihr an diesen verschiedenen Blumen seht, mehr oder weniger dünne Stäbchen oder aufrechte Fäden, auf deren Spitze Kölbchen oder Behältnisse stehen, die sich regelmäßig öffnen und eine Menge mannichfaltig gebildeter Körperchen ausschütten. Die Träger heißen Staubfäden; die Behältnisse Antheren; die staubartigen Körperchen Pollen. - Der Bau der Staubfäden stimmt aufs Genaueste mit dem Bau der Blumenblätter überein; sie haben dasselbe zarte Zellgewebe, ohne alle Spaltöffnungen; dieselben vereinzelt Schraubengänge oft dieselbe Farbe; verwandeln sich oft in einander; die Staubfäden werden Blumenblätter in den gefüllten Blumen; bey gewissen Pflanzen sitzen die Antheren geradezu auf der Spitze der Blumenblätter; kurz, der Staubfaden ist wie ein zusammengezogenes Blumenblatt, dieses wie ein ausgedehnter Staubfaden anzusehen. - Die Antheren haben überaus mannichfaltige Formen, sind aber im Allgemeinen Beutelchen, in deren zartem Zellgewebe jede Zelle ihr Pollenkörperchen in sich schließt. Mit den Staubfäden hängen sie nur mittelst überaus subtiler, dünner Fäden zusammen, durch welche sie dennoch ernährt werden, so leicht sie auch diese Fädchen ablösen. Das Zellgewebe wird immer lockerer, je mehr es der Luft und dem Lichte ausgesetzt ist; die Pollenkörperchen wachsen und durchbrechen die lockern und zarten Wände der Zellen, und so öffnen sich, bey völliger Reife des Pollens, die Antheren auf bestimmte, der Art eigenthümliche, Weise. - Der Pollen, stark vergrößert, zeigt meistens kugelförmige Körper, oft auch anders, zuweilen sehr auffallend gestaltet. Der Stoff aber, den diese Körperchen enthalten, ist der feinste, flüchtigste und geistigste der ganzen Pflanze; seine Bestandtheile haben eben deswegen nicht untersucht werden können; aber wir wissen, daß er zu der geheimnißvollen Befruchtung unentbehrlich und die Hauptsache ist. Mehrere Versuche an den Pollen haben sehr merkwürdige Erscheinungen veranlaßt: Befeuchtet man ihn mit Wasser, so schwellen die Pollenkörperchen an, verändern ihre Gestalt auf mannichfaltige Weise und sprühen etwas aus, das wie ein Nebelwölkchen aussieht; thut man aber ein Tröpfchen süßes Öl darauf, so verändern sie ihre Gestalt weniger, aber man bemerkt ein allmähliges sanftes Ausschwitzen des innern Gehaltes. Befeuchtet man die Pollenkörperchen mit Weingeist, so zeigen sie eine auffallende Beweglichkeit, indem sie sich bald abstoßen, bald anziehen, bald sich um ihre Achse drehen. Macht man einen wässerigen Aufguß auf Pollen, so entstehen äußerst schnell mancherley Infusionsthierchen, welches eine Ähnlichkeit dieses Pflanzenstoffes mit der Mischung thierischer Stoffe andeutet, wie sie in keinem andern Theile der Pflanzen Statt findet.

Die sogenannten weiblichen Werkzeuge zur Bildung der Frucht sind: der Fruchtknoten, oder die Anlage zur künftigen Frucht; der Griffel, welcher aufrecht auf dem Fruchtboden steht und die Narbe trägt, bey vielen Pflanzen aber auch fehlt; und die Narbe, welche zur Aufnahme des befruchtenden Staubes bestimmt ist. - Der Fruchtknoten enthält entweder nur gedrängtes Zellgewebe und einzelne Schraubengänge, oder es zeigen sich Reihen von Bläschen darin, die mit klarem Wasser angefüllt sind, und zu denen die Schraubengänge

hingehen. Diese Bläschen, und in vielen Pflanzen noch mannichfaltige andere Theile, sind die bereits vorgebildeten, unvollkommenen Früchte, die gleichsam nur des Erwachens bedürfen, des belebenden Reizes durch den flüchtigen Stoff des Blütenstaubes, um sich thätig zu entwickeln und als höchstes Resultat der individuellen Pflanze ans Licht zu treten. - Der Bau des Griffels stimmt mit dem Gewebe der Staubfäden überein, und besteht aus Zellgewebe, einigen Safröhren und Schraubengängen; aber er enthält durchaus keine in den Fruchtknoten führende hohle Röhren. - Die Narbe, an der Spitze des Griffels, und wo dieser fehlt, oben auf dem Fruchtknoten sitzend, nimmt den befruchtenden Staub auf, und hat gewöhnlich eine schwammige, drüsige oder haarige Oberfläche. Untersucht man die Haare noch so genau, so wird man keine Öffnung in denselben, sondern sie vollkommen geschlossen finden. Auf ihnen ruhen die Pollenkörperchen, bis sie von der eigenthümlichen Feuchtigkeit der Narbe aufgelöst werden. Über die Beschaffenheit dieser eigenthümlichen Feuchtigkeit der Narbe ist man eben so im Dunkeln, wie über den Gehalt der Pollenkörperchen, der sich in keiner bekannten Flüssigkeit und durch kein chemisches Mittel vollkommen auflöst. - Eben so wenig wissen wir, wie diese, sich auf der Narbe auflösenden, Flüssigkeiten ihren Einfluß auf den Fruchtboden ausüben, da durchaus keine direkte Verbindung wahrzunehmen ist. Wir helfen uns daher, wie bey der Wurzel, den Haaren u.s.w. mit dem organischen Durchschwitzen und hoffen, das Zellgewebe, die Schraubengänge und die Safröhren werden zur Fortbewegung ungleich feinerer Stoffe hier einen ähnlichen Dienst thun, als in allen übrigen Theilen der Pflanzen; mit nichten! auch dagegen giebt es wichtige Gründe! kurz, es bleibt uns nichts übrig, als die Sache dahingestellt zu lassen.

Der Fruchtknoten ist die Anlage zur Frucht; nach vollzogener Befruchtung entwickelt sich diese aus jenem nach, sichtlich vor unsern Augen. Die Frucht ist nämlich die Hülle des Samens, und sie besteht aus Zellgewebe und Schraubengängen. Jede Pflanze hat ihre Frucht, denn sie hat Samen, und nie ist dieser unbedeckt oder hüllenlos. Aber welche unübersehbare Mannichfaltigkeit an den Früchten! Ihr würdet so durchaus verschiedene Gestalten gewiß nicht mit einem Namen nennen mögen, wenn sie nicht bey all dem die Hüllendes Samens wären, die größte so gut wie die kleinste, die fleischige und saftige so gut wie die trockenste. - An dieser Flachsstaude ist die Frucht eine runde Kapsel; sie ist von fünf Klappen gebildet, wie Ihr seht; jede Klappe deckt zwey innere Fächer, die zehn Fächer sind durch dünne Wände getrennt und sie enthalten die glänzenden Samenkörner. An diesem Ulmen-zweige wird die Frucht sehr schicklich eine Flügelfrucht genannt; die häutige Samenhülle hat eine Verlängerung, die einem Flügel nicht unähnlich ist. Die Mandeln und Nüsse sind Euch bekannt und Ihr unterscheidet den vollen Kern der Haselnuß von dem, durch die Zwischenwände der Schale tief eingeschnittenen Kern der Wallnuß eben so gut, als die Glatte, feste Haut über der harten Schale der letztern, von der sehr verschiedenen, faserigen, lockeren Haut und ästigen, spröden, fast zerreiblichen Schale der Mandel. Hier seht Ihr zwey Früchte zweyer Pflanzen, lang und schmal, die Eben-Hülse, mit zwey dickern, saftigern Klappen, die der Länge nach aufspringen, wenn der Samen reif ist, dessen Körner an feinen, dünnen Fäden auf der einen Seite festsitzen; die andere ist die Schote vom Senf, deren Klappen zu beyden Seiten am Stengel aufspringen und sich nach der Spitze der Schote aufrollen und die Mittelwand derselben aufdecken, an der die Samen wechselweise an beyden Seiten festsitzen. Die Früchte kennt Ihr, die man Beeren nennt; die gespannte Oberhaut ist mit dem eigenthümlichen Fruchtsaft angefüllt, in welchem Ihr die Samenkörner findet, die aber nicht frey in der Flüssigkeit schwimmen, sondern wie jedes Samenkorn jeder Frucht, an einem Punkte irgend wo angeheftet sind, mittelst eines sehr feinen Fädchens oder Stiels, durch den das Samenkorn ernährt wird. Der Sprachgebrauch nennt zwar auch die Erdbeere eine Beere, aber Ihr seht, daß sie ganz anders gestaltet ist;

die Samenkörner sind hier, auf der Oberfläche des stark ausgedehnten, saftigen Fruchtbodens, in kleinen Vertiefungen einzeln eingesenkt. Betrachtet den Apfel, die Pflaume, die Orange, die Melone, den Granatapfel, den Tannenzapfen, alles Pflanzenfrüchte, die Ihr täglich vor Augen habt, und denkt Euch die Mannichfaltigkeit derselben so groß, daß man fast täglich neue Pflanzen mit Früchten entdeckt, deren Gestalten wiederum von allen bekannten durchaus verschieden sind, und Ihr werdet Euch eine Idee von der Unendlichkeit der Formen machen, für die keines Menschen Phantasie, auch die reichste, nicht ausreicht. Wie mit der Frucht, so ist es auch mit dem Samen; jede Pflanzenart hat einen eigenthümlich geformten Samen. Der Same hat eine Menge höchst merkwürdige Eigenheiten, die bey dem genauern Studium der Pflanzenkunde die wichtigsten Unterscheidungsmittel der Gattungen, ja sogar der Arten, abgeben. Wir kommen später hierauf zurück.

Bey diesen hauptsächlichsten Ansichten der Pflanzen-Physiologie blieb Freund Holm einstweilen stehen, und ging dann zur unmittelbaren Betrachtung der Pflanzengattungen über.

Anders, sagte er mir, als ich ihn befragte, lernen Kinder die Pflanzen kennen, und anders erwachsene, gebildete und unterrichtete Personen, die sich nur nicht gewöhnt haben mit offenen Augen zu sehen. Diese müssen vor Allem die Natur, deren Betrachtung auf allen Schulen und von allen Erziehern so sehr vernachlässigt wird, in ihrer hohen Würde, und zweytens das Material kennen lernen, dessen vielfache Formen sie betrachten wollen; beydes lehrt die Physiologie der Pflanzen, und ihre allgemeineren Ansichten reichen dazu hin; nur dürfen sie nicht schwankend, unbestimmt oder gar unrichtig seyn. Der Botaniker kann diesen Theil der Wissenschaft ausführlich studiren, und muß es wohl; wir Anfänger begnügen uns mit den Elementen, begnügen uns sogar mit den Dicotyledonen allein, und lernen den Bau und die Natur der Monocotyledonen und Cryptogamen erst später kennen, wo uns die Pflanzenformen und die Betrachtung derselben geläufig geworden ist, wo es nur der Andeutung, nicht einer weitläufigen Deduction bedarf, um die Abweichungen von dem Bekannten schnell zu fassen und sich zu eigen zu machen. Eine größere Ausführlichkeit muß Jeden ermüden, der die Pflanze sonst noch wenig kennt und das Interesse für ihren Bau und ihre Natur also nicht hat.

Mein Lehrer pflegte sodann seinen Zuhörern gleich Pflanzen selbst vorzulegen, und zwar solche, an denen sie große Gruppen und Gattungen kennen lernten. Jede Pflanze ward aufs Genaueste betrachtet, jeder Theil derselben benannt, und sie selbst bekam den Namen ihrer Gattung. Jeder zeichnete sich auf, was seinem Gedächtniß hätte entschlüpfen können; so fand sich die Terminologie nach und nach von selbst, langsam dem Anscheine nach, aber sicher und bleibend, weil das Wort nur bey der Anschauung ausgesprochen ward und sich in den vorkommenden Fällen von selbst einfand. - Hier habe ich Rousseau's Briefe aufgeführt, die freylich kaum ein Anfang der Einleitung sind, aber doch den rechten Ton und Gang dieser Unterhaltung bestimmt angeben; dann ist es ein Buch, das zufällig vorliegt, man liebt und ehrt den Autor, sogleich seine Ausprüche, so findet die Sache um so leichter Eingang. - Kennt man nun eine gewisse Anzahl Pflanzen, so wird eine Classification Bedürfniß, und dann ist es Zeit, die Bekanntschaft des Linneischen Systems zu machen und diesem so lange zu folgen, bis es geläufig geworden ist und man danach so viele Arten kennen gelernt hat, daß das Schwankende der sogenannten natürlichen Ordnung nicht mehr irre machen kann, diese aber, auf den ersten Gang der Methode zurückführend, erst die vielseitigere Ansicht und genauere Kenntniß des Pflanzenreiches begründen. - So erst wird man nach und nach fähig, ganze Gruppen zu übersehen, und so wiederum die Eigenthümlichkeit der einzelnen Arten zu erkennen, nicht bloß im Bau und der Gestalt der Pflanze, sondern auch in ihrer Entwicklungsweise und ihrem schönen stillen Leben, bis

man zu Hause ist, unter diesen befreundeten Mitgeschöpfen, die uns Lehrer und Vertraute werden, uns nie betrüben, uns vielmehr überschütten mit den reinsten stillen Freuden des Lebens.

Verbesserungen.

S. 9. Z. 1. v u. statt ein lies: eine. S. 28. Z. 4. v. o. st. langweilte l. languirte. S. 29. Z. 12. v. o. st. diesem l. diesen. S. 34 Z. 11. v. u. st. gegen einander überstehend l. einander gegenüber stehend. S. 54. Z. 10. v. o. st. keine l. kein. S. 47. Z. 10. v. o. st. füttrern l. füttern. S. 66. Z. 9. v. u. nach gewisse das Komma zu viel. S. 66. Z. 13. v. o. st. entscheidenste l. entschiedensten. S. 71. Z. 13. v. o. st. Turkmann l. Turkoman. S. 108. Z. 14. v. o. st. Gewährt l. gewöhnt. S. 115. Z. 16. v. o. st. aus den l. aus dem. S. 119. Z. 16. v. o. das Komma nach „Verstande“ setze nach „genügende“. S. 155 Z. 1. v. o. st. ihn l. ihm. S. 175. Z. 7. v. o. st. vor l. für. S. 203. Z. 1. v. u. st. ihn l. ihm. S. 218. Z. 13. v. u. st. Arriccia l. Nemi. S. 221. Z. 4. v. u. st. S. Casimato. l. S. Cosimato. S. 22. Z. 6. v. o. st. Asteria l. Osteria. S. 225. v. u. st. Cavaliera. l. Cavaliere. S. 225. Z. 1. v. u. st. Cucci oder Lomari l. Ciucci oder Somari. S. 227. Z. 5. v. u. st. Sabbin l. Sabbi. S. 228. Z. 13. v. o. st. Menicucca l. Menicucci. S. 229. Z. 1. v. o. st. Sabbin l. Sabbi. S. 237. Z. 2. v. o. st. noch schön l. noch so schön. S. 238. Z. 12. v. u. st. wirkliche l. wirklich. S. 239. Z. 8. v. u. st. Abdate l. Abate. S. 243. Z. 7. v. o. st. de l. di. S. 243. Z. 8. v. o. st. marisse l. morisse. S. 246. Z. 14. v. o. st. ein l. einen. S. 248. Z. 16. v. o. st. Zanzariera l. Zanzariere. S. 254. Z. 12. v. u. nach „Schlimmst“ l. tragen. S. 258. Z. 9. v. o. st. furchtbaren. L. fruchtbaren. S. 275 Z. 11. v. o. st. Maaßen l. Maaße. S. 280. Z. 5. v. u. st. de Gard l. du Gard. S. 229. Z. 3. v. o. st. Minturua l. Mintuna. S. 340. Z. 13. v. o. st. einnahm l. einnahmen. S. 349. Z. 1. v. u. st. Suigi l. Luigi. S. 390. Z. 4. v. o. st. Giovanni l. Giovnai. S. 390. Z. 12. v. o. st. Festtag l. Fasttag. S. 402. Z. 14. v. o. st. aufgeregten l. aufrechten.